Dem Irrenhaus entsprungen!

Leben und Schicksale

des

Julius Pfeiffer

Bürgers von Sontheim O.A. Heilbronn
zuletzt in Wurmlingen O. A. Tuttlingen

Zwölf Jahre bei vollem Verstand im Irrenhaus Zwiefalten.

Von ihm selbst erzählt als Flüchtling im Ausland.

Stuttgart
Verlag von Robert Lutz
1895.

Preis Mark 1.80.

(Aus der **Resolution** einer Versammlung von Männern verschiedener Parteien und Berufe aus Preußen, Sachsen, Baden (Württemberg fehlte!) vom **21. November 1894** — dem Tage der Flucht Pfeiffers — in **Göttingen.**)

In der bisherigen Praxis der Gerichte, der Justiz-, Verwaltungs- und Medizinalbehörden ist nicht nur die Fürsorge für die unglücklichen Irren und angeblich Irren außer acht gelassen, sondern sind auch nachweislich ungerechtfertigte Aufnahmen in Irrenanstalten und Entmündigungen und andere grobe Rechtswidrigkeiten vorgekommen, **ohne daß dagegen** eingeschritten worden wäre.

Es ist unbedingt nötig, daß ein Irrenrecht im deutschen Reiche geschaffen werde.

Es müssen in jedem Oberlandesgerichtsbezirk **Irrenaufsichtsämter** gebildet werden, welche die Interessen der Irren wahrzunehmen haben, und deren Mitglieder mit den nötigen Vollmachten ausgestattet sind. Die Irrenaufsichtsämter bestehen aus einem Richter, einem Verwaltungsbeamten, einem Arzt, einem Geistlichen und 5 gewählten Vertrauensmännern.

Es ist eine **strafgesetzliche Bestimmung** (etwa § 239 a) einzufügen, wonach widerrechtliches Einbringen und Einbehalten in einer Irrenanstalt mit Freiheitsstrafe, in schweren Fällen und, wenn ein Beamter oder Arzt der Thäter ist, mit Zuchthaus bestraft wird.

Der Begriff der **falschen Anschuldigung** (§ 164, R.Str.G.B.) ist auszudehnen auf die **Behauptung des Irrsinns** und die Behauptung von Thatsachen, die, wenn sie wahr wären, eine Entmündigung oder Unterbringung in einer Irrenanstalt zur Folge hätten.

Auszüge aus **Düsings „Künstlicher** Irrsinn", eine Warnung vor Irrenanstalten. (Leipzig, Friedrichs Verlag.)

„Die Bestrebungen, die Irrengesetze zu verbessern, wären längst mit Erfolg gekrönt worden, wenn die große Masse des **Publikums** etwas weniger bequem und mehr wohlwollend gegen seine Mitmenschen wäre." (Und setzen wir hinzu: die **Presse** ihre Schuldigkeit mehr thäte.)

„Wir sind in **Deutschland im Irrenwesen zurückgeblieben.** In keinem civilisierten Staate findet man solch drakonische Irrengesetze."

„Aus der Menge der in den letzten Jahren veröffentlichten Fälle darf man schließen, daß die Zahl der Personen nicht gering sein kann, die auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege beiseite geschafft sind und hinter den Mauern der Irrenanstalten vergebens auf den Erlöser harren, bis sie schließlich verrückt werden. Es ist **Pflicht eines jeden Menschen,** für solche Unglückliche einzutreten und auf deren Befreiung zu dringen."

„**Querulanten** sollten nicht eingesperrt werden. Einmal ist der Querulantenwahnsinn oft **sehr schwer von berechtigten Klagen zu unterscheiden.** Dann verleitet dieser geistige Verfolgungswahnsinn nur selten zu körperlichen Ausschreitungen; die Gemeingefährlichkeit darf daher nicht wie bisher auf Grund theoretischer Betrachtungen angenommen werden, sondern muß durch die That (jedenfalls nicht bloß durch Worte!) bewiesen sein. Endlich kann dieser Wahnsinn durch die Einsperrung doch nicht geheilt sondern nur **vergrößert** werden. Ein Querulant kann nicht in einer Anstalt, wohl aber in **Freiheit** gesunden."

„Warum trifft man nicht jetzt schon provisorische Maßregeln, indem man durch ein vorläufiges Gesetz oder eine Verordnung, eine Kommission von Laien schafft, die **sämtliche Irrenanstalten zu revidieren** hätte, und die es verhindert, daß immer wieder gesunde Menschen als irrsinnig beiseite geschafft, oder gar als **„gemeingefährlich"** erklärt werden, obwohl sie nie einem Menschen ein Leid zugefügt haben, während man Verbrecher und **notorische Raufbolde** ruhig umherlaufen läßt!"

Dem Irrenhaus entsprungen!

Leben und Schicksale

des

Julius Pfeiffer,

Bürgers von Sontheim O.A. Heilbronn — zuletzt in Wurmlingen O.A. Tuttlingen —

Zwölf Jahre bei vollem Verstand im Irrenhaus Zwiefalten.

Von ihm selbst erzählt als Flüchtling im Ausland.

Stuttgart
Verlag von Robert Lutz
1895.

* *

*

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhalt.

Einführung des Verfassers durch den Verleger.

Am 22. November wurde ich vom Frühstück hinweg in mein Geschäftszimmer abgerufen: es sei ein Flüchtling aus der K. württemb. Irrenanstalt Zwiefalten drunten, der mich dringend zu sprechen wünsche. Ueberraschend war mir der Besuch nicht so ganz, hatte ich doch seit meiner Veröffentlichung der Leidensgeschichte des Bauern Kuhnle *) manchen Besuch früherer Insassen von Irrenanstalten oder Schreiben von solchen empfangen. Der Fremdling war ein gesund, kräftig und intelligent aussehender Mann am Ausgange der „besten Mannesjahre" und nur seine ziemlich blasse Gesichtsfarbe und etwas schwammiges Aussehen wiesen auf Stubenluft und lange Haft hin; — nicht zu vergessen, ein unsagbarer Mißduft, der den Kleidern des Mannes entströmte und noch lange in Zimmer und Haus haftete, nachdem der Verbreiter desselben schon über alle Berge war. Dieser Geruch kam — nach der Erklärung meines Gastes — von der unreinlichen und mit schmutzigen Gewohnheiten aller Art behafteten Umgebung von Wahnsinnigen her, unter welchen er sich jahrelang befunden hatte; denn daß er selbst auf Reinlichkeit hielt, davon konnte ich mich seitdem genügend überzeugen. Ich erwähne diesen Gestank nur deshalb, weil er — um mit Sabor zu reden — „tief blicken läßt" — in die Atmosphäre der Irrenhäuser. Man sah dem Manne die Strapazen und Aufregungen der Flucht, die in der Nacht vom 20. auf den 21. November zusammen mit vier anderen erfolgt war, und wie es scheint unter sehr schwierigen Verhältnissen, am ganzen Leibe an. Die Bekleidung des Flüchtlings war in einem sehr mangelhaften Zustand und seine Hände zitterten fieberhaft. Wie derselbe sich nach Stuttgart durchgeschlagen, was ihm nur durch die Unterstützung teilnehmender Menschen gelang, wird er wohl selbst einmal erzählen. Er blieb den Tag über in meinem Hause und da hatten ich und meine Leute vollauf Gelegenheit, Einblicke in die geistige Werkstätte unseres Gastes zu thun.

---

*) Vier Jahre unschuldig in württemb. Irrenanstalten von Wilhelm Kuhnle — nebst der Fortsetzung: „Hie Bauer, Hie Staatsanzeiger".

Auch nicht die mindeste Spur verriet oder deutete an, daß eine geistige Störung oder Abnormität vorhanden. Ich gebe zu, daß „psychopathische Minderwertigkeiten“, wobei es sich um das Grenzgebiet von gesund und krank handelt, meist nur durch längere Beobachtung Sachverständiger erkannt werden können, — allein um einen derartigen geistigen Defekt kann es sich doch unmöglich in unserem Falle handeln. Leute mit einem derartigen partiellen Defekt sperrt man nicht zwölf Jahre unter Tobsüchtigen und Blödsinnigen ein. Im übrigen glaube ich auch nicht entfernt an „psychopathische Minderwertigkeit“ irgend welcher Art, nachdem ich über drei Monate mit dem Manne ununterbrochen im Verkehr gestanden und einen ziemlich genauen Einblick in sein persönliches Wesen erlangt habe.

Nachdem ich also im Laufe des Tages mit meinen Angehörigen und Angestellten die Ueberzeugung gewonnen, es mit einem Manne zu thun zu haben, der offenbar „aus Versehen“, oder durch eine Verkettung seltsamer Umstände — wir kennen ja die Kette seit dem Falle Kuhnle und Hegelmaier! — in die Irrenanstalt gekommen, hatte ich keine Veranlassung, dem Unglücklichen meine Gastfreundschaft und Asyl zu kündigen und ihm den Beistand zur Fortsetzung der Flucht zu versagen. Mit Hilfe einiger Kleidungs- und Wäschestücke, des Hutmachers, Barbiers und — nicht zu vergessen einer Flasche Kölner Wasser — wurde die Umwandlung des Flüchtlings in einen modernen Pflastertreter und Reisenden II. Klasse vorgenommen, so daß er hoffen durfte, als er per Schnellzug abreiste, ohne Störung des Inkognito an dem Ziele seiner Wünsche, im Auslande, anzukommen. Zwar ging es nicht ohne neue Abenteuer ab, wobei Mißgeschick und Furcht eine Rolle spielten; doch wurde schließlich nach acht Tagen das Ziel erreicht. Monate sind seitdem verflossen — und ich hatte keinen Augenblick meine Handlungsweise zu bereuen Veranlassung, wenn auch ein solch unverhoffter Zuwachs zu den Familien- und Verlegersorgen mit manchem Kopfzerbrechen verbunden ist.

Was aus dem Manne ferner werden soll? Wie es zu ermöglichen sei, demselben die freie Rückkehr in die Heimat zu eröffnen und ihm eine neue Existenz begründen zu helfen, diese Fragen lagen mir schwer auf der Seele. Allein diese Sorge wurde wesentlich verringert und die Nebel des Zweifels lichteten sich wunderbar, als der Flüchtling schon nach kurzer Zeit anfing, Manuskript über Manuskript einzusenden, worin er seinen Lebenslauf schilderte. Der elende Flüchtling einer Irrenanstalt, der jahrzehntelange Leidensgenosse einer Umgebung von Wahnsinnigen, entpuppte sich zum nicht geringen Erstaunen des Verlegers als ein Autor, als ein geborener Schriftsteller, dem nur der Schliff und die Schule fehlte. In seiner festen und gesunden Handschrift schrieb dieser Autor, der sich aus dem tiefsten und dunkelsten Labyrinthe des Schicksals zur Freiheit und Sonne durchgerungen, in wenigen Wochen, man kann fast sagen: Tag und Nacht, die Blätter

zu dem nachfolgenden Buche, das den Leser so gut unterhalten wird wie ein Zeitungsfeuilleton oder ein Roman, und zwar nicht von der schlechtesten Sorte. Nach kurzen sieben Wochen lagen siebenhundert — schreibe 700! — Quartblätter sauberen Manuskriptes vor mir, bis auf eine Anzahl Stil- und Schreibfehler, druckfertig, — eine um so staunenswertere Leistung, als in dieser Erzählung der Verfasser aus den Tiefen einer längstvergangenen Erinnerung schöpft, ohne alle Hilfsmittel für das Gedächtnis. Er schildert hunderte von Begebenheiten und Episoden seiner Knaben-, Lehr- und Wanderjahre mit einer Anschaulichkeit, einem Humor, Witz, Geist und Gemüt, um die ihn die meisten Psychiater beneiden dürfen. Alle Seelen- und Geisteskräfte eines gesunden, ja kerngesunden Mannes spiegeln sich in diesen Blättern wieder und der Leser wird sich, wie es mir selbst ging, immer wieder und wieder fragen: ist es denn möglich, daß solche Menschen jahrzehntelang, — ja offenbar mit der Absicht für zeitlebens! — als unheilbar geisteskrank eingesperrt werden? Es erscheint dies dem Leser ebenso unmöglich, als daß ein solcher Mann — heute ein Fünfziger — nach 12- bezw. 18jähriger Gefangenschaft mit ungebrochener geistiger und physischer Kraft dasteht. Aber was wäre in Deutschland, in Württemberg, heute unmöglich? In einer Zeit, in der die Weisheit der Reichsregierung sich in einer Umsturzvorlage erschöpft, in einer Zeit, wo in Württemberg Broschüren erscheinen, „welche" — um mit Herrn F. Haußmann zu reden — „in Abgründe blicken lassen", wo, um Beispiele anzuführen, ein Regierungspräsident das verwerfliche System eines unskrupulösen Ministers, seines früheren Vorgesetzten, öffentlich an den Pranger stellt, wo der Vertreter der höchsten Medizinalbehörde (natürlich, um das Odium von letzterer möglichst abzulenken) den Ausspruch thut, ich hätte nicht für möglich gehalten, daß solche Dinge in Württemberg vorkommen; wo ein Ehrenmann von Richter, an dessen Handeln und Wandeln kein Makel klebt, weil er wider den Stachel der juristischen Bureaukratie gelöckt, der „Achtung, die sein Amt erfordert, für unwürdig erklärt" und schmählich abgesetzt wird, um dann wieder als ein der allgemeinen Achtung würdiger Rechtsanwalt zugelassen zu werden; wo derselbe Mann nach seiner Absetzung die hohen Richter des Landes, welche an dem Disziplinarverfahren gegen ihn mitgewirkt, bis hinauf zum Justizminister, des Schlimmsten beschuldigt, wessen man Richter und Justizminister wohl beschuldigen kann (siehe die Schrift „Der Achtung unwürdig" * und die Rechtfertigungsartikel Pfizers in der „Zunkunft" und dem „Grenzboten" 2c.) — ich wiederhole: in einer solchen Zeit des Umsturzes innerhalb der oberen Stockwerke unserer Gesellschaft und Regierung, da kann einem Bürger unmöglich noch etwas für unmöglich erscheinen.

---

* Ein strafrechtliches Einschreiten gegen den Verfasser dieser Schrift, welche im Oktober 1894 erschien, ist nicht erfolgt.

Die vorliegende Schrift Pfeiffers ist nicht vom ästhetischen oder litterarischen Standpunkte aus verlegt worden; sonst würde ich alles, was nicht zur harmlosen Beschreibung der Knaben-, Lehr- und Wanderjahre gehört, gestrichen haben. Da es sich aber darum handelt, der Oeffentlichkeit — wozu wir auch Psychiater von unverfälschter Reinheit des Wissens und Handelns zählen — ein psychologisch wertvolles Dokument vorzulegen, so war es unbedingt geboten, den Verfasser auch in seinen Abschweifungen vom Thema und ohne viele Zensur zum Ausdruck kommen zu lassen. Darum blieben die bissigen Ausfälle auf Psychiater, Bureaukratie und noch manches andere, was der Verfasser oft etwas willkürlich hereingezogen hat, stehen.

Der Leser wird ja in dieser Beziehung Nachsicht üben mit einem Manne, der, nachdem er jahrzehntelang „Amboß" gewesen, nun endlich einmal Gelegenheit findet, mit der Feder in der Hand, „Hammer" zu spielen.

Welchen Grad von Sympathie der Leser dem Verfasser entgegenbringen mag, ist seine Sache: möge er immer wieder bedenken, daß es sich für uns lediglich um die Frage handelt: dürfen solche Leute zeitlebens in die Irrenanstalten eingesperrt werden? Ist der Steuerzahler dazu da, solche Pensionäre, die nützliche Glieder der Gesellschaft sein können, aus seiner Tasche zu erhalten? Wenn man die Irrenanstalten zu Aufbewahrungsanstalten von allen möglichen Menschen machen will, die in schlimme Konflikte mit Polizei, Justiz, Schultheiß, Oberamtsarzt und sonstigen Instanzen gekommen sind, die sich Angehörigen und Behörden recht unbequem gemacht haben, so erweitere die Regierung den Zweck der Irrenanstalten oder baue spezielle Anstalten für diese besondern Gattungen, wofern das Volk seine Zustimmung dazu giebt. Wir selbst sind für etwas anderes: für die ausgiebigsten Garantien gegen unnötige Einsperrung in Irrenanstalten. Mit dem bisherigen System, das zu den Skandalen Hegelmaier — Kuhnle — Pfeiffer führte, muß gebrochen werden. Wenn die Verwaltungsorgane im Bund mit einer oberamtsärztlichen Psychiatrie, wie dieselbe bisher beschaffen ist, und einer Medizinalbebehörde, die, aus den Akten begutachtet, nach den Menschen greift, — wenn auch die Justiz nicht immer frei ist von einer fatalen Hinneigung zur Psychiatrie, vollends wenn dieselbe nicht ganz echt ist, — dann muß das ganze Gebäude des Rechtsstaats ins Wanken kommen. Vielleicht und hoffentlich bricht für die so schwer kompromittierte und mit dem größten Mißtrauen betrachtete württembergische offizielle Psychiatrie durch die Errichtung der Universitätsirrenklinik in Tübingen eine neue und bessere Aera an, und wird durch dieselbe in allen wichtigen Fällen eine Begutachtung gesichert, welche jedem Regierungseinfluß, selbst dem ministeriellen, unzugänglich ist. Am besten wäre freilich, wenn in allen Fällen, wo auch nur indirekte Einflüsse der Regierung denkbar sind, Gutachten durch auswärtige Psychiater benachbarter Bundesstaaten eingeholt würden.

Unser Pfeiffer ist kein unbescholtener Mann. Aber er hat seine Schuld gebüßt, schwer gebüßt und hernach ist es Sache einer Gesellschaft, die christlich sein will, einem früheren Gefangenen die Hand zum Beginn einer neuen Laufbahn zu reichen. Mit dem bloßen Strafen ist es nicht gethan; es handelt sich um die Erziehung und Emporhebung des Menschengeschlechts und zumal der Gefallenen, was aber nur möglich ist bei einem lebendigen Solidaritätsgefühl der bürgerlichen Genossenschaft, deren Glieder sich des Satzes „Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms . . .“ bewußt sein sollen, was allerdings nicht entfernt der Fall ist.

Ich habe vorne gesagt, daß durch die Entdeckung des Schriftsteller-Talents bei Pfeiffer meine Sorge um ihn erleichtert wurde. Nicht nur, daß er durch sein Buch eine glänzende Probe geistiger Begabung abgelegt hat, so hat er auch dadurch den Grund gelegt, sich eine bürgerliche Existenz zu verschaffen. Seine Schrift muß ihm einen Freibrief für den Verkehr in der bürgerlichen Gesellschaft ausstellen, und mancher Geschäftsmann wird sich getrauen, mit der Anstelligkeit eines Pfeiffer, der scharfe Beobachtungsgabe, klugen Verstand und praktischen Sinn besitzt, einen Versuch zu machen.

Meine Aufgabe ist zu Ende, sobald Pfeiffer freie Rückkehr in seine Heimat erlangt. Man gebe ihm seine Entlassung aus der Irrenanstalt, wie dieselbe gewiß demnächst auch anderen, die sie verdienen, gewährt werden wird und muß. Ich unterlasse es, einen Appell an Minister oder Kammer zu richten, in der Hoffnung, daß es dessen nicht bedarf. Andernfalls könnte der „Fall Pfeiffer“ leicht auf dem Boden des Auslandes zünden und dort einen Skandal hervorrufen, der besser vermieden bliebe. Pfeiffer ist der Mann, der seinen gesunden Menschenverstand und seine Menschenrechte sehr kräftig in der weitesten Oeffentlichkeit zur Geltung zu bringen imstande ist. Unter Umständen auch bewege ich meinen Schützling, sich ohne weiteres und allem trotzend in die Heimat zurückzubegeben und unter meinen Schutz oder unter denjenigen des Landtages oder einiger Mitglieder desselben, die ein warmes Interesse für die Fragen unserer bürgerlichen Freiheitsrechte haben, zu stellen.

„Dringender, um vieles dringender als die Verfassungsrevision“, schrieb mir unlängst ein württembergischer Jurist und Kenner der hier um ein Stück weiter enthüllten Zustände auf dem Gebiete des Irrenwesens, „ist eine gründliche Untersuchung unserer Irrenanstalten und Reform in allen damit zusammenhängenden Einrichtungen und Gesetzen.“ Sache der Kammer wird es sein, ungesäumt eine Untersuchungskommission (eventuell unter Hinzuziehung unabhängiger Sachverständiger) zu ernennen, welche dafür sorgt, daß die ausgiebigste Garantie gegen unberechtigte Einsprechung in Irrenanstalten geschaffen und eine wirksame, nicht bloß von der Bureaukratie ausgeübte, ein-

gehende Kontrolle derselben, sowie eine ganz spezielle staatliche Ueberwachungskommission für die Privatirrenanstalten, so lange dieselben noch bestehen dürfen, eingesetzt werde.

Stuttgart, 25. Februar 1895.

Der Verleger.

* * *

Da das freie Belieben ohne gesetzliche Schranken gelegentlich zur Willkür ausarten kann und dies bedenklich ist, wenn es sich um die persönliche Freiheit — das wichtigste Grundrecht des Bürgers — handelt, so ist eine nähere gesetzliche Regelung der Verhaftungen seitens der Verwaltungsbehörden zu fordern. Der Amtsrichter ist an genaue gesetzliche Voraussetzungen bei Verhaftungen gebunden, der Amtmann dagegen nicht. Wir verlangen, daß für die Verwaltungsbehörden in erster Linie die Gesetzlichkeit und dann erst die Zweckmäßigkeit bei Verhütungsmaßregeln, die an sich nicht zu beanstanden sind, in Betracht zu kommen haben. Das Ansehen der obersten Medizinalbehörde des Landes hat in letzter Zeit eine schwere Schädigung dadurch erlitten, daß sie damals, als das vorgesetzte Ministerium Schmid den Fall Hegelmaier außerhalb des Rechtsverfahrens mit einem Handstreich erdrücken wollte, dieser Zumutung nicht widerstrebte. Daß das K. Medizinalkollegium den zurechnungsfähigen Mann auf Grund von Akten für geisteskrank erklärt hat, erzeugte eine tiefgehende Erregung; das Gefühl der Unsicherheit, „als ob nun alles möglich wäre", um einen Mißliebigen in der Zelle unschädlich zu machen, ergriff die weitesten Kreise der Bevölkerung. Angesichts dieser schweren Gefahr ist es klar, daß die Organisation des Medizinalkollegiums insofern verändert werden muß, als die Abhängigkeit vom vorgesetzten Minister, welche solche Früchte gezeitigt hat, beseitigt werden muß. Die Notwendigkeit, daß die Internierung von Personen in diesen Anstalten mit größeren Garantien umgeben werden muß, als bisher, drängt sich jedem auf. Es ist zu verhindern, daß auf Grund fälschlich erweckter Vorstellungen und irriger Wahrnehmungen des Arztes Einweisungen in diese Anstalten erfolgen; und es ist zu fordern, daß die Zurückbehaltung von Personen in Staats- und Privatirrenanstalten zum mindesten von periodischer Nachprüfung seitens unbeteiligter Sachverständigen abhängig gemacht wird. Mit dem Rechtsbewußtsein ist auch der Zustand unverträglich, daß, während sonst gegen das geringste Strafübel Rechtsmittel zur Nachprüfung gegeben sind, die für die ganze Existenz folgenschwerste Entscheidung über die Internierung von dem durch kein Rechtsmittel anfechtbaren Spruch einer nicht unfehlbaren Behörde abhängig sein soll. Hier muß eine Rechtsbeschwerde zugelassen werden.

(Aus einem Vortrag des Rechtsanwalt Dr. Elsaß, Stuttgart 21. Dez. 1894.)

* * *

Erstes Kapitel.

Kinderjahre in Höchstberg, Obergriesheim, Hofen. — In der Realschule zu Cannstatt. — Meine erste Fußreise.

Ich wurde am 3. Juli 1844 als der Sohn eines Schulmeisters in dem Orte Höchstberg, das auf der sogenannten „krummen Ebene“, in dem von Napoleon dem Ersten zum Königreichlein fabrizierten Württemberg liegt, geboren.

An meiner Wiege prophezeiten mir alte Weiber „Glück“ auf meinen Lebensweg, weil ich das erste Menschenkind sei, das in dem damals neu gebauten Schul- und Rathaus zur Welt kam. Aber wenn ich heute, nach 50 Jahren, auf den Weg zurückblicke, den ich in so vielgestaltig verschlungenen Windungen über sehr, sehr rauhe Pfade und steile, wüste Wege zurückgelegt, so muß ich leider seufzend ausrufen: Das war ein sonderbares Glück, das mir als Wickelkind in dem neuen Ortsgebäude verheißen wurde, ein sonderbares Glück, das ich zu kosten bekam bis auf den Grund des Bechers. Allerdings gebe ich zu, daß ich mir, wie so viele andere Sterbliche, auch teilweise selbst Dornen auf den Weg streute, — allein ich glaube nicht verdient zu haben, daß man mich wie ein kriminelles Ungeheuer behandelte und als irrsinnig jahrzehntelang der Freiheit beraubte. Möge der Leser dieser wechselvollen Erinnerungen selbst urteilen, ich werde mich vor ihm geben, gut und schlecht, wie ich bin.

Mein Gedächtnis reicht bis ins zweite Lebensjahr zurück. Ich weiß noch, wie mich mein Vater nebst meinem andern Brüderchen in einem geräumigen, mit zwei großen prächtigen Jagdhunden bespannten Kinderwagen spazieren führte und erinnere mich noch sehr gut, wie lustig die Fahrt immer ging, — wenn auch manchmal in den Straßengraben.

Mein Vater tauschte 1846 mit einem Lehrer des Nachbarorts Obergriesheim den Schuldienst Höchstberg. Auch dieses Umzugs kann ich mich noch gut erinnern. Ein Bauer, der damals mit seinem Enkel bei uns einen Abschiedsbesuch machte, verwechselte mich beim Fortgehen mit jenem, so ähnlich waren wir zwei Kleinen einander. Dieser Mann hieß Kraut und sein Enkel Joseph. In meinem vierten Lebensjahr, dem Jahre 1848, entrollten sich in dem sonst so friedlichen, abgeschlossenen Dorfe Obergriesheim gar seltsame Bilder vor meinem Kindesblick. Alle Kinder rannten auf einmal jedem „Giger" d. h. Hahnen nach, rupften ihm seine schönste männliche Zierde, die Schwanzfedern heraus, und steckten sie den Männern und Burschen an die breitkrämpigen, weichen, hellgrauen Filzhüte, die man in Gundelsheim, Neckarsulm oder Heilbronn kaufte. Ringsum wurde das schwarzrotgoldene Panier entfaltet und Tag und Nacht gesungen:

„Hecker, Struve, Robert Blum,
Kumm' un bring die Praise-n 'um."

Alle Abend kam alles was Hosen trug zum Exerzieren vor dem Rathaus zusammen, und mein Vater, immer friedlich gesinnt, nahm statt des Gewehrs die Trommel, wurde also ein Freischaren-Trommler. Ach wie flüchteten da die Beamten, die Kritzler, die schneidigen Bureaukraten herüber und hinüber über die schwarz-roten Grenzpfähle. Die Bauern, die keinen Schießprügel ihr eigen nennen konnten, bewaffneten sich mit Dreschflegeln, andere wieder exerzierten mit der polnischen Waffe, d. h. sie ließen ihre Sensen gerade schmieden, um sie als Lanzen und Spieße zu verwenden. Auch Heugabeln und Misthaken waren zu sehen. Da gab es manchen Bureaukraten, der angesichts solcher Revolution den feinen Egalité spielte. Die Schlacht bei Waghäusel ward geschlagen, der badische Aufruhr niedergedrückt und die Bureaukratie schwang abermals die Geißel über die unterthänige Menschheit. Droben am Neckar, in der Stadt Heilbronn, vollzog sich auch eine Metamorphose, nicht bloß bureaukratischer, sondern auch militärischer Art. Damals lag in Heilbronn das 8. Infanterieregiment in Garnison. Das Regiment stand während des Aufruhrs mit den Heilbronnern auf bestem Fuß. Arm in Arm sah man die beknäppiten Vaterlands-verteidiger und die Rechts- und Freiheitsverteidiger, mit ihren Hahnen-federhüten auf dem Kopf, jubelnd dahinwandeln. Im Heilbronner

Schweinsbergwald hätte es damals unter keinen Umständen ein — Fuchsmühl-Gemetzel gegeben. Heute möchte ich dem 8. Inf.-Reg. eine gleiche bürgerliche oder Volksgesinnung nicht mehr zutrauen. Dieser Geist ist durch den modernen Militarismus vollständig ausgerottet worden. Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen. Das 8. Inf.-Reg. mußte seine menschlich denkende Eigenschaft auf dem Fuße büßen. Es mußte von dem liebgewonnenen Heilbronn und seinen Einwohnern auf immer Abschied nehmen.

Mein Vater war mit vielen Militärpersonen sehr bekannt und hatte damals die Gelegenheit, einen Wagen voll Notenhefte und verschiedene Instrumente der Musikkapelle des 8. Inf.-Regts. zu erstehen. Mit diesen Instrumenten nebst der Trommel hat mein Vater viele Jahre lang Unterricht erteilt. Einzelne seiner Schüler wurden später auch Militärmusiker und selbst Kapellmeister.

Wir Kinder hatten unsere größte Freude, wenn wir uns im Schlosse und in der Mühle in Heuchlingen herumtummeln konnten, und die Körbe voll Eier, die wir da aus allen Winkeln, Büschen und Ställen zusammensuchten, und die, welche wir roh verzehrten, sie zählen nach hunderten. Als die schlechte Zeit kam, und die hungernden, in Lumpen gehüllten Armen in Scharen täglich aus dem Odenwald die „krumme Ebene“ überschwemmten, da ließen meine Eltern auch nicht ein Armes leer abziehen und mit Thränen in den Augen dankten ihnen die Darbenden. Heute noch ist es mir als hörte ich die Worte: Vergelts Gott Ihnen und Ihren Kindern tausendmal. Wie freute ich mich, wenn ich den Hungrigen mein eigenes Brot hingeben konnte. So verlebte ich meine Jugend mit gleich munteren Spielgenossen bis zum zwölften Jahre im Unterland. In dieser Zeit tauschte wiederum mein Vater seine Schulstelle mit dem Lehrer von Hofen OA. Cannstatt.

Der Ort liegt am Neckar und wird von einem lustigen, heiteren Völkchen bewohnt, wenigstens damals war es so. Mein sanges- und musikkundiger Vater brachte die gleichgesinnten männlichen und weiblichen Elemente so zur Ausbildung, daß sich die Hofener überall hören lassen konnten und die vollste Anerkennung fanden.

Mein Vater inscenierte auch in Hofen über die langen Winterabende Chr. Schmidsche Volksschauspiele mit Orchesterbegleitung, und dazu hatten wir manchmal sehr hohes Publikum aus Stuttgart und unserer nächsten Umgegend, namentlich unsern Nachbar aus

Mühlhausen, General Freih. v. Palm. Er gab über mich sein sachverständiges — kein psychiatrisches — Gutachten ab, daß ich meine Rollen ausgezeichnet spiele, und ich war stolz wie ein Spanier auf diese Kritik. Zum Unterricht mußte ich in die Realschule nach Cannstatt. Da ging es alle Tage in der Frühe mit einigen anderen Kameraden zum Dorfe hinaus den Neckar entlang, bei Sturm und Regen, Hitze und Kälte, und Winters in stockfinsterer Nacht, lustig und guter Dinge bis zu dem eine Stunde entfernten Städtchen. In Cannstatt lagen unsere Schulkameraden oft noch im tiefen Schlummer, wenn wir Hofener ganz beschneit und vereist unser Schullokal betraten. Des Morgens und Mittags machte ich öfters dem Sauerbrunnen einen Besuch und goß einige „Schapfen" dieses köstlichen, purifizierenden Mineralnasses über die Lampe. In der Schule da war ich — um der Wahrheit die Ehre zu geben und ohne der Eitelkeit, des Ehrgeizes und der Selbstüberhebung Bannerträger sein zu wollen, zuerst der dritte, dann der erste und — zuletzt von meinem Kameraden Lambert übertrumpft — der zweite in der Klasse von sechsunddreißig Schülern, unter welchen sich auch ein Franzose und ein Javaner befanden. Diese zwei waren mir sehr zugethan. Die Herren Diller und Daiber waren unsere Lehrer. Trotz ihrer Strenge hatten wir sie alle gern und große Achtung vor ihnen, selbst diejenigen Schüler, die fast täglich mit Spaniens schlankem Rohre in zarte (?) Fühlung kamen. Wir Schüler hatten damals eine sonderbare Uhr, die uns pünktlich zeigte, wenn es noch eine Stunde bis zwölf Uhr war. Nämlich präzis elf Uhr fuhr die Königin Pauline mit ihren Vorreitern an der Schule vorbei nach dem Kursaal, und jetzt wußte man, daß es noch eine Stunde bis zum ersehnten Mittagsmahl war. Das meinige bestand aus kalter Küche: einem Wecken, einem Fläschchen kalter Milch oder Most. Erst des Abends, wenn ich nach Hause kam, mit dem treuen Freund, dem Schultornister, auf dem Rücken, durfte ich meinem Riesenappetit die vollen Rechte ausüben lassen. Wir Kinder waren stets gut genährt und unser frisches, volles, blühendes Aussehen war der beste Beweis einer fürsorglichen Pflege seitens unserer Eltern. Gehätschelt wurden wir nicht, aber doch sehr liebevoll behandelt: mit einem Wort, ich hatte sehr brave Eltern.

Wir Kinder hörten aus dem Munde der Eltern nie ein gehässiges Wort über andere Leute. Sie waren stets, wo sie konnten,

dienstbare Geister Hilfsbedürftiger, sei es durch guten Rat oder That. Auch wir wurden streng zur gefälligen Dienstleistung angehalten. Während meiner Knabenzeit in Hofen am Neckar ging es dort sehr heiter und lustig zu. Gemeinde, Pfarrer, Schultheiß und Lehrer waren damals noch ein sehr harmonisches Quartett. Die Stuttgarter, Cannstatter, Ludwigsburger u. s. w. stellten sich teils zu Schiff, teils zu Wagen, teils mit Crispinus' Rappen in der dortigen, von den Schweden zerstörten Ruine, altes Schloß genannt, ein. Auch Schützengesellschaften war die Hofener Ruinen-Wirtschaft „zum Adler", von Späth, ein beliebter Zielpunkt bei ihren Ausflügen. Musik und Gesang wechselte da stetig ab. Im Verlauf der Jahre war auch die Kronprinzessin und spätere Königin Olga ein öfterer Gast bei uns. Am liebsten hätschelte sie die blonden Krausköpfe, die sich in ihrer natürlichen Toilette präsentierten. Man sah es ihr an, wenn sie einen solchen drolligen, pausbackigen Knirps auf dem Schoß hatte, daß sie denken mochte: „Ach, wenn du wärst mein eigen, wie lieb sollst du mir sein!" Ich hätte ihr gerne Mutterfreuden gewünscht, dann hätten wir jetzt in unserem Ländle nicht die ganze Zeit das Reversaliengewinsel des evangelischen Bundes. Als der Prinz Ulrich geboren wurde, schrieen sich gewiße Leute ganz heiser: „Gottlob, der Fink hat wieder Samen!" und jetzt sind sie ganz außer sich und studieren, wie man der verhängnisvollen Konfessionskatastrophe vorbeugen könnte. Sie würden besser thun, gegen Irrenanstaltsmißbräuche und andere ungerechte Zustände im Lande Württemberg zu kämpfen, als sich in gehässigem, zelotischem Konfessionshader abzunützen.

Wenn mein Vater vor der Kronprinzessin (seit 1864 Königin) Orgel spielte, mußte ich den Blasbalg treten. Diese Frau konnte ich leiden. Nicht weil sie eine Krone trug, sondern weil ihr Herz ein Edelstein war, und diesen Edelstein nennt man „Gefühl". Die Familie Taubenheim stellte sich auch des öfteren mit königlichen Prinzen und Prinzessinnen in Hofen ein, und viele werden sich des allzeit fröhlichen Schulmeisters, welchen sie in ihre Gesellschaft geladen, noch gut erinnern können. Doch auch hier hat der Tod die Reihen damaliger Fröhlichkeit stark gelichtet. Auch die Königin von Holland, Sophie, unterließ es nicht, so oft sie ihrer Heimatsstadt einen Besuch machte, nach Hofen zu kommen, und sogleich besuchte sie dann meine Mutter, mit der sie

sich stets längere Zeit unterhielt. Weniger heiter war an katholischen Festtagen der Besuch des Grafen Neipperg, des Tochtermanns König Wilhelms und Schwagers König Karls, welcher von der Irrenstalt Winnenthal herüberkam. Das Geistesleiden dieses unglücklichen Mannes wurde noch moralisch durch seine hohe Stellung, physisch durch seinen Augenverlust bedeutend gesteigert. Nun hat er ausgelitten, der Mann, den ich, so oft er zu uns kam, wehmütig betrachtete und bedauerte. Auch die andern Insassen von Winnenthal kamen herüber, weil der Herr Eisenbarth — nicht der Doktor Eisenbarth, sondern der Pfarrer Eisenbarth von Hofen — jeden Montag nach Winnenthal mußte, um in der Anstalt den Gottesdienst abzuhalten. Wo hätte ich damals gedacht, daß man auch Menschen mit gesundem Verstand ins Irrenhaus sperrt?! Daß man mich selbst im schönsten Mannesalter in einer solchen Quälbastille gefangen hielt — zwölfeinhalb Jahre unter Tobsüchtigen!!!

Ihr, die ihr das auf dem Gewissen habt, gebt mir die mir geraubte Freiheit wieder, die lebendig tote Lebenszeit vergütet mir. O, ich weiß, ihr könnt mir nichts ersetzen .... Ein lebendiges Grab haben sie mir bereiten wollen, allein seither ist von diesen schon mancher jählings aus seinem Wirkungskreise gerissen worden, oder hat sich sogar dieser und jener selbst als Verbrecher entpuppt.

Während meiner Schulzeit durfte ich auch auf den Brettern, die die Welt bedeuten, in einer kleinen Rolle auftreten. Ich bekam eine Einladung von dem Freunde meines Vaters, dem Cannstatter Sommertheater-Direktor Herrn Franzmüller. Meine Rolle studierte ich auf einem Spaziergang eines Seitenweges der königlichen Anlagen tüchtig ein. Wäre mir damals zufällig ein gewiegter — gewiegte giebt es ja viele — Psychiater begegnet, so hätte er vielleicht in meinem Einstudieren ein sogen. psychopathisches Merkmal exaltiertester Störung gefunden, oder gar wie die württembergischen Medizinalräte bei Hegelmaier eine baldige „Explosion" prophezeit. Die Badegäste, welche Kopf an Kopf saßen, spendeten mir reichlichen Applaus bei der Aufführung; natürlich galt dies viel meiner Jugend und Unerschrockenheit. Herr Franzmüller hob mich hinter dem Vorhang in die Höhe und ließ mich balancieren. Er rief: Junge! du bist ja vollständig in deinem Element!

So oft ich in meiner Jugendzeit und auch später über den

Neckarsteg ging, schwebte vor meinem geistigen Auge statt des Stegs eine prachtvolle Neckarbrücke. Ich sagte oft zu meinen Kameraden: „Hier an dieser Stelle wird noch eine prächtige Brücke entstehen, die die Stadt Stuttgart mit der Stadt Cannstatt zu einem Gemeinwesen vereinigen wird.“ Heute hat sich meine Zukunftsphantasie von damals in greifbare Thatsache verwirklicht. Es ist aber falsch, wenn man glaubt, diese Neckarbrücke wie auch die Munderkinger Donaubrücke habe man der Initiative eines einzelnen zu verdanken. Daß eine Neckarbrücke gebaut werden mußte, ob mit oder ohne Staatshilfe, — dies haben wir Cannstatter Schulbuben schon früher eingesehen, ohne einen Exzellenzenschädel zu besitzen.* Daß die Brücke auch geschmackvoll und praktisch ausgeführt werden mußte, und daß die Gelder vom Jokel oder Michel hiezu flüßig gemacht werden mußten, dies und anderes konnte jeder Esel einsehen. Da hat man also, wie es gewisse Speichellecker und Pfleger des Personengötzendienstes zu thun belieben, nicht einem einzelnen das Verdienst an- und aufzuhängen. Ebenso ist es mit der Brücke in Munderkingen. Wäre dort die Brücke nicht gebaut worden, das heißt, die alte nicht abgerissen worden, so hätte auf dieser alten Lotterfalle ein großes Unheil entstehen können. Hier war also ein Neubau mehr als eine Notwendigkeit und um solches einzusehen, braucht man kein Stadtrat noch ein Minister zu sein, sondern ein einfacher Scherenschleifer, der mit seinem Karren darüber fährt! Was also ein Denkmal an der Munderkinger Brücke bedeuten soll, ist selbst dem eingefleischtesten Denkmalfexen unverständlich, zumal es eine Zeit gab, wo die Munder-

* „Erbaut unter dem Ministerium Schmid“ prangt in goldenen und monumentalen Buchstaben auf einem der Pfeiler der Cannstatter Neckarbrücke. Wenn das keine maßlose, größenwahnliche Selbstverherrlichung eines büreaukratischen Geistes ist, — dann giebt es keine mehr! An herrlichen Domen und Schlössern verkündet oft kein Buchstabe den Namen des bescheidenen Erbauers — und hier drängt sich ein Minister des Innern in den Vordergrund als ob er der Regent wäre. Möchten doch unsere Psychiater ein ebenso scharfes Auge haben für die Erscheinungen des Größenwahns bei den Großen, wie sie es haben bei den Erscheinungen des sogen. Querulantenwahnes, an dem meist nur arme Teufel leiden, die nicht zu ihrem Recht kommen können. Jene Selbstverherrlichung an der Cannstatter Brücke war auch so ein „Hochmut vor dem Fall.“ — Heute weiß man besser, wie „unter dem Ministerium Schmid“ regiert und geamtet wurde.

kinger und ihr Brückengötze nichts weniger als auf sympathischem Fuß mit einander standen.

Den Oktober 1857 benutzte ich als dreizehnjähriger Knabe, im Einverständnis meiner Eltern selig, zu einer Reisetour. Das Ziel war das obere Kocherthal und das Härdtfeld an der bairischen Grenze. Ich packte meinen treuen Freund, den Schultornister, mit seinem wissenschaftlichen Inhalt aus und füllte ihn mit frischer Leibwäsche und Proviant, nahm Abschied von Eltern und Geschwistern, die teils mehrere Jahre jünger und älter als ich waren, und fort gings, zuversichtlich in die mir praktisch noch unbekannte Welt hinaus, mit der selbst reproduzierten Reisekarte in der Tasche und einem heiteren Gemüt und frohen Mut im Herzen. Ich bekam in der Schule das beste Zeugnis in der Geographie. Ich hatte mithin keine Angst, daß ich mein Reiseziel nicht finden werde, liegt ja das Kocherthal und Härdtfeld nicht in — Kamerun! Ich hatte also auch keine Leistische Kulturprozedur zu fürchten und nach Fuchsmühl gings ja auch nicht! Ich ging also von meiner lieben Mutter Bratpfännlein auf einige Zeit hinweg und trotzdem ich zwei liebliche Schwesterchen hatte, lag es ferne von mir, den bekannten „Peter in der Fremde“ zu spielen.

Mein Reiseziel war Untergröningen und Neresheim. Ich fuhr mit der Bahn nach Süßen und marschierte über Donzdorf, Wißgoldingen, Straßdorf nach Gmünd. Hier machte ich bei Lehrer Henne einen eintägigen Besuch und weiter gings nach Täferroth und Untergröningen. In Täferroth sprang mir die ganze Schuljugend nach und rief: O! das ist ein kleines, nettes Handwerksbürschle! Ich war stolz auf diesen Titel, namentlich als der Lehrer mit mir sprach und die Kinder über meine Reise die Mäuler weit aufsperrten. Ich wurde mit einer fetten Milch und einem kernigen Stück Brot bewirtet, und des Abends in dunkler Nacht schnitt ich den Weg über Hohenstadt durch den Wald ab und kam beim Buren- oder Bühlhof herunter in Untergröningen an. Ich nahm Absteigquartier im Schloß bei meinem Paten, dem Herrn Pfarrer Blochinger, welcher später nach Waldmössingen kam. Vierzehn Tage hatte ich ein Herrenleben bei ihm. Er nahm mich des öfteren mit nach Hohenstadt. Die dortige Gesellschaft besuchte zuweilen der Graf von Adelmann, der sich sehr für den dreizehnjährigen, frischen, fröhlichen, gesprächigen Touristen interessierte. Ich mußte

immer an seiner Seite sitzen. Er frug mich über alles aus, was man von einem dreizehnjährigen Knaben annimmt, das er wissen könnte. So viel ich mich erinnern kann, blieb ich bei seinem Examen nicht stecken. Als ich von Untergröningen weiter reiste, durfte ich mit dem Grafen Adelmann von Hohenstadt aus über Abtsgmünd nach Aalen fahren. Dort nahm ich Abschied von ihm und nun gings mit Schusters Rappen wieder fürbaß und die große Steige auf das Härdtfeld hinauf, wo ich da und dort von den vielen herumliegenden Ammoniten einige mitnahm. Über Elchingen, Ebnat, Stetten ging's weiter nach Neresheim durch die Stadt auf den Schloßberg. In dem prächtigen Fürstlich Turn- und Taxischen Schloß, mit seiner interessanten Kirche und Fernsicht, hielt ich meinen Einzug.

Müde, wie ich war, wurde mir gleich eine kräftige Stärkung und ein gemütliches Heim zu teil. Mein zweiter Pate, Pfarrer Walter auf Schloß Neresheim, kam in der gleichen Nacht, als ich schon den Schlaf eines Hamsters schlief — von einer Reise nach Rom zurück und als ich des Morgens erwachte, sah ich, daß mein Bett dicht an einem breiten Fenster stand. Ich nahm den Vorhang hinweg und zu meinem Staunen blickte ich in die ganze Kirche hinein, wo mein Pate am Altar stand und die Messe las. Mein Zimmer war dicht mit Lederäpfeln belegt, denen ich fürchterlich auf den Leib ging. Ich begrüßte gleich darauf meinen Paten und mir wurde nun ein prächtiges Zimmer mit herrlichem Bett zu teil. Des andern Tags kam ein Kapuziner aus Bayern für einen zweitägigen Aufenthalt an. Die Zeit ging mir, wie auch in Untergröningen, viel zu schnell herum. Ich machte zwischen hinein Aufzeichnungen über das Erlebte. Jeden Tag wurden meine Eindrücke schärfer markiert und wenn damals ein gewisser Psychiater mich hätte kennen lernen, hätte er mich vielleicht als „psychopathische Minderwertigkeit" in seinem wissenschaftlichen Notizheft* aufgeführt. Ein anderer, ebenso kluger Psychiater hätte vielleicht gar in meiner Ferienreise einen „psychopathischen Herumzieh-Wahn" entdeckt. In einer Zeit der Erfindungen und Entdeckungen dürfen die Psychiater unmöglich zurückbleiben! — Der Abschied kam und die Heimreise wurde angetreten über Natt-

* Mein späterer Gönner, Dr. Koch in Zwiefalten, hat ein Buch mit diesem schönen Titel geschrieben.

heim, Heidenheim, Böhmenkirch, Weißenstein, Donzdorf, Süßen und von da mit der Bahn nach Cannstatt zurück. Auf dem Wege nach Hofen begrüßten mich Pistolen- und Flintenschüsse von den Weinbergen herab; es war mitten im Herbst, und während ich mir die köstlichen Trauben munden ließ, wurde ich zwischen hinein immer zum Erzählen gedrängt.

Ich wurde nach vierwöchentlicher Abwesenheit im elterlichen Heim mit offenen Armen empfangen und des Erzählens nahm es kein Ende. Endlich holte ich aus der Tiefe meines treuen Gefährten meine Patengeschenke und die Geschenke an die Geschwister und zuletzt erschienen zwei wohl gespickte Geldrollen von beiden Paten zur Überraschung meiner Eltern. — So hatte ich das erste Studium von fremdem Gebiet und Leuten hinter mir, wenn auch nur in kleinem Umfang. Für einen Schulknaben war es groß genug.

Als die Schule wieder begann, mußte ich Lehrer und Schülern einen Vortrag halten über meine Reise. Ich war der einzige unter allen, welcher in den Ferien über Cannstatter und Stuttgarter Gebiet hinaus kam. Ich gewann dadurch bei Lehrer und Kameraden gewaltig an Respekt.

Merkwürdig! in einer anderen Ferie zeichnete ich und mein Schulgenosse Lambert einige Wochen an einer Karte von Österreich-Ungarn, ohne daß ich eine Ahnung hatte, welch verschiedene Ursachen mich zweimal in dieses Reich des Gulasch und des Schmarrn einstens führen werden.

Die Mittel meiner Eltern erlaubten es leider nicht, auf dieser Real-Wissensbahn weiter zu machen und ich kam in die Lehre.

Zweites Kapitel.

An Ambos und Schraubstock. — Ein Volksfest mit Kaiserbegleitung. — Nähmaschine und Nadel. — Ich verfehlte meinen Beruf.

Nachdem ich die Realschule nach nur zweijähriger Dauer verlassen, kam ich in derselben Stadt dicht neben der Schule in den Gebäulichkeiten des Sägmüller Krauß zu den Nähmaschinen-Fabrikanten Stähle und Supper in die Lehre. Dieses Geschäft verfertigte die ersten Nähmaschinen in Württemberg. Stähle war ein Feinmechaniker aus Winterbach (Remsthal), der mit seiner Frau und einem kleinen Knaben aus Amerika kam und sich mit Supper, einem Schlosser aus der Maschinenfabrik Eßlingen, vereinigte. Herr Stähle war ein stiller, ruhiger, besonnener Mann; er wohnte mit seiner Familie bei der „Kaiserin" an der Kirche. Weniger ruhigen Temperaments war Herr Supper, aber auch ein tüchtiger Schlosser und Schmied. Der Ambos war sein Element. Doch hatte er die unliebsame Eigenschaft, den ganzen Tag religiöse, konfessionelle Dinge zu bespötteln, namentlich mit mir. Oftmals verwies ihm dies sein Teilhaber Stähle mit dem Bemerken, solche Dinge gehören nicht in eine Werkstatt, und da hatte er recht. Supper amüsierte sich, wenn er sah, daß ich ein Zörnlein bekam, dann lachte er aus vollem Hals und zuletzt mußte man selbst lachen, ob man wollte oder nicht. Es ist ja ansteckend wie das „Gähnen". Doch war es eine Freude, diesem Meister Supper, wenn er das glühende Eisen auf dem Ambos bearbeitete, mit dem Vorschlaghammer zu sekundieren, daß die Funken stoben. Die Cigarre kam ihm dabei nie aus dem Munde, er brannte sie stets am Eisen an, und ich dachte, so mußt du es später auch machen, das erspart Zündhölzer. Die Cigarre mochte für den Meister eine Art Triebkraft besitzen, gerade so wie anderen Leuten die Arbeit besser gelingt, wenn sie vorher ihren Riechschlauch, den Gesichtsvorsprung, mit einem Eßlöffel voll Tabakpulver füllen.

Es mochte hin und wieder passieren, daß mir die Hitze vor den Augen so sehr flimmerte, daß mein Hammer statt aufs Eisen auf seine Zange oder beinahe auf seine umfangreiche, dick-

häutige Simsontatze niederfiel, dann hörte bei ihm der Spaß und Konfessionsspott auf, die Zange samt dem Eisen flog in eine Ecke wie der Blitz und ich bekam süße Schmeicheleien zu hören, z. B.: „wenn dich nur ein . . . . u. s. w.“ Er hatte eine eigene Wörtersammlung für solche Fälle, die schwerlich Brockhaus noch Gebrüder Grimm verzeichnet haben. Doch war Meister Supper gleich wieder gut. Ohrfeigen teilten beide nicht aus. Ich bekam bei Herrn Stähle eine kräftige Kost, gutes Zimmer und gutes Bett, gerade so wie zu Hause, und ein fast gleichaltriges Dienstmädchen, eine liebliche Knospe, Christine aus Neuenbürg, ersetzte mir meine zu Hause befindlichen Schwestern. Christine war sehr besorgt um mich und ich war einmal unfreiwilliger Lauscher, wie meine Meisterin, eine Deutschamerikanerin, zu ihrem Manne, Herrn Stähle sagte: „Du, da hat uns mit den ersten Nähmaschinen der Zufall noch ein nettes unverdorbenes Pärchen ins Haus gebracht. Ach, wie die zwei so besorgt für einander sind! Dies trifft man nicht immer bei Dienstboten und Lehrlingen.“ Wenn Christinchen — sie war bereits siebzehn Jahre alt — früh aufstand und nach ihrem Kleiderschrank ging, der in meinem Zimmer stand, so ging alles still vor sich, damit ich nicht aufwachen sollte. Manchmal schlich sie leise ans Bett um zu sehen, ob ich schlafe und ich schnarchte dann absichtlich gewaltig. Sie ging lächelnd weiter und der schlafende Junge schaute ihr gemütlich nach. Welcher Mensch in seinem Leben — es müßte nur ein Psychiater sein — hat nicht solche wonnige Augenblicke, solch unschuldiges Sehnen, solches Keimen der erwachenden Natur in sich gefühlt? Einstens!

Vielleicht findet die Universalwissenschaft Psychiatrie in solch einer Seelenharmonie eine Dissonanz, einen anormalen Zustand. Dann, ihr Psychopathetiker, ist das Keimen, der Trieb der Pflanzen, wohl auch Störung? Beim Barte des Kaisers: die Herrn Doktoren haben am Ende doch recht! Sagen wir nicht: die Bäume *schlagen aus*? Ergo: wenn jemand ausschlägt befindet es sich — nach der Psychiatrie in Aufregung; Aufregung ist ein krankhafter Zustand, Störung, Explosion. Sieh mein Leser, die Weisheit der p. p. Psychiater liegt jetzt klar am — Sumpf. Hegelmaier hat auch ausgeschlagen und hat den hochwissenschaftlichen Herrn des Königlich württembergischen alleinmaßgebenden Medizinalkollegiums, namentlich den Referenten dort

— solche Tritte versetzt, daß sie noch lange moralisch daran zu hinken haben.

Bei meinem Meister Stähle wurden meine sich entwickelnden Kräfte durch gute Stoffzufuhr vorteilhaft unterstützt und gefördert. Wenn Herr Stähle mit Frau abwesend war, so mußte Herr Supper mich in Pension nehmen und ich merkte sofort, daß Herr Supper auf eine kräftige Fleischsuppe großen Wert legte und daß er bezüglich meiner provisorischen Verpflegung seinem Associe in keiner Weise nachstehen wollte; wenn etwas nicht ganz klappte, wetterte er mit seinen Haus- und Küchendamen aufs Beste.

Gegen solchen Verpflegungswetteifer hatte ich schlechterdings nichts einzuwenden. In der Wertschätzung eines guten Tisches waren Meister Supper und sein Lehrling Julius wie aus einem Guß. Dies Zeugnis muß ich meinem Meister Grobian geben.

Herr Stähle imponierte mir durch sein stilles ruhiges Wesen. Er war stets in Nachdenken versunken. Konnte es auch anders sein? — wenn man zum erstenmal eine neue, einen großen Geschäftszweig umwälzende Maschine einführen und verbessern will, um für sie festen Boden und ein einträgliches Geschäft damit zu gewinnen. Die Nähmaschine ist ein Stück Kultur. Durch sie sind der Menschheit Bedürfnisse entstanden, welche sie ohne diese Maschine bis zur Stunde nicht hätte. Ein sehr wenig bemittelter Mann konnte natürlich damals noch keine Nähmaschine kaufen. Ratenzahlungen gab es auch nicht. Herr Stähle war der Mann des Konstruierens, der Mann des Schraubstocks und der Drehbank. In der Au über dem Neckar wurden die Gußteile der Maschine gegossen; der Lackierer bekam auch einen neuen Verdienst, sowie auch der Tischler.

Das war oft ein Hallo, wenn die Realschule nebenan sich mit Tumult entleerte, und die Schüler herbeisprangen, um die Nähmaschinen zu inspizieren und ihren früheren Schulkameraden zu betrachten, deren Thême er oft korrigierte, — wie er mit geschwärztem Gesicht am Schraubstock stehend, die Schroppfeile in der Hand, über den harten Guß hinweg die ersten, regelrechten Feilenzüge, die vorschriftsmäßigen Handwerksgriffe einübte. Wie schön war das, wenn meine Kameraden dazu von der Mauer herabsangen:

A Schlosser hat en G'sella g'hat, der hat gar langsam g'feilt,
Doch wenn's zum Fressa ganga isch, do hat er grausam g'eilt.

Oder wenn ich mit dem Vorschlaghammer an dem Ambos stand, — ach! da hatte ich keine Ahnung, daß ich in meinem Leben mehr Ambos als Hammer sein müsse. Darum lasse man mich jetzt auch einmal Hammer sein, ich habe das volle Recht dazu!

Mein Großvater mütterlicherseits war auch ein Schmied und meine Mutter selig erzählte uns Kindern oft, wie sie häufig in ihrer Jugend an dem Ambos einen Gesellen ersetzen mußte. Brüder hatte sie keine. Mein Großvater war zugleich auch ein Tierarzt. Natürlich kein studierter. Solche gab es damals gottlob — so sagen die Bauern — noch nicht. Damals verendeten kranke Tiere ohne die wissenschaftliche Mithilfe absolvierter Veterinärärzte. — Ich kann keinen Arzt mehr schmecken, selbst die — Viechsdoktoren nicht. Denn ich habe sie nicht zu meinem Heil, sondern zu meiner Qual kennen gelernt.

Zu meines Großvaterszeiten wurden von einfachen Schmieden viele kranke Tiere geheilt. Warum denn nicht? Sind doch auch schon viele Menschen von schlichten Naturkindern, von den Söhnen des Urwalds und der Prärien, von den Indianern, geheilt worden. Oder haben wir die Entdeckung und Anwendung des Chinins vielleicht einem Professor zu verdanken? Gewiß nicht! Pfarrer Kneipp hat ja auch nicht Regierungsmedizin studiert und doch danken ihm Tausende schon für die Errettung aus schwerem Leiden und für die Errettung aus den Händen der Ärzte.*

Es nimmt mich nur Wunder, daß die Salberkaste den Kneipp in heiligem Konkurrenzzorn und Rabenneid nicht auch schon für

* Warum errichtet man dem Naturheilverfahren nicht auf den Universitäten Lehrstühle? Dadurch würde dem Ansehen der Ärzte, sowie der Menschheit gedient sein. Die Selbsterkenntnis bricht sich unter den vernünftigen Ärzten bereits Bahn. Der allopathische Dr. med. Gmelin in Stuttgart urteilt wie folgt über die allopathischen Medizinen: „Es ist der Fluch der Unwahrheit, unter dem wir (der Ärztestand) leiden. Die Rezeptschreiberei ist zu vier Fünftel nichts als ein Zugeständnis der Schwachheit und Trägheit an den Aberglauben des Publikums. Wir glauben selbst nicht an die meisten Arzneien, die symptomatisch wirkenden ausgenommen; zum mindesten wissen wir nicht, wie sie wirken. Worauf stützen sich die meisten derartigen Verordnungen? Zum Teil auf eigene oder fremde Erfahrung, bei der anerkanntermaßen reichlich Täuschung unterläuft, zum Teil auf mehr oder weniger unklare theoretische Vorstellungen.“

„gestört“ erklärt hat! Hört, ihr Psychiater, das wär' ein Fang — euch Edlen wert.

Mein Großvater war ein tüchtiger Schmied und er mußte in Sontheim O.A. Heilbronn, manchem Steppensohn, manchem Kosaken, manch rotbehostem Lancier in der Zeit des Durchzugs der Heersäulen des kriegerischen Korsen und des Moskowiten beim Vormarsch und — Krebsgang sein treues Rößlein beschlagen, defekte Räder wieder bereifen u. s. w., wie es der Krieg mit sich bringt, während mein Vater als zwölfjähriger Knabe des Nachts mit der Pechfackel in der Hand den endlosen Infanterie-, Kavallerie- und Artilleriezügen als Leuchter und Wegweiser zur Seite rennen mußte. Mein werter Leser, diese Zeiten sind längst dahin, allein sie können wieder kommen und unsere Jugend kann Pechfackelträger werden müssen, vielleicht bälder als wir glauben, und trotz der scharfen Wacht am — Belforter Loch.

Mein Großvater wurde damals viel geholt zu kranken Tieren. Seine Kenntnisse holte er, wie gesagt, aus der Praxis und nicht aus grauer, gelehrter Hochschultheorie. Wie viel ein Tier Knochen hat, war ihm weniger wichtig; auch nicht wichtig, wie der und jener Muskel lateinisch benamset wird oder mit griechischem Schnirkel geziert ist. Es war ihm ganz gleich, ob ein Muskel den pompösen Namen „musculus sterno cleido mastoideus“ oder „mastoideus cleido sternomusculus“ trug. Solchem Schwefel, solchen Phrasen und Brocken war er abhold. Solches Zeug paßt auch nicht für einen Schmied. Wichtig war ihm nur, daß es ihm möglich werde, das kranke Tier zu heilen oder wenigstens des Tieres Schmerzen lindern zu können. Dazu braucht man keine Zehntausendmark-professoren.

Man fängt jetzt an, eine weitere Gattung Büreaukrat zu züchten, indem man die Veterinärärzte, die alle staatlich versorgt und untergebracht sein wollen — zu Stall- und Ökonomiepolizisten macht, welche dem Bauer vorschreiben müssen, mit was, und wie er seine Tiere zu füttern hat und mit was nicht. Auch darf kein anderer die kranken Tiere behandeln als der Viehregierungsdoktor oder staatliche Veterinärarzt. Auch muß der Bauer fragen, ob er sie, wie er sie, und wo er sie nur zur Zucht verwenden darf. Neben dieser sanitären, therapeuthischen, neugebackenen Aufsichtsbehörde grassieren aber die Krankheiten ganz bazillenwütig weiter.

Ob der Bauer von diesen modernen Stalloberamtsphysikaten und ihrer Quintessenz hochschuliger Weisheit soviel Nutzen hat, als ihn die Beisteuern zu diesen neuen Beamtengehältern kosten? Ich glaub's nicht. Gebt acht! ob es nicht auch noch kommt, daß die psychiatrische Wissenschaft auch hier ihren unwiderstehlichen oder vielmehr unausstehlichen Segen verbreiten will und auch in den Eigenschaften mancher Tiere eine geistige Abnormität, ein psychopathisches Merkmal erblickt und solchen Tieren durch Errichtung von Heil- und Pfleganstalten eine liebevolle Aufnahme bereiten möchte.*

Daß die — **Maulseuche** niemals erlöschen wird, und von Veterinärärzten nicht kuriert werden kann, noch darf, dies zeigt die Ausdehnung, die sie in Redensarten auf den zahlreichen büreaukratischen „Kanzleien" und an den grünen Tischen nimmt. Daß die — „**Klauenseuche**" selbst beim besten Willen nicht verschwinden kann, dies sehen wir an der Thätigkeit der büreaukratischen Defraudanten. Bei den „kleinen" setzt man einen sehr kostspieligen komplizierten Verfolgungsapparat in Bewegung, die großen Spitzbuben aber, die längsten aller Langfinger, die Polypen der Gesellschaft läßt man ruhig an den Quellen weiter schöpfen. „An der Quelle saß der Knabe ...," oftmals schon ein „alter Knabe." Man macht noch Bücklinge vor ihm und wundert sich, daß er die Klauengelegenheit (siehe: Italien, Frankreich u. s. w. u. s. w.) sich nicht noch unverfrorener zu nutze macht.

Meine Eltern hatten in Hofen die Nutznießung der Kirchhofzwetschgenbäume, welche die besten Zwetschgen in der ganzen Umgegend lieferten, eine große saftige Frucht. Die Bäume standen

---

* In dem Bericht über die neuerbaute Irrenklinik zu Tübingen ist zu lesen, daß in diesem nach den neuesten Errungenschaften der Technik und den fortgeschrittensten Anforderungen der Psychiatrie errichteten Gebäude auch Ställe für Tiere vorhanden seien. Was diesen Prachtbau betrifft, diesen „Stolz für das Land Württemberg", wie es im „Merkur" heißt, so erfüllt uns derselbe vielmehr mit Wehmut und Trauer. Man könnte in dieser psychiatrischen Burg, die sich gegenüber dem ehrwürdigen alten Schloß hoch über der Universitätsstadt und mit einem Blicke über das herrliche Neckarthal erhebt, auch ein Wahrzeichen und Symbol der veränderten Zeiten und Zustände erblicken. Ein Irrenhaus hoch über der Universität, und weit und breit hineinschauend in das württembergische Land!!

rings um die Kirche auf einem schon längst nicht mehr verwendeten vierhundertjährigen Begräbnisplatz. Heute noch kann man die alten Gräber, welche Bauführer Ott und mein Vater unter finanzieller Mitwirkung des Generals Freih. v. Palm von Mühlhausen, (der auch, trotzdem er Protestant war, das Kreuz auf die Kirche stiftete, während die russisch-katholische Königin Olga eine Statue in dieselbe spendete) sehen. Diese Zwetschgen verkaufte ich öfters des Mittags auf dem Marktplatz in Cannstatt kreuzerweise, und meine Körbe waren zum Ärger der andern Händler stets schnell geräumt. Es waren aber auch schöne blaue Zwetschgen. Da mußte man anbeißen, ob man wollte oder nicht. Aber — Kirchhofzwetschgen? Nun! ruhet wohl ihr Totenbeine in der stillen Einsamkeit, ihr seid ja längst den Weg alles Fleisches gegangen und habt euch im Wechsel des Stoffes zu Erde umgewandelt. Also nur zugegriffen ihr Leute und — dies thaten sie auch, namentlich, wenn ich mit meinen Körben auf dem Volksfestplatz erschien, da hatte ich bis zur bekannten elften Stunde alle Körbe oder Zainen leer. Wiederum kam, ihr Herrn, unser berühmtes schwäbisches Volksfest, wiederum stand ich mit meinen Zwetschgen an der Hauptstraße nach dem Festplatz; wiederum schlugs 11 Uhr und wiederum läuteten die Glocken der Feststadt Cannstatt und wiederum erschien der Schwabenkönig Wilhelm I. hoch zu Roß auf prächtigem Araberschimmel an der Spitze einer glänzenden Kavalkade.

Aber was ist das? Tausende von Festbesuchern sind diesmal mehr gekommen und sonderbar, da und dort hört man — wie sonst niemals — französische und slavische Laute! Welch eine Verbrüderung, Rußland und — Frankreich! Warte nur, gleich wirst du die Träger und zu gleicher Zeit auch den auf dem schwäbischen Volksfest vertretenen Repräsentanten dieser fremden Laute selbst sehen. Ich postierte mich fest neben meine leeren ineinander gesteckten Körbe und ein Feldjäger, der mich gut kannte, hielt mit seinem Rößlein neben mir Posten. Auf einmal gings los! Was denn? Aus tausend Kehlen rief eine Kopf an Kopf gedrängte Menge: „Es lebe der König! Hoch! hoch! hoch! Es leben seine Gäste vive l'empereur Napoleon und der Kaiser Alexander.“ Da reiten sie daher. In der Mitte der König von Württemberg, zu seiner Rechten der klein gestaltete Kaiser der Franzosen, zur Linken der Zar aller Reußen mit schön gewachsener Figur, fest

im Sattel sitzend. Die zwei mächtigsten Herrscher Europas gaben sich da ein Stelldichein bei einem Duodez-Monarchen. Sehr kurze Zeit war es her, da sich diese zwei Kaiser zwei Jahre lang entsetzlich bekriegten. Wer kennt nicht das Drama von dem Krimkrieg, die Belagerung Sebastopols, die Schlacht bei Inkermann, den Sturm auf den Malakoff. Die Soldaten von vier Staaten: England, Frankreich, Türkei und Piemont rauften blutig mit dem russischen Bären und verletzten kaum seine Haut, so daß sie alle vier nicht ein Stückchen Fleisch seinem Riesenkörper entrissen. Aber Tausende von Toten bedeckte nach dem Frieden die Erde von Taurien und der Küstengebiete des schwarzen Meeres. Die industrielle Krämerseele England ließ aber den Gefallenen keine Ruhe, exhumierte sie im Einverständnis mit Rußland und brachte in fünf schwerbeladenen Schiffen die internationalen Knochen nach England, um Leim daraus zu fabrizieren. Ist es daher ein Wunder, wenn seither so mancher Staat bei den Engländern gleich den Fliegen auf den Leim ging. Ein Professor schrieb einmal eine Abhandlung: Über die rationelle und ökonomische Verwertung der Leiber der auf dem Schlachtfeld gefallenen Krieger. Dieser Professor ist gewiß nicht von Pietäthausen gewesen.

Die Kaiser-Tage, September 1857, gingen vorüber und seither hat auch das Welttheater manchen heiteren und ernsten Akt gespielt. Beide mächtigen Männer stürzten fürchterlich schnell und schrecklich von der Höhe ihrer Macht. Dem einen hat selbst eine Monarchie den Nagel in seinen politischen und Begräbnissarg geschlagen: Sedan — Chislehurst. Der andere fand seinen Untergang durch Vertreter der Extreme seiner unumschränkten Macht.

N a p o l e o n und A l e x a n d e r II. sind nicht mehr. Auf dem Volksfest in Cannstatt sind seither wieder andere mächtige Potentaten aufgetreten, aber der Schleier ihrer Zukunft ist noch verhüllt, wie damals bei jenen, dem Empereur und dem Zaren.

Die Herren Irrenhaus-Direktoren, die ja heutzutage auch Mächtige der Erde und ziemlich unumschränkte Herrscher sind, möchten sich doch an fallenden „Größen" ein Beispiel nehmen und nicht gleich beim Einzug in ihren Anstalts-Palast denken: „Hier werde ich jetzt bis ins höchste Alter ein Mandarinen- und Pascha-Leben führen." So dachte auch ein Irrenhaus-Direktor am Rhein. Dieser psychiatrische Fliegenfänger erwischte einmal oder schnappte

einmal auch nach einer Wespe, und diese brachte den Herrn drei Monate in den Zuchthauskittel. Dieser gelehrte, feine, hochwissenschaftliche Psychiater, der aus seiner Anstalt hinausgeworfen wurde, lauft jetzt wieder auf Privatpraxisstiefeln herum und ist überglücklich — wenn er einen Kunden erhält. Wenn der oder jener aus gewissen Gründen abgedankt wird, dann flattieren sie den Leuten wieder und rennen sich schwindsüchtig, um ihren Kollegen den Rang abzulaufen und Kunden wegzuschnappen. Zuweilen bekommen solche Herren aus Mitleid den Titel: Medizinalrat, und bei solchem Titel glauben dann die hilfesuchenden Kranken: eine mit einem solchen Titel übertünchte Wissenschaft habe mehr Geschicklichkeit auf Lager als diejenige der gewöhnlichen Sterblichen der Medizin.

Ein anderer Seelen-Kurierer machte aus lauter Menschenliebe eine seiner Patientinnen zur „Mutter". Nachdem derselbe auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege Vater geworden, wollte er seine Vaterschaft ebenso schnell und auch auf nicht mehr ungewöhnlichem Wege von sich streifen, und erteilte seinem holden Pflegling den psychiatrischen Rat, aus dem Würmlein einen Engel, einen kleinen G e i s t zu machen. So kam es, das Kindlein wurde erdrosselt. Aber! Aber es kam heraus, eh' der Herr Geistesarzt seine Vaterschaft begraben konnte. Eine andere Pfleglingin wollte auch „Mutterles" spielen, allein dem psychiatrischen Mitspieler gefiel die plastische Anatomie derselben nicht und er ignorierte sie. Darüber erbost, machte sie Anzeige von der Sache, und merkwürdig! man mußte dieser zurückgesetzten Unzurechnungsfähigen Glauben schenken — und man fand die Thatsache. Der Geistesarzt bekam aber, um seine künftige Existenz nicht zu schädigen, nur 1½ Jahr Zuchthaus.

Ich kehre zurück in meine Lehrzeit zur Nähmaschine. Die heutige Maschine hat sich von ihrer Stammmutter in Bau und Montur äußerlich nicht viel verändert; fast gar nicht, nur die einzelnen Nähteile haben eine Vervollkommnung erfahren. Zahllos, in alle Wohnzimmer, sind die Nähmaschinen gedrungen; es ist das Klavier der Armen geworden. Wenn sie nicht in Bewegung, dann ist Trauer in der Familie. Dann ist entweder die Person, welche an ihr wirkt, krank, oder ist keine Arbeit da, oder hat sie der — Gerichtsvollzieher zum Stillstand gebracht auf Befehl Abrahams, Isaaks und Jakobs oder auch — Christians.

Viele werden noch wissen, wie 1858—59 die Einführung der ersten Nähmaschine (dieses Werks des Teufels bei allen Geistern, welche die Nadel handhabten) eine große Erregung hervorrief, die bis auf die — Nadelspitze getrieben wurde. Die armen Nähterinnen sahen aber nicht so schwarz und strömten in Scharen dem ersten Maschinen-Näh-Unterricht in Württemberg zu, welchen meine Meisterin, Frau Stähle, in Cannstatt erteilte. — Aber die männlichen Nadelführer, jene Bekleidungs- und aller Menschen Verschönerungs-Künstler, deren Temperament schon vorher leicht entzündbar ist durch das Fuchteln mit der Nadel, durch die Hitze des Bügel- oder Plätteisens und die Ungeduld der Kunden, baldmöglichst mehr zu scheinen, als sie wirklich sind — die Herrn Schneidergesellen oder auch Kleidermachergehilfen riefen aus: Donner und Doria! Blitz und Hagel! Rost und Lähmung komm' über dieses Hexentischchen, Nähmaschine genannt. Ich kann mir den inneren Gemütszustand vollkommen vorstellen, der sich damals in jeder harmlosen Schneider-Seele fühlbar machte und ich will die Jeremiade von damals in einem kurzen Klapphorn oder Knittelvers wiederzugeben versuchen:

O weh mir armen Schneider,
Mir armen Nadelmann.
Mich, der ich einst so heiter,
Mich kommt's sehr traurig an.
Die Satanas-Maschine,
Die doch hat kein' Verstand
Macht Stiche, feine, kühne,
Steppt schnurgrad jedes Band.
Näht Röcke, Hos' und Weste,
Ein Dutzend in einer Stund.
Der Schneiderg'sell der beste
Kommt durch sie auf den Hund;
Was sagt ihr Psychiater
Zu solch geistreichem Ding,
Ihr werten Pflegevater,
Liegt auch da „Störung" drin?
Ihr sagt, die Herrn Erfinder
Und die Entdecker mit,
Die seien geistig minder, —
Seid still und schwefelt nit.
Wir Schneider wissens besser:
Der die Maschin' erfand,
Der ist ixmal gescheiter
Als euer Wissensstand.
Das ist kein' Eintagsfliege,
Die Nähmaschine hier,
Sie führet Sieg auf Siege
Und ist auch Wohnungszier.
Wie weh wird mir's zu Mute,
Schau ich das Ding mir an,
Greif' nach dem Stock und Hute
Und sag: Glück ist ein Wahn.
Denn ich war so zufrieden
Mit meiner Existenz,
Mein Lohn konnt' mir genügen,
Jetzt kommt da dies Gespenst;
Verstört mit einem Schlage
Die ganze Schneiderzunft,
Bringt alles aus der Lage
Mit teuflischer Vernunft. —
Du, Nadel, liebe, gute,
Verdienst nicht mehr den Lohn,
Leb wohl, du alte Bude,
Leb wohl, du Schneider-Thron.

Sobald bei einem Meister
Zieht die Maschine ein,
Dann „alle guten Geister . . .“
Schnür ich mein Bündelein.
Und suche solche Stellen,
Wo das Budiken-Loch
Und d' Arbeit des Gesellen
Hält man in Ehren noch.

So ist es auch geblieben
Bis in die jetz'ge Zeit,
Maschine wird betrieben,
Doch auch die Handarbeit.
Wo beide sich ergänzen,
Da ist die Arbeit gut,
Da braucht niemand zu schwänzen,
Nicht Schifflein, Fingerhut!

Um nochmal in Prosa auf die Gärung zurückzukommen, so riefen die Schneidergesellen von damals: „Fortan werden wir nicht mehr unsere Beine auf der Budik kreuzen können wie Harun al Raschid auf seinem Thron, keine Knopflöcher mehr ausnähen dürfen. Auf, laßt uns unseren ehemaligen Berufskollegen, den Schneider Derfflinger, der es durch seine Energie, durch Mut und Schneid—erkeit bis zum General brachte, [wie Hans Sachs, der Schuster, bis zum schwungvollen feurigen Dichter, trotzdem er reichlich „Pech“ hatte] — laßt uns General Derfflingers Heldenmut ein Vorbild zur Nachahmung sein; erklären wir diesem Satanswerk, dieser Nähmaschine, diesem am Schneider-Horizont aufgetauchten geschworenen Feind unserer Existenz den Krieg! Zerstören wir sie, wo sie sich blicken läßt, in Atome, damit sie den Weg allen alten Eisens wandern muß. Der Lärm dieser Maschine, dieser Tretmühle, klingt einem feinfühlenden Schneiderohr wie ein Gerassel aus der Hölle, und wir schwören beim Barte des Ziegenbocks, eher soll ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, eh daß wir unser Derfflingerblut zu Ruhe kommen lassen wollen, bis wir nicht vollständige Sicherheit für unsere am Rande des Grabes schwankende Existenz haben. Also, Tod dieser Nähmaschine, diesem Höllenspuk und seinen Verfertigern!“ Nun, zu solcher Schlacht ist es — in Cannstatt wenigstens — nicht gekommen. Eines Tages haben wir sie in Cannstatt in mehreren Exemplaren, an welchen meine Meisterin, Frau Stähle, Herr und Fräulein Supper, nebst mehreren eingeschulten Fräuleins und auch meine Wenigkeit darauf lossteppten, daß Schifflein und Nadel glühend wurden, festlich ausgestellt. Der Kursaal war während jener Tage überfüllt von Neugierigen und gottlob auch mit — Bestellern. Atemlos, mit aufgesperrtem Mund und Augen umstanden sie uns und ich kann heute noch die merkwürdigen Physiognomien mir vorstellen, die wie eine Sammlung Karikaturen ausschauten. Was hätte da wohl aus all diesen diversen

sonderbaren Stimmungs- und Erregungsbildern ein Psychiater herausdemonstrieren, herausklügeln, herausbegutachten und hineindüfteln können im Interesse der Unheilschaft, wollt' sagen der psychiatrischen Wissenschaft? Mancher Psychiater dürfte nach einem Vortrag oder am Schlusse seiner litterarischen populären oder gehaltleeren Abhandlung mit Recht ausrufen: „Herr bleibe bei mir, denn es will Abend werden in meinem — Hirn!"

Ich will zum Beweise dafür eine Stelle aus einem Vortrag hersetzen, den vor kurzem ein bekannter Irrenanstalts-Direktor gehalten hat. Er wollte darin — der Kuhnle-Broschüre und ähnlichen gegenüber -- nachweisen, daß es eben nur Narren seien, die über „willkürliche Freiheitsberaubung" und über „ärztliche Mißhandlungen und Gewaltthaten" klagen. Der Vortragende sagte in dieser Beziehung:

„In der Regel sind es zwangsweise der Anstalt Zugelieferte, nachdem sie irgendwie mit der öffentlichen Ordnung in Konflikt geraten waren. Dies ist am häufigsten der Fall in Krankheitsformen expansiven Charakters mit fehlendem Krankheitsgefühl, weit seltener in akuten Fällen mit raschem Wechsel der Erscheinungen und stärkerer Bewußtseinstrübung, häufiger bei chronisch Kranken, deren egocentrische Auffassung aller Dinge und einseitige Hervorkehrung egoistischer Interessen im Vordergrunde des Krankheitsbildes steht. Der formale Ablauf der Vorstellungen ist dabei meist nicht wesentlich beeinträchtigt, das Ich mehr quantitativ als qualitativ verändert und eine erhöhte gemütliche Reizbarkeit hat zu Handlungen geführt, die weniger an sich selbst, als durch ihre rein subjektive Motivierung, ihre Häufung, ihre rücksichtslose Ausführung — bisweilen sogar mit unbegreiflicher Verkennung der eigenen Interessen — ein pathologisches Gepräge an sich tragen. Diese Erscheinungen finden wir bei verschiedenen klinischen Formen von geistiger Störung: einerseits durch primäre Steigerung des Selbstgefühls in den manischen Phasen periodischer und zirkulärer Geistesstörung, andererseits durch primären Defekt altruistischer Gefühle in den degenerativen Psychosen auf hereditärer, neurotischer oder intoxikatorischer Grundlage, ganz besonders aber bei denjenigen Formen von Paranoia, in denen sich zu einer primären Vorstellung von Beeinträchtigung des Ichs, die ja auch einmal nicht ganz unbegründet sein kann, früh schon Kontrastvorstellungen expansiven Charakters gesellen. Je mehr der Inhalt eines solchen Wahns noch in den Bereich des Möglichen fällt, desto besser pflegt er systematisiert zu werden, desto weniger aber wird er von der Umgebung erkannt, ja es bilden sich in dieser leicht Parteien für und gegen die von dem Kranken verfochtenen Ideen."

Ja, ja, das thuts allerdings: aber darüber wird es keine Parteiung sondern vielmehr eine erdrückende Einstimmigkeit unter allen nicht psychiatrisch verbildeten Menschen geben, daß es jedem Leser bei den obigen Ausführungen

„wird so dumm,
Als ging ihm ein Mühlrad
Im Kopfe herum“.

Da hätten allein alle Sprachreiniger Deutschlands ein Jahr zu schaffen, um diesen Augiasstall von Fremdwörtern aus einem solchen Vortrag, von dem hier nur ein Bruchstücklein vorliegt, zu misten. Herr Professor Erbe, Wustmann und Genossen — greifen Sie zu! Hier winken unsterbliche Lorbeeren.

Sonderbar! daß die Psychiater sich immer mit den Seelenzuständen anderer Leute beschäftigen wollen, wo das Gute — ihre eigene edle Seele — ihnen doch so nahe liegt. Ein Psychiater hat einmal zu mir in wissenschaftlichem Ernst gesagt: Guter Freund! — als ob ich mit einem Psychiater guter Freund wäre — man braucht sich die Seele, den Geist nicht gerade im Zentralsitz des Nervensystems, dem Gehirn oder dem Zentralsitz der Blutzirkulation, dem Herzen, zu denken; das, was wir als Geist uns vorstellen, lebt nur so lange, als die Materie, der Körper, Leben hat. Mit diesem Körperleben ist auch das geistige Leben außer Funktion gesetzt und erstorben. Es kann daher, meinte dieser Pfleglingshüter, der Sitz des Denkens in jedem anderen animalischen Organ des Körpers gedacht werden! So, so! sagte ich. Dann, glaube ich, thut man gut, bei manchem Gelehrten den Sitz seines Denkens in seinem Ellenbogen sich zu denken. Der Psychiater hob die Konversation auf und ging. Vielleicht betrachtete und befühlte er, nachdem er allein war, wissenschaftlich seinen — Ellenbogen. O wie praktisch wäre dies, wenn die Ellenbogentheorie wissenschaftlich begründet würde. Dann kämen wieder, wie im Mittelalter, die geschlitzten Ärmel auf, damit ein jeder seinen Verstand auslüften und sehen lassen könnte! — — —

Heute wandelt zeitweise in den prinzlichen Gemächern, in welche die erste Nähmaschine württembergischen Fabrikats ihren Einzug hielt, eine Königin gleichen Namens mit dem vor dem Palais liegenden Platz und Straße. Niemand hatte damals eine

Ahnung, daß eine künftige Königin käme, deren Namen schon längst eine Straße und Platz in der schwäbischen Residenz trägt. Auch hätte ich nie geahnt, daß der Nähmaschinenzwirn in den verschiedensten Farben und Stärken in meinem eigenen Heimatort Sontheim* durch eine große Fabrik geliefert würde, welche damit 300 Mädchen und 100 männliche Personen beschäftigt. Wer kennt nicht die Zwirnerei Sontheim bei Heilbronn, vormals Ackermann. Als wir das Palais der Prinzessin Marie (die jetzige Wohnung des Königs Wilhelm II. und der Königin Charlotte) verließen, machte uns deren Dienerschaft sehr graziöse Reverenzen. Wir waren ganz glücklich über die uns zuteil gewordene Ehre und ich dachte mich schon als künftiger großer Nähmaschinenfabrikbesitzer. Aber bitte, man soll seine Gedanken nicht alle laut werden lassen, sonsten könnte ein Psychiater sich dieser Gedanken bemächtigen und dieselben in Moleküle und Atome zerlegen. Ein solcher Quintessenz- und Impertinenz-Gelehrter zerlegt immer mit einem psychopathischen Messer, das Sehnen, die Gefühle, Regungen und Wünsche der Menschen, er definiert die verschiedenen Erscheinungen für sein psychopathisches und apathisches Register in viel mehr Systeme und Gattungen als der Skandinavier Linné die Pflanzenwelt.

Ein Psychiater strengster Observanz und dickhäutigster Wissenschaft erblickt gar oft in dem frommen oder nicht frommen Wunsche eines Menschen, z. B. dies oder das möchte er erreichen oder werden, die ersten Keime eines „Größenwahns" und plaidiert in seinem Gutachten für liebevolle Aufnahme in eine Irrenzelle, damit der Unglückliche von seinen frommen Wünschen mit mixturis schicanis oder torturis cujonis geheilt werde. Erreichen aber dennoch solche Menschenkinder ihre Wünsche, kommen sie aufwärts, dann senden diese wissenschaftlichen Geisteszergliederer ihre Karte und bitten um gefällige Anstellung als Hausarzt. Heute, wo die Psychiatrie noch so arg im Dunkeln tappt, ist damit gar zu gut „munkeln". Sie ist daher eine Zufluchtsstätte für manches zweifelhafte Element.

Schaut mal nach den Fakultäten,
Nach dem großen Studienheer,
Da zeigt sich ein groß Malheur.
Mancher läuft nach der Justizen
Hochgelahrtem Juris hin,
Doch wo die Herrn Salber sitzen,
Da verwirret sich mein Sinn.
Zahllos sind die Äskulappen,
Heuschreck-gleich am Nilesstrand,
Nach der Heilkunst Quelle schnappen
Tausende im Unverstand.
Aber alle die Studenten

* Wo ich von meinen Eltern her bürgerlich bin.

Spähn nach sicherer Existenz,
Wenn die Semester sie beenden,
Kommt bittrer Ernst mit Vehemenz.
Wo soll ich mich doch niederlassen,
Ruft er jetzt aus im bittern Weh,
In allen Winkeln, allen Gassen,
Tritt ein Kolleg mir auf die Zeh!
Ha! nun kommt mir ein Gedanke,
Ich wende mich zur Psychiatrie,
Es rettet mich noch, Gott sei danke,
Die herrliche Psychologie.
Da braucht man keinen Pflasterkasten,
Kein Serum, kein Tuberkulin,
Nur einen Schädel zum betasten,
Ja, ja, da wende ich mich hin!
Gemütlich ist solch' Praktizieren,
Einträglich auch ein solches Amt,
Giebt's einmal nichts mehr zu kurieren
Stiehlt man jemanden den Verstand.
Man giebt dann ab so ein Gutachten,
Läßt den Patient nicht wieder los,
Man spricht von geistigem Umnachten,
Von g'meingefährlich und psychos.
So gehen einem die Patienten,
Das ganze Jahr wohl niemals aus,
Mit solch' Betriebs-Fisematenten
Füllt sich gar leicht ein Anstaltshaus.

Die ersten Geschäftsmänner, welche die Nähmaschine in ihrer Wichtigkeit richtig erkannten, waren — Juden. Hier gab's zwar nichts zu handeln, sie mußten bezahlen was die anderen auch; um keinen Kreuzer bekamen sie die Maschine billiger und doch hatten sie Eile mit der Bestellung. Der eine davon, Levi in der Calwerstraße, begann sofort die Hemdenfabrikation sehr einträglich zu betreiben und ein anderer, glaub' Rothschild in Aldingen am Neckar, der bekam auch eine von den ersten. Arbeiter wurden eingestellt und das Geschäft schien sich vergrößern zu wollen. Nachdem ich so über ein halbes Jahr in dem Geschäfte war, entzündeten sich beim Schmieden sehr stark meine Augen. Ich glaube jedoch eher, daß es von einer Erkältung herkam. Da empfahl ein Doktor meinem Vater einen andern Beruf für mich, und ich kam von der Nähmaschinenfabrikation hinweg und so vom Regen in — die Traufe. Dieser Tag war mein größter Unglückstag! Supper sagte mir, ich soll doch bleiben, der Doktor verstehe nichts; die roten Augen würden schon wieder vergehen. Er sagte, ich werde es noch bitter bereuen, dem Beruf abgedankt zu haben, und der Mann hatte nur zu recht. Mein Vater selig hatte immer das Mißgeschick, für seine und seiner Familie Angelegenheiten unglückselig beraten zu werden. Allerdings ist es schwer, am Wendepunkt des Lebens für einen Knaben, namentlich lebhaften Temperaments, wie ich es war: voll Schalkhaftigkeit, aber auch Offenheit und Ehrlichkeit, einen geeigneten Beruf zu finden. Jedem Menschen konnte ich — nicht frech aber aufrichtig — in die Augen schauen und leistete jedermann gerne Dienste, oft eher als den eigenen Angehörigen. Mein Vater

wollte aus uns allen Schulmeister machen und wir wollten nicht. Heute wäre ich froh, wenn ich ein einfacher Dorfschullehrer wäre im Kreise lernbegieriger fröhlicher Schulknirpse, den Taktstock schwingend, mit ihnen fröhliche Weisen singend und das Elementarwissen den jungen Köpfen beibringend. Ich war stets ein großer Kinderfreund und die lallende und stammelnde Gesellschaft war mir immer eine köstliche Zerstreuung und Unterhaltung. Giebt es auch etwas schöneres, als wenn uns ein treuherziges Kinderauge anschaut und mit stammelndem Munde sich abmüht, sein Fühlen und Denken uns verständlich zu machen. Was für ein Schmerz es ist für einen Vater, von den eigenen Kleinen auf Jahre hinein getrennt zu sein, daß sie einem nachher als Fremdling entgegenkommen, habe ich später bitter empfinden müssen. Ich werde später noch darauf zurückkommen.

Welchem verständigen Berater wäre es eingefallen, einem Vater, — dessen Sohn wegen hitzigen Augen von seinem Feuergeschäft wegkommt, — das Buchbinderhandwerk zu empfehlen; ein Gewerbe, in welchem die Augen durch die nahen Gasflammen, die Leimtiegelhitze, das viele Überzeitarbeiten, monatelang alle Nacht bis zwölf und zwei Uhr, noch mehr entzündet und geschwächt werden als in irgend einem Maschinengeschäft. Doch es mußte sein; ich nahm Abschied vom Schraubstock und Ambos, von Meister und Gesellen, von beiden Meisterinnen und vom Christinchen von Neuenbürg. Der Abschied fiel mir schwer, und eine Stimme rief in mir: „Kehr' um, kehr' um, wieder zur Nähmaschine.“ Hätt' ich dieser Stimme gehorcht! Aber so ein überzwercher Dr. — er ist jetzt längst auch da, wo man keine irdischen Augen mehr braucht — mußte damals schon in seiner Unpraxis meine Wege kreuzen und meinem Vater Flöhe in die Ohren setzen.

Eines Tages mußte ich mit meinem Vater nach Stuttgart; lange besinnen, was ich werden wollte, durfte ich mich nicht mehr; ich mußte mich entscheiden. Ich studierte unterwegs immer, wie ich dem Buchbindergewerbe entrinnen könnte, aber es fiel mir durchaus nichts Passendes ein. Ich wollte durchaus kein sitzendes Geschäft lernen. Mein Sitzleder war nicht dazu geschaffen. In Stuttgart suchten und forschten wir nach meinem zukünftigen Glück. Wir kamen zuerst zu Buchbinder Lipp, der war aber in dem Artikel Lehrbub versehen, worüber ich mich im stillen freute. Ich sah in

die Werkstatt, in das Chaos von Büchern, Papier und Pappendeckeln, Spähnen u. s. w. Die Lehrlinge sprangen wie Ratten umeinander und der dampfende Leimowar (Seitenstück zum russischen Samowar) summte seine leimigen Weisen. Ich war froh, als wir die Treppen hinunter waren. Nun gings zu Herrn Cloß, dem Altmeister der papierenen Zunft, ein gediegenes Geschäft und ein ausgezeichneter Mann, der sein Handwerk aus dem ff verstand und die reinste, pünktlichste, properste, eleganteste Arbeit neben Hartneck lieferte. Auch dieser Herr schmachtete im Augenblick nicht nach einem Lehrling. Von Herrn Koch wurden wir abgehalten, der arbeite alles mit Maschinen und bedinge eine vierjährige Lehrzeit ohne Lehrgeld. So stolperten wir weiter. Ein Portfeuillegeschäft in der Friedrichsstraße wollte mich nehmen, aber ohne Kost und Logis und das konnte und wollte mein Vater wieder nicht. Er hätte ja für mich alles gethan, allein es ging nicht, was bei einem damaligen Lehrersportemonnaie nicht zu verwundern ist. Die andern Geschwister sind später auch ohne das durch mich Unglücksraben pekuniär zu kurz gekommen. — Wir kamen bei der Meistersuche immer weiter in die Stadt hinein und schließlich fast wieder hinaus, da droben in das Gebiet der Legionskaserne, wo die Photographie der Herren Gaugler und Brandseph ihre Triumphe und riesigen Fortschritte feierte. Ich bekam große Lust, Photograph zu werden; allein der verflixte Kasten auf dem Gestell imponierte mir zu wenig, ich dachte: Soll „der" die ganze Werkstatt sein, das ganze Werkzeug; das ist ja weniger, als ein Scherenschleifer hat. — Heute sind durch diesen verflixten Kasten Hanfstängel in München, Brandseph in Stuttgart und viele andere, reiche Männer und — Künstler geworden. So ist es, wenn man in entscheidenden Augenblicken dumme Anwandlungen bekommt, sogenannte Vor- oder Nacheingenommenheiten.

Wer auf den Zufall wartet, bis er kommt, ist ein dummer Kerl; wer aber den Zufall nicht benützt, wenn er da ist, der ist ein Rhinoceros. Und in diesem Zustand befand ich mich, als ich an Brandseph und Gaugler vorbeiging. Nun kamen wir in die Marienstraße 32. Dort bei Buchbinder Krieger konnte ich sofort eintreten.

Zweite Lehrzeit.

Bei Leimtiegel und Pappschüssel. — Nachbar Affenwerner. — Die Fleischtöpfe der Kaserne. — Lehrlingsstreiche. — Prinz und Lehrling. — Erinnerungen an das alte Stuttgart.

Wenn auf dem Papier die Buchstaben
Sind durch den Buchdruck aufgetragen,
Dann bekommt sie der Buchbinder
Um die lieben Geisteskinder
Nach dem Pagina zu falzen
Und die Bogen auch zu walzen,
Damit das Buch auch handlich werde
Für die wißbegierige Herde.
Man heftet sie zu ganzen Bänden
An Heftladen mit flinken Händen,
Schmiert und salbt mit Kölner Leim
Des Buches Rücken tüchtig ein;
Man beschneidet die drei Seiten
Vergoldet sie, so es mag leiden,
Wenn nicht, besinnt man sich nicht lang,
Macht Marmorschnitte ihm daran,
Oder sprenkelt man den Schnitt,
Aber Batzen darf es geben nit.
Eine Lederdecke kommt jetzo
Oder von Papier und Calico
Über das Buch zum besseren Schutz,
Einfach, oder in goldenem Putz.
So haben dann ihr schönes Heim
Die Buchstaben in Prosa oder Reim;
Endlich aber nach vielen Jahren
Wird auch mit ihnen abgefahren,
Verzehren thun sie Rost und Motten,
Der Zahn der Zeit thut ihrer spotten
Und die eilend fliehende Zeit
Drängt sie in die Vergangenheit;
Neues blüht bei den Ruinen,
Neues tritt auf die Lebensbühnen,
Doch der Geist, er weichet nicht,
Er bleibt zurück als — Weltgeschicht.

Im April 1859 trat ich ein in das Verzierungsatelier der Litteratur, in die Buchbinderwerkstatt. Hier erhält der Sohn des Gedankens, der Buchstabe und seine Familie, die Wörter, die richtige Weihe, daß er sich beim Eintritt in die Welt oder besser beim Hinaustritt in die Welt, auch einladend und empfehlend dem p.p. Publikum vorstellen kann. Das wäre nun die Lichtseite eines Buchbinderateliers.

Aber o weh! Einer Bücherwerkstatt entströmen keine Rosendüfte von Schiras, Citronengerüche vom Ebro, Orangenodeure von der Riviera und Messinas Gärten. Der geistige Duft, der aus den verschiedenen Produkten weht, vermag nicht — und wenn es ein noch so poetischer Duft wäre — weder den Schimmelgeruch des Weizenkleisters, noch die diversen animalischen Parfüms des gekochten, modergeruchartigen Leimes noch die Pestilenz des faulenden Eiweises zu verdrängen.

Meiner Nase legte ich schon nach einigen Tagen Aufenthalt die wichtige Frage vor: ob sie die ganze Lebenszeit oder bis zur Altersrente — ja so, die hatte man damals noch gar nicht, diese

überglückliche Einrichtung — imstande sei, ohne täglich einen Löffel voll bairischen Schmalzlers, Doppelmops, Pariser u. s. w. durchziehen zu lassen, — ob er ohne diese Nasendesinfektion imstande sei, die Atmosphäre der Leimingredienzien und des meuchelnden Pappes oder Kleisters ohne nachteilige Folgen auszuhalten. Meine Nase hielt sich mit bestem Wissen und Gewissen heldenmäßig; allein nach einigen Wochen merkte ich, daß sie doch unterlegen war. Ich konnte schlechterdings, wenn ich sie verwenden wollte, nichts, rein nichts mehr mit ihr anfangen, obwohl ich sie in alles mir noch neue hineinsteckte. Meine Nase wußte nicht mehr, ob etwas stinkt oder wohlriecht. Ging ich mit ihr auf die „Notwendigkeit“ Nr. 0, so rümpfte sie sich nicht mehr, brachte ich sie an einen Blumenstrauß, so streckte sie ihre Nüstern nicht mehr aus, schnupperte nicht mehr, hatte kein Geruchsgefühl mehr. Meine Nase muß hiemit durch die intensive Geschäftsmaterialatmosphäre nach psychiatrischer Ausdrucksweise ein reiner Idiot geworden sein, auf deutsch blöd. Wenn der Geist nicht mehr unterscheiden kann, ist er blöd, denkblöd, wenn die Nase nicht mehr ihres Amtes waltet, nicht mehr das Reizbare von dem Abstoßenden unterscheiden kann, dann ist sie riechblöd. Seht ihr Herrn Psychiater die Logik aus euren psychopathischen Gesichtspunkten. Ich dachte: vielleicht kommt mein, nicht mehr „normal“ funktionierender Riechzinken durch einen unverhofften Nasenstüber von Seiten der Dozenten und Professoren meiner neuen pappschmierenden Hochschule, das ist von Meister und Gesellen, aus seiner Riechletargie wieder heraus. Allein nach reiflicher Erwägung wollte ich auf diese Prozedur doch verzichten.

Ich war nun von einer undefinierbaren Atmosphäre auf drei Jahre umhüllt und bald war der Geruch der Esse, des Kalis und des Schmirgels von der Nähmaschinenwerkstatt aus meiner Nasenerinnerung verschwunden. Buchbinder Krieger, Marienstraße Nr. 32, sollte nun meine neue Universität sein. Dem Schreiner Scherff, welchem eher das a in seinen Namen paßte, gehörten die Gebäulichkeiten. „Kriegers“ waren eine sehr brave, stille, geachtete Familie, aber von schwerem, sehr schwerem Unglück betroffen. Sie hatten vier blühende Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter; der eine Sohn war ein braver, sehr solid lebender, geachteter Kaufmann, sein Liebling war die Zither. Die eine Tochter war eine

blühend herangewachsene, an ihre Eltern anhängliche, streng sittlich erzogene Jungfer und funktionierte in einem Posamentier- und Weißwarenladen. Die andere Tochter, 19 Jahr alt, war zu Hause und litt beständig an heftiger Epilepsie und der jüngste Sohn war — beschränkt, die Tante — blind. Und bei alldem war selten vollständige Niedergeschlagenheit zu bemerken. Frau Krieger zeigte uns stets ein freundliches Gesicht und that, was sie konnte, ihr Geschäftspersonal, das Kost und Logis im Hause hatte, zufrieden zu stellen. Unser Nachbar zur Rechten war der bekannte „Affenwerner", der Grundstock des heutigen Tiergartens von Nill, wie Hagenbeck in St. Pauli zum Hamburger zoologischen Garten. Herr „Affenwerner" war ein Achtundvierziger, und lange Zeit durfte kein königsrocktragender Marssohn zu ihm hinein. Doch später wurde dieses Verbot aufgehoben, und die Herrn Offiziere gingen nirgends lieber hin als zum Affenwerner. Herr Werner mit seinen beiden Adjutanten, den Bulldoggen, konnte mich außerordentlich leiden, auch seine brave Frau und seine aufgeweckten Kinder. Wenn ich „Vesper" holte, so machte ich zuweilen an den Offizierstischen mit den Weinstumpen und Schinkenstücken tabula rasa und da hantierte ich „furchtlos und treu." Herr Werner war sonst ein Hitzkopf ersten Ranges und wenn ich in solchen Momenten in seine Nähe kam, konnte er schnurren: „Papps..., geh 'mer weg oder i schieb die meiner Hyänen 'nein."

Einmal gab es eine Differenz zwischen Menagerie-Werner und meinem Meister. In der Nachbarschaft wurden Katzen vermißt und die Eigentümer wußten nicht, trotz Viertelsmeistern, wo diese Muzi hinkamen. Allein mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten. Eines Abends, als wir gerade hinter den Bretterbeugen des Herrn Schreiner Scherff seine Muzi in den Sack steckten, um sie dem stillschweigenden Herrn Werner zu bringen, wurden wir von der Frau Scherff erwischt und die Katze — schnurrte ihr für die Errettung aus dem Rachen des Tigers oder Löwen freundlichst dankbar zu, während Herr Scherff unsere Ohren mit seinen dickhäutigen Pratzen in sehr nachhaltige Massage nahm. Des anderen Tags gab's ein briefliches Duett mit Herrn Werner und die Mäuse in der Umgegend hörten auf zu tanzen, weil die Katzen wieder da waren. Bei meinem nächsten Besuch sagte Herr Werner: „Ihr Kerls habt's Pulver auch nicht erfunden." Dies glaubte ich

ihm gerne und die Sache war erledigt. Im Sommer hatte Herr Werner jede Woche Reunion durch die Artilleriemusik von Ludwigsburg und zwischen die schmetternden Trompeten mischte sich das Gebrüll und Geheul der reißenden Tiere und das Gekläff und Geschrei der Häckel- und Darwinischen Verwandten.

Aus meinem Dachfenster von der Bühne aus, meinem lüftigen, im Winter sehr frischen und im Sommer sehr wanzenschwüligen Schlaflokal, konnte ich mich an der „italienischen Nacht“ und den lieblichen Konzertweisen bis Nachts 11 Uhr ergötzen. Dazwischen brummte der weiße Meister Petz von dem Kaiser Franz-Josephs-Fjord in Grönland seinen Contre-Baß hinein. Manche Nacht stieg ich, wenn ich spät von zu Hause, von den Eltern kam, in dem Garten Werners über den Zaun — der vielleicht jetzt noch dort ist — in unsern Hof. Die großen Hunde Werners leisteten mir dabei Hilfe und drückten mich mit dem Kopf am Podex nach oben. Sie schmeichelten mir und verbanden so das Nützliche mit dem Angenehmen. Photograph Brandseph wohnte auch neben uns und ich verspürte zuweilen große Lust, die Pappschüssel und den Leimtopf umzuwerfen und der camera obscura mein Leben zu weihen. Man sagt doch: alle guten Dinge sind drei. Aufgefordert dazu wurde ich öfters von seinen Gehilfen, und wenn „das Königliche Haus“ vorfuhr, um sein Menschliches durch die Strahlen der Sonne zu verewigen, so spürte ich ein negatives und positives Regen in meinem Innern, einen Zug nach dem — Kasten.

Photograph Gaugler brachte mich als „Stift“ mit grünem Schurz, wissenschaftlicher und belletristischer Umgebung, „Tausend und eine Nacht“, „Lederstrumpf“, Wildermut, Rebaus „Kosmus“ u. s. w. sehr gut getroffen aufs Glas, und ich war mit meinem Luigengesicht ein gelungener Kerl. Daß ich im Kasten ausgestellt wurde, konnte ich nur billigen und ich war bis über die Ohren verliebt, wenn schmachtende Backfischchen am Kasten stehen blieben und riefen: „Gucket au, des isch a netter Kerl mit sei'm Schurz, des muß a Buchbinderlehrling sein,“ und die eine oder andere sagte: „Ach der ist mir bekannt, den hab' ich schon oft gesehen.“ Ich glaub's wohl, Stuttgart hatte damals nur 48,000 Einwohner, das Ende der Stadt war die Marienstraße und der Anfang etwas unter dem Prinz-Weimar-Palais. Wenn ich am Schaukasten obiges Gespräch anhörte, dann konnte ich sagen: „Des bin i;“ allein,

ich sah dem Bilde in einem solchen Augenblick gar nicht ähnlich, weil ich grinsend den Mund bis zu den Ohren verzog und die Mädchen mit einem Schafsgesicht angaffte; ein psychologischer und physiognomischer Zustand, in welchem ich mich nicht hätte photographieren lassen. Die Backfischliebe hatte es mir angethan.

Bei Werner holte ich häufig die Vesper, sowie bei Feßler, Höllriegel, Großkinschky, selbst bei Denninger und Hack. Damals gab es in Stuttgart ein Bier, das war nicht mit Gold aufzuwägen, ein Gerstensaft, wie Öl — so sagt der Däne zum Bier — der Geist davon fuhr einem durch die Nase, und auf den „Rahm" (Schaum), konnte man einen Drei- oder Sechsbätzner legen, ohne daß er sank. Der Schoppen kostete zwei Kreuzer. Dazu kam Butter, Kräuterkäs und Rettig oder Knackwurst und Senf, na, „das war nicht von Pappe," wie der Norddeutsche sagt.

Die Wachtparade, welche noch heute alle Mittag von der Kaserne vor's Schloß zieht, war mein Element, ohne mich konnte sie nicht ans Theater kommen. Ich hatte einen Vetter bei der 3. Infanterie-Kapelle und mein Bruder, dessen Käppi den dritten Teil seiner ganzen Größe ausmachte, war bei der Kapelle Wieland vom 2. Infanterie-Regiment. Mein Bruder war ein Wunder, ein Unikum von einem Musiker. Er kam mit 15 Jahren in des Königs Rock und hatte während voller 6 Jahre nur zwei Tag Zimmerarrest erhalten. Mein Temperament würde mit solcher Strafe schwerlich weggekommen sein.

Wir hatten bei unserem Meister eine gute, reichliche Kost, aber ich fuhr in die Kost nicht recht hinein, denn mir schmeckte der dicke, auch gut geschmalzene Commisg'stampf, „die Menage" in der Kaserne viel besser. Oft, nachdem ich beim Meister den Löffel weggelegt, segelte ich in die Kaserne. Mit einem Sprung war ich auf der Pritsche und holte mir die von den schleckigen Musikern — namentlich mein Bruder rührte nichts Fettes an — unberührten „Schläge" (Näpfe) herunter und räumte mit den von ihren Eigentümern verschmähten Portionen auf. Das geschah insbesondere an sauren Spatzen-, Erbsen-, Linsen- und Bohnentagen. Am Leberspatzentag, da trank man die Brüh weg oder schüttete sie ab und brachte die Spatzen in die famosen Kneipen der Frau Profos oder der Frau Regimentstambour zum „Brägeln". Eine große Schüssel angemachten Heringssalats stand stets parat

und dazu noch ein oder zwei Schoppen ausgezeichnetes Hackſches Bier! Da ließ ich die feinſte Bürgerküche ſtehen. Dick und fett, ſo verlangte es mein Magen, der es heute noch bezüglich der Verdauung mit jedem doktoriſchen aufnehmen kann. Ich lebte aber immer mäßig! Ich mußte öfter auch für die leichtſinnigen Muſiker im rechten Flügel — der beſten Kapelle damals, die ſtets zur Galatafel ſpielen mußte und die Reunionen im Hotel Hermann in Cannſtatt ausführte — den Strohmann machen. Was iſt das? Strohmann? Nun ja, der oder jener Muſiker kam die ganze Nacht nicht nach Haus, und ich mußte dann im Mannſchaftszimmer in ſeine Pritſche liegen, die Teppiche über die Ohren, nur etwas wenig vom Hinterhaupt ſehen laſſend. Wenn die Runde kam, ſchaute ſie herein, zählte die beſetzten Betten, ob es ſtimmte und ging weiter; ſelbſtverſtändlich ließ ich meine Buchbindergarderobe nicht herumliegen. Bei mir hätte es auch geſtimmt, wenn ſie mich einmal erwiſcht hätten unter der Decke. Der kleine Kapellmeiſter, das wuſelige, mit Leib und Seele der Frau Muſika huldigende Männchen, Herr Wieland, und der Oberſt hätten eben gelacht. Sie kannten mich gut, mein Vater war mit beiden wohl bekannt und mit Wieland der beſte Freund. Des Morgens ſegelte ich, unangefochten vom Poſten, aus der Kaſerne, wo mich jeder kannte, und zu Hauſe ſtieg ich bei Werner über die Latte, der Kammer zu, verrammelte das Bett, holte Waſſer in die Werkſtatt u. ſ. w. Unſere Gehilfen, die ſpät nach Haus kamen, ſchnarchten um dieſe Zeit noch den Tag an. Oft in der Früh um 5 Uhr, wenn ich Waſſer holte, trabte ein einſamer Reiter auf einem Schimmel die Marienſtraße herauf, der Reinsburgſtraße und den dortigen Neubauten zu. Einmal war er beſonders aufgelegt und ſagte zu mir: „Auch ſchon munter, Kleiner?“ Ich machte mit dem Krug einen tiefen Knix, leerte dabei — der Reiter lachte — den halben bauchigen Krug aus, der am Boden aufſtieß und faſt in Scherben ging — und rief: „Jawohl, Herr König!“ — und „Wilhelm der Erſte“ ritt weiter, den Maurern und Steinhauern zu.

Prinz Wilhelm, der jetzige König, beliebte die Marienſtraße herabzufahren, in einer Lilliputequipage mit zwei wunderhübſchen Ponies beſpannt. Er hatte meiſtens einen Kameraden bei ſich. Sobald wir Lehrlinge ſeiner zufällig anſichtig wurden, ſprangen wir hinten nach und ſchaukelten uns mitgaloppierend an der Equipage.

Wenn er es bemerkte, was nicht immer der Fall war, dann fitzte er hinten herum und wir machten kehrt. Die Polizei war uns deshalb stets auf der Naht. Einmal kam Prinz Wilhelm zu Fuß die Marienstraße herauf und ich hatte gerade den Atlas zu Alexander von Humboldt, — ein teures Werk, — an „Krais und Hoffmann“ abzuliefern. Der Hofmeister des Prinzen beschaute den Laden des Glaswarenhändlers Angele und der Prinz, nun der Prinz besichtigte meine Ware, den Atlas. Im ersten Moment erkannte ich ihn, da er mir den Rücken kehrte, nicht gleich. Ich setzte meine Atlanten auf die Pappdeckel, ging schnell hin und sagte: „He do, do wird nex wegg'nomme, des sind teure Atlas“ und nahm ihn weg. Es gab ein kleines Intermezzo; der Hofmeister legte sich ins Mittel und stellte die Eintracht wieder her. Mein Meister und ein Gehilfe kamen gerade noch dazu und blieben im Hausdurchgang Schreiner Scherffs stehen. Mein Meister brummte mich an und sagte: „Hast du nicht g'wußt, wer des ist, du Sapperlott, mach deine Augen auf.“ Ich antwortete meinem Meister, dies habe ich ja gethan, sonst hätte ich nichts gesehen; haben Sie mir nicht streng anbefohlen, niemand die Atlas anrühren zu lassen? Übrigens habe ich ihn im ersten Zorn nicht gleich erkannt. Der Gehilfe sagte aber zum Meister: „Herr Krieger, der Schlaumaier — das Wort Hegelmaier kannte man damals noch nicht — hat ihn nur zu gut gekannt.“ Der Prinz war damals 11—12 Jahre alt, 4 Jahre jünger wie ich. Die Zeiten sind anders geworden. Jahre sind seither dahingeschwunden, Billionen Hektoliter ins Meer geflossen, Milliarden Thränenperlen und Lachperlen vergossen, Millionen Menschen geboren, ebensoviele begraben, Tausende beglückt und Abertausende gedrückt worden. Der damalige Knabe in seiner schwarzen eng anliegenden Jacke, der an dem Buchbinderkarren stand, kam später auf den Thron und der Jüngling, der Lehrling, auf den „Hund“.

Mein Lehrmeister arbeitete für größere Privatkundschaft und lieferte den Verlagsbuchhandlungen „Krais und Hoffmann“, „Schmidt und Spring“, Engelhorn und Hochdanz u. s. w. An den Freitagen war „Große Lieferung“ und da wurden zuweilen Soldaten engagiert. An diesen Tagen spitzten in der Infanteriekaserne im rechten Flügel viele Soldaten auf mich, und wenn ich in ein Mannschaftszimmer trat, glaubte ich, eine Schinkenwurst oder ein

Bierkrug zu sein, so stürmisch stürzten die Soldaten des I. Wilhelm auf mich hinein und schrieen: i, i, i, i, i, i. Ich machte ihnen klar: soviele „i" brauche ich nicht, und schließlich ordnete der Obermann oder die „Kompagnie-Großmutter": der Feldwebel, die Sache und ich schob mit meinen Hilfsarbeitern, die einen netten Taglohn verdienten, mit Glanz ab. Das nächstemal hatten wieder andere die Ehre. Wo sind jetzt diese alle hingewürfelt worden, welche mir einst die Zierde der Stuttgarter Buchbindereien — den Schnappkarren mit dem Weidenkorb — an den Feuersee, das damalige Ende der Residenz- und Buchhändlerstadt, hinaufschoben? Schwer war oft dies gedruckte, gebundene, geistige Produkt, schwer wird es auch manchen Kopf gemacht haben, bis er die Geister los hatte. Für Krais und Hoffmann hatten wir die bekannte illustrierte Schrift „Freya" zu liefern. Ich hatte damals keine Ahnung, daß ich einst auf ein englisches Kriegstransportschiff gleichen Namens geraten sollte. Berg und Thal kommen ja zusammen, wie z. B. bei Erdbeben oder in Hamburg die zwei Lotterie-Kollekteure Berg & Thahl, also können auch schwäbische Lehrlinge einst mit solchen Schiffen zusammenkommen. Weiter hinten wird man's finden.

Mein liebster Buchhändler, der jovialste von allen, der generöseste, war Verlagsbuchhändler Julius Hoffmann. Derselbe war ein großer Nimrod vor dem Herrn und seine Geschäftsräume strotzten von Insignien und Trophäen aus dem Reiche des „Hubertus". Wenn ich mit diesem Mann zu thun hatte, da gabs Cigarren und — guten Wein, welchen mir seine schlanke, brave Gemahlin, eine Norddeutsche, ins Comptoir brachte. Meinem Namensbruder mußte ich dann einen „Schnitz" vom Stapel lassen oder einen Streich und Schabernack erzählen, den ich vielleicht im Territorium der Legionskaserne, der Infanteriekaserne, des Affenwerner, der Reinsburgstraße, des Haueisen und Architekt Leinsschen Gebiets in Scene gesetzt hatte. Aber so eng war unser Gebiet doch nicht begrenzt, wir operierten bis ins Juden-Viertel; das ganze sogen. Bohnenviertel, konnten wir unsicher machen. Lehrlingsstreiche sind ja überall gang und gäbe, sie sind die Würze der angestrengten, doch immer nicht so schlimmen Lehrlingszeit. Haben die versoffenen Studenten nicht auch ihre akademische Freiheit, unter deren Schutz sie Streiche ausführen, die der Lehrling nicht träumen

viel weniger ausführen dürfte, ohne bitter mit Polizei und Meister in Disharmonie zu geraten, — und die Studenten sind doch gebildetere und um mehrere Jahre reifere und ältere Lümmel als die Lehrlinge. „Jedem das Seine“ steht auf den Mützen einer Gattung preußischer Soldaten.

Mit den Stuttgarter Steindruckern und Koloristen hatte ich auch zu thun. Die „Gartenzeitung“ brachte dies mit sich. Wir hatten Arbeiter in diesen meinen Lehrjahren aus aller Herren Länder und ich lauschte in reiselustiger Andacht mit heißem Wissensdurst, wenn die Arbeiter ihre Fahrten und Abenteuer, ihre Kämpfe mit den Dienern der hl. Hermandad und den schneidigen Paßbeamten, ihre Freuden und Leiden, ihre Thaten in der höheren Fechtkunst sich erzählten. Ganze Folianten gäbe es, wenn man all solche Erlebnisse aufzeichnen wollte: Kulturbilder eigener Art. Ich erinnere mich besonders eines Gesellen Namens „Issendorp“, eines Hamburgers, dessen Schwager Leiter am „Rauhen Hause“ war. Ferner eines Darmstädters, eines Deutschamerikaners. Er hieß: „Mendel“ und seine Schwester, eine ehemalige Schauspielerin, war eine Schönheit und mit einem „bayrischen Herzog“ verheiratet. Er war sehr stolz auf diese hohe Verwandtschaft. Unlängst hat der Herzog abermals sich eine Gemahlin von den Brettern geholt, nachdem die Mendel gestorben ist. Unser Mendel war sehr theatralisch angehaucht und erzählte mir viel von der Glanzperiode des Darmstädter Theaters und seinen Sternen, Meteoren und Planeten. Von Amerika wußte er auch viel Interessantes zu berichten, namentlich von der Stadt Detroit in Michigan. Wir waren oft in die Erzählungen ganz versunken und kamen erst wieder aus den Träumen von „Tausend und eine Nacht“, wenn ich als „Stift“ die Außenseite der Buchdecke anschmierte, statt die innere. Weil nun eine solche Buchdecke kein kroatisch-slavonischer Schafpelz ist, in dessen Außen- oder Innenseite man sich je nach Belieben steckt, so konnte ich nachher ein halbes Dutzend Decken abschlecken mit einer Fertigkeit, daß es mir das geübteste Salz leckende Schaf nicht besser nachgemacht hätte. Ich dachte aber: ach, hättest du nur ein Möpschen, Asorle, Affenpintscherle oder Mietzchen, welche dich von dieser hundsgemeinen Schleckerei ablösten. Ich war überhaupt nicht schleckig, das bewies meine Hinneigung zu den „Commisschlägen“ der Kaserne. Ohne Patzen läuft es einmal in einem solchen Schmiergeschäft nicht

ab und die Zunge wird da zu einem reinen Schwamm und Putzlappen. Einmal, beim Vesper, konnte ich kaum essen. Ich hatte kurz vorher soviel zu schlecken, daß nachher meine Zunge am Kieferrande festklebte; erst als ich meinen offenen Mund über den heißen Leimtiegel hielt, löste sich die Zunge wieder zu meiner größten Freude. Ich kann die Ingredienzien des tierischen Kadaverleims durchaus nicht mit einer Delikatesse vergleichen und wenn mir jemand sagen würde, Leim und gärenden Kleister schlecken, das gehe über die höchsten Genüsse eines Gourmands, — dem würde ich sagen: bitte, schwefeln Sie nicht, denn ich, ich habe geschleckt!

Bei unsern Arbeitern war ich bis auf einen beliebt. Ich hatte noch 14 Tage bis zum Ende meiner Lehrzeit; da sollte ich diesen, einen Württemberger, der nur 2 Jahre älter war als ich, bedienen. Er wollte sich groß machen und rief: „Stift, bring mir Druckbogen her! Allo!“ Weder der „Stift“ noch der „allo“ kam. Übrigens konnte ich gerade von meinem Geschäft nicht weg, sonst hätte ich ihm dennoch den Gefallen gethan; so ungalant mochte ich in meinen letzten Tagen doch nicht sein, denn ich schwamm bereits in glücklichsten Wanderträumen. Aber — was geschah? Auf einmal sagte die Falzerin zu dem Arbeiter: „Mit dem Julius können Sie in ein paar Tag' nicht mehr wechseln, der geht in die Welt hinaus, und Sie getrauen sich nicht aus dem Ländle.“ Jetzt kam der Kerl her zu mir und befahl mir höchst schnauzig: „Willst du mir die Bogen bringen oder nicht?“ Lächerlich! Jetzt konnte er dies ja selbst besorgen. Ich that's nicht, nun wollte er mich packen, allein ich sah nicht ein, warum ich da ruhig zusehen sollte; ich wehrte mich, packte den Burschen am Schlawittich und — wusch ihm, so leid es mir that, tüchtig den Kopf. Sämtliche Arbeiter schauten unparteiisch zu und als der Meister kam, erzählten sie ihm die Sache, daß er mich gereizt und zuerst mir auf den Leib gerückt sei. Dessen ungeachtet, gab mir dennoch der Meister eine ‚Ohrfeige‘ mit dem Bemerken, ich hätt' dich doch für g'scheiter gehalten als den, der G'scheitst giebt nach. Ich sagte so, und wenn er für nichts und wieder nichts den Kittel voll kriegen würde? Dies war die einzige Ohrfeige in der Lehre, 14 Tage vor dem Schluß. Die Ohrfeige hatte ich, die nahm mir kein Jud mehr ab. Meinem Meister war ich gar nicht bös, aber ich dachte nach, wie kamst du eigentlich zu dieser ‚Ohrfeige‘? Was hat Meister

Krieger für Ansichten bezüglich der Notwehr? Das wußte ich, daß mein Meister bei seiner stillen Natur früher kein Raufbold gewesen sein konnte. Allein, muß man gerade ein Raufbold sein, wenn man sich einen Angreifer vom Hals schaffen will? Warum ich die Ohrfeige erhielt, dies konnten sämtliche Arbeiter, selbst der, dem ich eine gewischt, nicht begreifen, am wenigsten aber die Falzerin. Ohne das obligate Erinnerungszeichen an die Lehrzeit konnte es eben auch bei mir nicht abgehen. Eine Ohrfeige mußte ich also haben, so oder so, sonst wär ich in Rom gewesen und hätte den Papst nicht gesehen. In diesem Sinne, und unter diesen Gesichtspunkten faßte ich nachher diese Scene auf. Hier muß ich aus der Realschule einen Vorgang erzählen, wie ich auch dort in 2 Jahren zu einer einzigen Tatze und Ohrenschütteln kam. Wir hatten Geographiestunde und in diesem Fach hatte ich die Note „sehr gut.“ Im Rechnen hatte ich keine solche Note, doch auch „gut“. Die Aufgaben konnte ich zwar alle lösen, nur brauchte ich etwas länger als meine Nebensitzenden. Es war gerade, als wenn ich in der Zukunft nie in die Lage käme, ein großes Kapital, das ich mein eigen nennen könnte, verrechnen zu müssen. Erst später in der Lehre und auf der Wanderschaft machte ich mir die Arithmetik vollständig zu eigen. Komme ich nun auf die Realschule wieder zurück. Der Lehrer frug die Schüler über die Lage eines Orts; ungefähr: ob Harburg bei Hamburg oder Buxtehude bei Harburg liege. Der Lehrer könnte heute noch auf Antwort warten. Die Geographie war in unserer Klasse vielen ein Netz, aus welchem man, einmal verwickelt, gar nicht mehr heraus könnte. Ich betrachtete die Sache umgekehrt. Gerade das Netz ist es, welches uns aus dem Gewirr von Orten, Flüssen, Bergen, Thälern, Straßen, Bahnen u. s. w. heraushilft. Die Parallelkreise und Meridiane erleichtern ungemein in ihren Schnittpunkten die Topographie. Hat man sich einmal dieses Netz recht eingeprägt, so ist die ganze Geographie der Welt das leichteste und schönste Studium. Ist es nicht schön, unsern Erdball zu kennen, wie seine engere Heimat? Was mag ein Zeitungsleser für einen Genuß haben, dem die Geographie ein böhmischer Wald ist? Was mag der für Interesse an Reiseschilderungen, an Naturscenerien haben, den die physische Geographie langweilt? Was mag ein solcher Mensch Vorstellungen vom Weltall haben, der die mathematische Geographie als

Stiefkind behandelt? Wie kann er mit Verständnis den Ereignissen folgen, die den Menschengeist zu Staunen und Bewunderung hinziehen? — — Unserem Herrn Reallehrer schwoll der Kamm und er fuhr sich gewaltig in seine schöne, lange, dichte, blonde Mähne. Jetzt griff er nach Spaniens schlankem Rohre und das Gewitter nahte. Er sagte, wenn ich jetzt keine Antwort erhalte, so haue ich euch vom Zweiten bis zum Letzten windelweich. Dieser drastischen Windelprozedur wollte ich vorbeugen. Alle schauten mich und sich einander an. Merkwürdigerweise, der fragliche Ort lag in Deutschland und doch schauten sie wie verblendet nach der Wandkarte von Afrika, als ob sie schon Leist-Kamerunische Ahnungen gehabt hätten. Ich zischelte den Nebenschülern immer in die Ohren, welchen Ort er meinte, aber leider verstanden sie mich nicht. Jetzt sah gerade der Lehrer, wie ich einem die erlösende Antwort ins Ohr plauschen wollte. Da sprang er her und schrie: „So du unterhältst dich auch noch, wenn ich von den Schlingeln auf Antwort passe!" und mit diesen Worten wusch er tüchtig meinen Kopf und mit dem Rohr meinen Rücken. Tatzen erhielt ich keine. Wenn er diese austeilte, so mußte der Delinquent die Fingerspitzen zusammenlegen und auf diese hieb er. Nachdem die Operation vorüber und ich Blitzableiter gewesen, erklärte ich dem Lehrer, was ich mit meinem „Sprechen" wollte. Da meinte er: „Hättest mir es vorher gesagt", — als ob jemand, der unter einem Baume während des Gewitters steht, noch Zeit hätte durchzugehen, wenn der Blitz einschlägt. Die unschuldig erhaltene Wichse, die für die andern gemünzt war, nahm ich, ohne Haß gegen den Lehrer, ruhig an. Ja, ich war stolz auf diesen Vorgang, weil sämtliche Schüler der Klasse — die andere Klasse hatte eine Arbeit für sich — wußten, daß ich die „richtige Antwort" hatte. Der Zorn des Lehrers legte sich, das Gewitter verzog und die Sonne der Jugend strahlte wieder aufs neue nach der Schwüle der Geographiestunden.

Bei der Erholungsstunde sagten einige: wenn nur die Geographie der Teufel holen thät, man sollte die Landkarten alle zerreißen. Ich aber sagte: „Erst beim Weltuntergang holt der Teufel die Geographie." Nachmittags ließen die Schüler dafür ihre Wut beim Schönschreibunterricht an dem „alten Kollaborator" aus. Der hatte was zu leiden. Der Mann dauerte mich; sie ließen ihm keine Ruhe bis er sie prügelte. Es war komisch anzuschauen, wenn

er strafte. Da holte der dicke runde Mann mit seiner Tuchweste, die der Schnupftabak in Glanzseide umgewandelt, mit dem Stock schrecklich aus und jeder, der diesen Waffenausfall sah und kannte es nicht, glaubte, des Schülers letzte Stunde sei gekommen. Aber so schrecklich der Stock auslangte, so ruhig und sanft fiel er auf den Schüler nieder, als hätte sich ein Floh niedergelassen. Die Schüler aber steckten ihre Hände unter den Arm, tanzten auf einem Beine oder machten Heuschreckensprünge im Zimmer herum, dabei einen jämmerlichen Lärm verursachend. Der gute Kollaborator glaubte in solchem Moment, er habe des Guten zu viel gethan und — beschwichtigte wieder. Die Bande lachte ins Fäustchen und behängten dafür die Rockschößknöpfe ihres alten Kalligraphen und Graphiologen mit allerhand Papierschnitzeln, wobei ich bei solcher Dekoration auch mitmachte.

Weniger glimpflich kamen wir bei dem Gesangslehrer Schanzenbach weg, bei welchem wir absichtlich die Noten falsch sangen. Aus c machten wir f, aus g — h, aus d — e, aus fis — gis, und aus cis — dis, daß eine schreckliche Dissonanz entstand und die Hühner in der Nachbarschaft in ihre Ställe flüchteten. Aber dann flog sausend der Taktstock hernieder und die Situation wurde ernst. Es hagelte wirklich Hiebe und die Töne, die jetzt kamen, waren sehr aufrichtige, die reinsten Gefühlstöne, die in Jammerlaute sich verloren. Schließlich wurde der Lehrer, der immer nach Zahlen — mein Vater nie, immer nach Buchstaben — singen ließ, Herr und Meister und das Lied: „Ruhet wohl ihr verpritschten Beine“ oder „Ruhet wohl ihr Totenbeine“ konnte weiter gesungen werden.

Einmal war ich auch schuld, daß es in der Klasse hagelte. Das Auswendiglernen der Gesangbuchlieder war vielen ein Greuel. Ich nun, wenn ich meine Arbeiten fertig hatte, lernte hie und da einige Verse davon auswendig. Wenn nun die Liederabhörstunde kam, so haperte es gewaltig. Keiner hatte zu Hause ein Gesangbuch angerührt und das Ende vom Lied oder vielmehr gleich den Anfang konnte man sich denken. So eines Tages mit dem Liede: „Womit soll ich dich wohl loben u. s. w.“ Einer hatte schon seine Portion, daß es ihm nicht mehr loberisch zu Mute war. Endlich, weil ich sah, daß der Lehrer so bös war, hob ich die Hand in die Höhe und er sagte: „ja, hast du's gelernt?“ Ich fing an:

Womit soll ich dich wohl loben
Mächtiger Herr Zebaoth,
Sende mir dazu von oben
Deines Geistes Kraft mein Gott,
Denn ich kann mit nichts erreichen
Deine Gnad' und Liebeszeichen,
Tausend, Tausend mal sei dir
Großer König dank dafür.

„So 's ist genug," sagte der Lehrer, „es ist genug." Dies war mir willkommen, denn die andern Verse konnte ich auch noch nicht recht. Dann zu den andern Schülern gewendet: „Wartet, ich will euch helfen. Der muß alle Tage früh und spät hin und herlaufen zur Schule bei schlechtestem Wetter und sinkender Nacht, und Mittags hat er nichts warmes zu essen, nur einen Kreuzerwecken und ein Glas Most, und ihr Schlingel liegt morgens noch im weichen Pfuhl, wenn er schon längst auf den Beinen ist und die Morgenglocke zu Hause läuten muß. Wartet, ich will euch helfen . . ." und teilte Tatzen aus nach der schönsten Manier. Des Mittags aber wollten einige über mich herfallen. Sie sagten: „Was brauchst du Hofener Kreuzkopf unsere Lieder zu lernen, daß wir dafür durchgeprügelt werden." Ich lachte und bemerkte: „Glaubt ihr Dummköpfe denn, ich lerne etwas, damit ihr Prügel erwischen sollt?" Da ich auf meiner Seite die Mehrzahl hatte, fiel die Schlacht zu Ungunsten der Offensive aus. Da kann ein Offensivanhänger sehen, daß nicht immer die Offensivergreifung eine kluge ist. Wie im kleinen, so im großen.

Während meiner Lehrzeit gab es auch allerhand Auftritte bei meiner und mit meiner Umgebung. Da, eines Tages kam mein bester Freund, ein Lehrling bei Heinrich Koch und teilte mir sehr wichtig mit, seine Schwester sei soeben dagewesen und habe die Nachricht gebracht, mein Vater liege im Sterben. Der Freund schob wieder ab. Sofort erlaubte mir mein Meister — es war Nachmittags — so schnell als möglich fort zu gehen. Ich weinte bitterlich und rannte zum zweiten Infanterieregiment zu meinem Bruder. Dieser, auch zu Tode erschrocken, konnte fast nicht sprechen, er mußte erst noch von Pontius zu Pilatus, bis er endlich durch den Kapellmeister Wieland, der so lange nicht zu finden war, Urlaub erhielt. Im Augenblick ging unglücklicherweise kein Bahnzug und so sprangen wir die Kgl. Anlagen entlang durch Cannstatt hin-

durch und am Neckar hinunter, „gilts net, so laufft net“. Die Leute im Orte sahen uns sonderbar nach. Meines Bruders Feuereimer schwankte und balancierte auf seinem Kopf hin und her als hieße es: „Grad aus dem Wirtshaus komm ich heraus.“ Als wir das Bergle hinaufsegelten und immer näher an das Schulhaus kamen, waren wir nicht blos bereits atemlos, sondern auch sprachlos, denn wir hörten auf unserem Klavier Tänze spielen und zwar unsern Vater selbst, den wir genau am Spiel kannten. Unsere Glieder waren wie Blei, denn wir hatten in einem Lauf eine fast zweistündige Entfernung in einer unglaublich kurzen Zeit zurückgelegt. Mein Bruder warf sich gleich auf den Sessel und wurde blaß wie Kreide, als er den Vater froh, munter und freundlich die Tasten schlagen sah. Die Eltern sprangen ängstlich auf und riefen: um Gottes willen, was habt ihr, was ist geschehen? Ich aber rannte noch im Zimmer hin und her und lachte „dem zahl' ich einen Schoppen Wein, weil er gelogen, einen Schoppen Wein!“ Mein Bruder kam nun wieder zu sich und sagte, ich will dem Schlingel heimzünden. Ich war fröhlicher Dinge, daß es nicht so war und mein Bruder, der in seinem Leben keiner Fliege etwas zu leid thun konnte, hätte den schlechten Spaßmacher klein hacken können. Meine Eltern erfreuten sich einer sehr guten Gesundheit und lebten noch 22 und 26 Jahre, denn meine Mutter starb im 73., mein Vater im 84. Lebensjahre. Nachdem wir uns erquickt und gestärkt, marschierten wir gleich wieder ab und Stuttgart zu: er in die Kaserne und ich in meine Werkstatt. Dort hätte man meinen Freund tüchtig durchgeprügelt, wenn er gerade anwesend gewesen wäre. Als wir fort waren, sei er gekommen und sehr verdutzt gewesen, als man ihm sagte, ich sei mit meinem Bruder schnell heim. Ich aber freute mich, daß es nicht wahr gewesen. Die Polizei ließ ihn 48 Stunden dafür brummen. Von mir aus hätte er keine Strafe erhalten, weil das ein Hochgenuß, ein noch nie empfundenes Gefühl ist, wenn man glaubt, man treffe seinen Vater nicht mehr beim Bewußtsein an, und wenn man die Thür aufmacht, sitzt er gesund am Klavier und spielt fröhliche Weisen.

In einigen Tagen waren wir wieder die besten Freunde und später die intimsten und er kam des öfteren in unser Haus. Nun liegt er auch schon über zwei Jahrzehnte unter der Erde. Von einem Kinde und einer jungen Frau, einer Reutlingerin, wurde er im

jugendlichsten Mannesalter schnell hinweggerafft. Friede seiner Asche. Requiescat in pace.

In meine Stuttgarter Lehrzeit fällt auch der große Ausmarsch auf das Böckinger Schlachtfeld, wo gegen 60 Mann gefallen sind. Zwar nicht vor dem Feind, sondern durch die Hitze. Die Heilbronner wollten mit reichlichen Erfrischungen ihre alte Liebe zum Militär erneuern, allein es wurde den demokratisch-verdächtigen Bürgern nur eine platonische Liebe gestattet und die Söhne des Volks mußten volle 4 Stunden stehen, bis der König erschien. Das Resultat hievon war zwar eine ausmarschierte, aber defekte Armee. Wenn die „Zöpfe“ zu lang werden, dann tritt man darauf, stolpert und fällt hin. Das Salz ist ein Gewürz, das die Speisen verdirbt, wenn es zu viel oder gar nicht hinzugethan wird. Der Zopf ist eine Zierde, wenn er im antiken Glaskasten oder nur bei den Töchtern Evas zur Schau sich präsentiert. Übrigens nagt der Zahn der Zeit auch an den Zöpfen. Dies sollte jeder Büreaukrat einsehen, da es sogar jedem Chinesen gegenwärtig einleuchtet und begreiflich wird. Wir aber, namentlich wir Württemberger, sind dickbezopfte Chinesen gegenüber dem, bald mit der freien Menschenschere eintreffenden Zopfabschneider. Beim Ausmarsch 1859 sangen und spielten die Truppen: „Auf, mein Deutschland schirm dein Haus“ — 1870: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall.“ Was für ein Lied wird wohl beim „Einmarsch“ nach dem nächsten Ausmarsch gesungen werden? Es wird ein Lied ohne Noten für den Sieger wie Besiegten sein, ein Jammerlied, ein Klagegeheul und die so beliebten, immer auf Lager gehaltenen, aber doch im ganzen genommen heuchlerischen Mode-Hochs und Mode-Hurras werden sich einige Zeit lang in bescheidener Zurückgezogenheit — erholen können. Das einzige Lied, das wir vielleicht noch in unserem Elend herauszzugagsen vermögen, wird wohl so lauten:

O der lange, lange Zopf,
An dem dickbeochsten Schopf
Bracht uns alle, alle, alle
In die scharf gestellte Falle.
Laßt uns jetzo recht bemühen,
Gute Lehr daraus zu ziehen,
Daß es besser jetzt muß kommen
„Jedermann“ zu Nutz und Frommen.
Fort mit dir, du langer Wedel,
All dein Schmücken war nicht edel,
Jeder sei ein Schurk', ein Tropf,
Der nicht abthut seinen Zopf.

Wieder zurück zu unserer Werkstätte. Unsere Arbeiter hatten, wenn das lange Nacharbeiten anfing, etwas mehr Durst, und da

blechte einmal der, das anderemal jener u. s. w. Wir hatten nun einen Arbeiter Namens Sonder, ein echtes Stuttgarter Früchtle, aber sonst ein seelenguter Mensch. Ich glaube, er würde seinen Freund in seine eigene Haut gewickelt haben, wenn es gegangen wäre und hätte somit den französischen Soldaten St. Martin, den Mantelteiler, übertroffen. Nun dachte „Sonder“, was brauchst du eigentlich fremdes Getränk zu blechen, da doch dein Vater die schönst gefüllten Wein- und Mostfässer im Keller hat. „Jule“, rief er, „komm, nimm den großen bauschigen Krug und folge mir nach.“ Ich that, wie er befahl, und folgte ihm nach bis in das Haus seiner Eltern in der Weberstraße, bis in deren Keller, bis vor die Quelle aller Kenner. Ha, wie schön, wie ein rieselnder Quell lief der gelbe kristallhelle Saft des Apfels in den Krug, in dessen Innere ich beinahe selbst hineinging. Nachdem er zur Hälfte gefüllt, drehte er ab und nun ging es zum Nachbarfaß und dieses spendete den Saft der edlen Rebe. Er ließ laufen bis an den Rand, eine Mischung, wie bei Kanaan, nur in anderer Weise. Sonder trug den Krug hinauf und ich mußte mit ihm abschieben. Unterwegs dachte ich darüber nach, wie es zu machen sei, daß der schwere Krug einigermaßen leichter werde. Es begegnete mir ein Schusterlehrling am Ausgang der Weberstraße in den Wilhelmsplatz, der hatte einen Korb mit Vesper (Brot, Würste und Käs) für Meister und Gesellen und Fleisch für die Meisterin darin. Den hieß ich mir den schweren Krug halten, damit ich trinken könne, er dürfe auch mitmachen, es sei Einstandswein, ich müsse noch mehrmals holen. „Einigkeit macht stark,“ er lupfte und ich trank, nachher lupfte ich und er trank, und so wechselten wir ab. Dabei merkten wir nicht, daß wir in unserem Winkel von einem Fenster aus beobachtet wurden. Aber das merkten wir, daß das Getränk kein G'süff, kein Weinhändlersprodukt, sondern edler Rebensaft war. Der Mensch aber versuche die Götter nicht, noch viel weniger die — Hunde. Der Schustersbube stellte seinen Proviant leichtsinnigerweise abseits und, da nun eine Hundenase keine Chimäre ist, und wo ein Aas oder frischer Leckerbissen ist, sich die Adler sammeln, so kann man sich unsern Schrecken denken, als das Fenster aufging und eine Frau herausrief: „Wartet ihr Schlingel, seht ihr nicht, was mit dem Korb vorgeht!“ O, wir sahen es jetzt nur zu gut! Auch noch wie einige Hundeschwänze schnell um die Ecke ver-

schwanden; was vornen am Anfang des Hundekörpers war, konnten wir uns vorstellen: die Würste und das Fleisch in der Schnauze. Vergeblich wäre hier eine wildverwegene Jagd gewesen, denn es waren gewiß geschäftskundige Schnapper. All die Thränen und die Kluckser, die der kleine Pechknirps dem umstehenden Publiko zum Besten gab, konnten ihm die Würste und das Fleisch nicht mehr erobern.

Nun gab er mir die Schuld und rief: „Wärst du mit dei'm Saukrug weiter gange, hättst mich laufe lasse.“ „Eben der Hättich und der Wettich,“ sagte ich, „wärst du mit deinem Proviantamt auch deines Wegs gegange. Bin ich schuld, wenn du den Hunden zumutest, sie sollen an einem offen und frei dastehenden Wurstkorb vorüberlaufen ohne Hundsgedanken zu kriegen?“ Eher würde der Redakteur Elben mit einem Mönch auf der Reise in einem Zimmer logieren und der Staatsanzeiger seinen Austritt aus der Büreaukratie verkündigen und ein Bekämpfer des Unrechts und Kämpfer für Wahrheit und Recht werden.

Was machte aber unser Schusterbube im Bohnenviertel? Nun die Sache verlief einfach. Ich gab ihm 18 Kreuzer und die Umstehenden auch noch einige, er wars zufrieden und konnte den Verlust sogleich ersetzen. Etwas wird's aber doch abgesetzt haben zu Hause, denn ich bin überzeugt, der kalte Wein vom Keller, den er in großen Zügen so schnell hinabschlauchte, konnte in einer Stunde seine Wirkung nicht verfehlen, und die Geister, die er rief, wird er nicht so bald wieder losgeworden sein. Es wird eingeschlagen haben in der Schusterbude.

Auch an mir zeigte sich die Kraft des edlen Nasses: die Dampfkraft. Richtig ja, einen Dampf hatte ich. Ich und mein Krug baumelten wie ein Glockenschlegel hin und her. Endlich kam ich an den Brunnen an der Legionskaserne. Zu allererst tauchte ich meinen glühenden Schädel wie ein Taucherentchen in den Brunnentrog und das mehreremal. O Kneipp, du göttlicher Naturarzt! Mir wurde leichter. Mein grüner Schurz war mein Handtuch, die Finger mein Kamm. Jetzt kam der Krug an die Reihe; ich dachte menschlich. Ich wollte nicht haben, daß die Herren Gehilfen von dieser Dampfkraft mit fortgerissen würden, die Arbeit war damals dringend. Ein Dienstmädchen holte gerade Wasser und ich bat sie, als die größere, den Krug zu füllen, sie

möge aber vorher einen tüchtigen Schluck nehmen. Das Mädchen that ein paar kräftige Züge, sie war vom Remsthal, und nun wurde mit dem unschuldigsten, unverfälschtesten und klarsten aller Nasse der Krug bis zu seiner vorherigen Füllung gebracht. Jetzt marschierte ich siegessicher die Marienstraße hinauf und in die Werkstatt hinein mit einer halben Stunde Verspätung. „Kerl, wo hast du dich so lang herumgetrieben mit dem Krug?" — „Ich machte Umwege, damit man es nicht so merkt." „So!" Gläser kamen, man schenkte ein. „Aber", meinte einer, „der Wein wirft auch Keinen um". Das stimmt, dachte ich. — „Der ist zwar rein, aber außerordentlich schwach", kritisierte ein Dritter und ich war's handgreiflich überzeugt. „Schlingel", sagte der Regaliergehilfe Sonder: „wo bist du mit dem Kruge gewesen?" Jetzt mußte es heraus, komme was da wolle, und zwar so kurz wie möglich; ich gab zur Antwort: „Mit dem Krug war ich — auf der Hochzeit zu Kanaa. So jetzt wißt ihr's!" Und sie schmeckten es. Das zweitemal wich Sonder nicht von meiner Seite. Das drittemal wurden wir von Frau und Fräulein Sonder energisch aus der Bacchusquelle spediert. Dies war dieses Kruges letzter Gang zum Faß. Er wandelte nicht mehr ins Bohnenviertel in die Weberstraße, um die Geister aus dessen Gewölbe zu befreien.

Es war ein Glück, daß ich in der Lehre stets bei Kassa war. Ich hatte ein eigenes Geschäft im Geschäft meines Meisters, durch meine Kundschaft in Hofen, Öffingen, Cannstatt und der Kaserne. Das Material gab der Meister dazu her, das Gaslicht auch. Oftmals, wenn er um 12 Uhr Nachts von der Pappschüssel kam, ging er in die Werkstatt und — bot ab: „Du treibst ja dein Geschäft besser wie ich, glaubst, das Gas koste mich kein Geld! Jetzt gehst ins Bett" — und so geschahs. Am Sonntag aber, da lieferte ich meinen Kunden ab und die Drei- und Sechsbätzner oder halbe Gulden wanderten ins Portemonnaie. Auch mein Bruder gab mir oft von seinem Konzertanteil. Der Meister selbst beglückte mich alle Sonntag mit einigen Sechsern und so konnte es nicht ausbleiben, daß ich zum Bankier einiger unserer Arbeiter wurde. Auch meine Eltern gaben mir, wenn ich zu Hause kam, einen Sechser und so schaffte ich mir einmal einen schönen Anzug an. Das „süße Löchle" in der Rothestraße, wo man 5 Treppen hinunter mußte

in den ersten Stock, war in der Lehrzeit mein Absteigequartier, Nr. 2 der Pfannenkuchen-Rau in der Wagnerstraße beim alten Schlachthaus. Dort bekam man 6 cm dicke und klosettdeckelgroße in besonderem, mir unbekanntem, Öl gebackene Pfannkuchen. Wer mit einem solchen Pflaster seinen Magen dekorieren, wer ein solches Pflugrädle sein eigen nennen und vertilgen konnte, nun der konnte getrost eine achzigtägige Hungerwette eingehen. Alle Pfannkuchenfexe gaben sich dort Rendez-vous und dieser Sport wurde mit einer Zähigkeit betrieben, zäher jedenfalls als die Pfannkuchen waren. Die Pfannkuchen waren fett, rösch und des Schweißes der Edlen wert. Ich war eine bekannte Figur dort und der Mammutpfannkuchen trieb meine Backen allemal so auf, daß man glaubte, ich sei mit Gas gefüllt und wolle die erste Luftfahrt ohne Flugmaschine machen. Mein Gasthaus Nr. 3 war die „Bettlade.“ Für einschläferig zu groß, für vielschläferig zu klein. In diesem Gasthof versammelten sich die Honoratioren und distinguierte Gesellschaft der „Untern Zehntausend.“ Speise und Getränke aufs feinste. Eine Knack- oder wie man jetzt sagt: Schützenwurst, so groß wie ein zusammengerollter Mops und einen Senftopf dazu, so groß wie eine Sammelbüchse für den evangelischen Bund. Die Bedienung war in der „Bettlad“, wie es der Schild oder Name mit sich bringt, eine elastische. Wenn wir Gäste gerade nicht gehen wollten, so flogen wir wie auf Bettrostfedern satz- und sprungweise hinaus, ein Vorteil, den man auch in Betracht ziehen muß. Dann war das Gasthaus an der frequentesten Straße, wo man sicher sein konnte, nicht von jedem aufgefunden zu werden. Nur eins fehlte Alt-Stuttgart noch, ein Gasthaus zum „Kleiderkasten“ und zum „Waschtisch.“ Eine „Kiste“ gab es. Kaminfegermeister Ringwald, welcher die letztere in der Kanalstraße hielt, war ein angenehmer Wirt, sehr freundlich und hatte vier Perlen in seiner Wirtschaft. Erstens immer ein ausgezeichnetes Bier, das denn auch die Herrn Diener des nahen Kriegs- und Innernministeriums, des Schlosses und des Prinzessin-Marie-Palais viel benützten und die Militärmusiker ebenso. Wenn einer oder der andere dieser Herrn noch auf Erden lustwandelt und er hat ein Bäuchlein wie eine Regimentskapellentrommel, so hat er dies gewiß dem einstigen guten Stoff der „Kiste“ in der Kanalstraße zu verdanken. Die andern drei Perlen dieser „Kiste“ waren das liebliche, freundliche

Schwestern-Trio des Herrn Ringwald. In eines dieser Fräulein war mein Bruder bis über die Ohren verliebt, und dabei blieb es. Sollt man es glauben, daß auch Militärmusiker schüchtern sein können? Nun, der war es. Mir war die Jüngste nicht unsympathisch. Ich war nicht schüchtern, allein meiner Liebe traute man nicht, vielleicht gerade, weil ich unter Damen nicht schüchtern war. „Es ist eine eigentümliche Sache," hat ein Dieb einmal gesagt: „bricht man ein, ist's nicht recht; bricht man aus, ist es erst recht nicht recht." So ist es mit der Liebe. Ist man schüchtern, heißt es, das ist kein Mann, das ist ein Weib; fällt man mit der Liebe stürmisch ins Haus, dann ist es wieder nichts, dann heißt es: Seht den Gispel, den Schauspieler, dem ist's nicht halber Ernst. Am besten ist es, wenn man auch hier Maß hält, dann ist die Täuschung nicht so groß. Ein anderes Gasthaus war Denninger. Seiner Zeit ging ein Gerücht um, er thue „Salamander" ins Bier. Ob's Grund hat, weiß ich nicht. Die heutigen Brauereien hätten alle miteinander einen „Salamander" nötig, — an den Studenten, um dieselben vorher zu „reiben", würde es nicht fehlen.

Zuletzt will ich noch eines aus Alt-Stuttgart erwähnen und das ist die — „Stitzenburg." Wie oft krebselte ich nach Feierabend die Weinberge hinauf, um dem damals ganz einsam stehenden Wirtshaus, seinem Besitzer und Familie, Lehrer Fischer, einem Freunde meines Vaters, einen Besuch abzustatten. Da hatte ich meinen Spaß mit den vier Töchtern Bertha, Josephine, Marie und Karoline. Da holte man des Abends Äpfel aus dem Keller und verzehrte sie bei familiärer Unterhaltung. Im Winter kamen die Handschlitten heraus und hui wie flog es da hinunter in dem tiefen Hohlweg, — nirgends ein Haus — bis zur Charlottenstraße. Das war ein Hochgenuß die Schlitten hintereinander gebunden, die lebenslustigen Mädchen in sausendem Karriere hinab zu leiten. Wenn ich stolperte, plumps, da liegst, und die ganze Kugelfuhr fiel über mich her und bildete ein Chaos: „Ach! Ach! Marie, so schneeig warst du noch nie!" Die Josephine war mein „Augapfel." Ich hätte sie auf Sillenbuch, Rohracker oder Birkach hinaufgezogen, ja unter Umständen auf die „Achalm", gewiß eine gewagte Handschlittenfahrt. Wie oft holten wir Wasser am nahen idyllischen „Bopserbrünnele" und sangen: „An der Quelle saß der Knabe, Blumen wand er sich zum Kranz" oder: „Jetzt gang i

ans Brünnele, trink' aber net." Dies waren selige Stunden, nun sind sie entschwunden: „Ach lang, ach gar lang, ja lang ist es her."

Lehrer Fischer hätte, wenn er einen Spekulationsgeist, Geschäftsroutine gehabt hätte, ein reicher Mann werden können. Die Stitzenburg ist zehnfach und noch mehr seit jener Zeit an Wert gestiegen, allein die alte, gemütliche, idyllische Stitzenburg, dies traute Heim gesellschaftlichen Zusammenseins in rebbegrenzter Umgebung ist nicht mehr. Das moderne Nivellieren, das Großstadtfieber hat auch sie geschüttelt und dahingerafft. Da drunten in der Friedrichsstraße — thu ich recht deuten — ist auch noch eine Bude aus uralten Zeiten, die immer noch „oben" schwimmt: der „Elefant." Wie lang wird der noch seinen Rüssel in die Straße hinausstrecken, bis ihn auf einmal ein Hotel zum „Hamster", „Marder", „Fuchs", „Beuteltier", „Raben", oder „Geier" ablöst. Es nimmt mich wunder, daß keinem Spekulanten einfällt, ein Hotel zur „Nilpeitsche" oder „Hotel zum Kanzler Leist" zu errichten. Die Kundschaft würde großartig werden. Sämtliche Büreaukraten wären ihm sicher und „Ochsenmaulsalat und Kalbsköpfe" würden flott abgehen. Der „Staatsanzeiger" und „Merkur" müßten für dieses Hotel wenigstens auf Pergament gedruckt werden oder in Aluminium erscheinen, weil sich die Gäste lebensgefährlich darum reißen würden.

Meine Lehrzeit füllt aber nicht lauter Schalk und Schabernack aus. O nein! Ich ging im Winter häufig in die Lesesäle der Legionskaserne, und ein sehr pietistisch angehauchter Gehilfe unseres Geschäfts schob mich öfter in die Gerberstraße, ins pietistische Lager. Das sektische Leben dieser Gemeinde blieb mir daher nicht unbekannt. Einen großen Gegensatz hatte dieser Gehilfe in seinem Bruder, einem Schneider von Beruf, welcher ihn wegen seiner „Muckerei" wie er sagte, bis auf's äußerste hänselte. Ich mußte, wenn wir allein in der Werkstatt waren, mit ihm vor der Bibel knieen und — Salz schlecken, um wie er meinte „die Triebe der Natur" zu dämpfen. Allein ich war stets ein großer Naturfreund und freute mich, wenn die erwachende Natur ihre Triebe und Keime entwickelte. Wir wurden nicht einig, auch sagte ich ihm, das „Salzschlecken" müsse aufhören, ich sei kein Schaf, ich schlecke genug Leim und Papp. Wenn wir oben unter den rauhen Ziegeln in unseren Betten steckten und die einen ihre Liebesaffären zum besten gaben, so seufzte er laut auf und betete, aber dennoch — davon habe ich

mich überzeugt — sah er die Töchter Evas gern. Wenn ich mit ihm ging, z. B. zum Baden im Neckar oder zur „Gemeinde“, so gab er mir stets einen Puff, wenn ein Mädchen nahte und sagte: „schlag die Augen nieder!“ Durch den Stoß schaute ich natürlich auf, was los sei und sah erst recht in die Versuchung hinein. Ich erklärte ihm, ich könne nicht zur Erde schauen, sonst stolpere ich ja erst recht auf sie hinauf. Er meinte, das werde ich schon in Übung bekommen; ich aber hielt keine Übungen und sagte, „dann solle man auch die nackten Mädchen aus den kgl. Anlagen entfernen.“

Das Ende meiner Lehrjahre war da; ich beschloß bis zur Rekrutierung mir die Welt anzusehen. Eine Kugel ist sie; und auf einer Kugel kann man nicht fehl laufen. Da muß man, so einem nichts Menschliches passiert, immer wieder dahin gelangen, von wo man ausgegangen.

Während meiner Lehrzeit bekamen wir Buchbinder-, Galanterie-, Cartonnage- und Portefeuillelehrlinge Stuttgarts einen hohen Berufskameraden. Eines Tags brachte man die Nachricht in die Werkstatt, daß Herr Buchbindermeister und Altmeister Cloß vom Prinz Friedrich auserwählt wurde, seinen Sohn, den Prinzen Wilhelm, mit den Geheimnissen der höheren Papp- und Leim-Schmierkunst vertraut zu machen. Nun, die Residenz Stuttgart ist ja nach Leipzig die zweite Litteraturstadt Deutschlands, darauf darf selbst sein Fürst stolz sein. Nicht jede Stadt kann einen solchen weltbeherrschenden, weltumspannenden Beruf ihr eigen nennen.

An einem schönen Morgen waren meine drei Kontraktjahre herum. Mein Lehrmeister überreichte mir den Entlassungsschein und ich dankte ihm für seine Mühe und dergl., die er mit mir gehabt. Nachdem ich mich auch von der Frau Meisterin, von der Familie, den Gehilfen und Gehilfinnen verabschiedet, verließ ich meine Universität als flotter Springinsfeld, fröhlicher Knirps und ein von Gesundheit strotzender Junge. Ich ging nach Hause, um mich auf die Wanderschaft zu richten. Mein Vater selig war darüber nicht gut gestimmt und meine Mutter selig die weinte. Hatten sie doch auf mich für ihr Alter einst die meiste Hoffnung gesetzt und ich sollte in Stuttgart bleiben, um später geschäftlich durch einen Vetter, Geschwisterkind, welcher Mitbesitzer einer Verlagsbuchhandlung und Hofbuchdruckerei ist, vorwärts zu kommen. Ich aber wollte meine

jugendlichen Schwingen entfalten und etwas mehr sehen als den damals noch in seinem ganzen Lauf sichtbaren Nesenbach. Ich wollte von der Wiege bis zum Grabe nicht stets ein und denselben Horizont vor mir haben. Waren doch meines Meisters Gehilfen auch von ihrer Mutter Bratpfanne hinweg in die Welt hinaus und wieder heimgereist. So kannst du, dachte ich, es auch machen. Die Reiseschilderungen, die ich gelesen, die Erzählungen, denen ich gelauscht, die Geographie in der Schule, die Nähmaschine u. s. w., wirkten auf mich ein und endlich gelang es mir, meinen Vater umzustimmen, mit dem Versprechen, in drei Jahren zur Rekrutierung pünktlich einzutreffen, alle Jahre einigemal zu schreiben, meine christlichen Pflichten zu erfüllen und ehrlich und rechtschaffen, bieder und fromm, solid zu bleiben und den Kopf aufrecht zu halten und den Mut in schwierigen Dingen nicht sinken lassen. Vorsorglich von der lieben Mutter ausgerüstet, vom Vater nochmal belehrt und unterwiesen, kam nun der Augenblick des Abschieds heran. Ich stellte mich an den Thürposten und mein Bruder markierte mit einer Kerbe meine dermalige Körpergröße. Nun erhielt ich den elterlichen Segen meiner teuren Eltern und unter heißen Glückwünschen meiner Geschwister und der Freunde und Bekannten, namentlich der Familie Schuhmacher Maurer, bei denen wir und sie bei uns wie zu Haus waren und — unter heißen Thränen ging es in die weite Welt hinaus, fremde Länder und Völker, Sitten und Gebräuche u. s. w. kennen zu lernen. „Hinaus in die Ferne mit fröhlichem Gesang,“ ein Sträußchen am Hute, den Stab in der Hand, so zog ich hinaus in das ferne Land.

Drittes Kapitel.

Auf der Wanderschaft. — Karlsruhe. — Ein sonderbarer Schlafkollege. — Worms. — In Stellung in Darmstadt.

Es war ein prächtiger Frühlingstag, an dem ich 1862 meinen ersten Ausflug in die Welt machte. Mein Bruder trug mir die Reisetasche und mein Vater und Schuhmacher Speiser von Hofen gaben mir das Geleite zum Bahnhof in Stuttgart. In Cannstatt in der Krone, die damals noch eine kleine Kneipe war, hielten wir den Abschiedstrunk. Herr Speiser freute sich über mein Vor-

haben und bedeutete meinem Vater, daß eben das Gewerbe es mit sich bringe, daß man in die Welt hinausreise. Reiche Leute reisen ja das ganze Leben hindurch und selbst Monarchen giebt es, deren Thron zentimeterhoher Staub bedeckt, die fortwährend auf Reisen sind und darin einen Handlungsreisenden hundertmal übertreffen. So ein Potentat denkt eben auch, wenn ihm der übertünchte Salon, das schlüpfrige Parkett zum Ekel wird:

Hinaus in die Ferne, mit lautem Hörnerklang,
Erhebe die Stimme mit mächtigem Gesang,
Der Freiheit Hauch strömt mächtig durch die Welt,
Ein freies frohes Leben auch Fürsten wohlgefällt.

So entstand auch der „Ägir". Damals waren die Handwerksburschen noch keine verachtete Klasse, man unterschied genau zwischen Handwerksreisenden und Vagabunden oder Stromern. Die jenische Sprache war unter letzteren die Verkehrs- oder Geschäftssprache und sie bedienten sich ihrer vor „grünen Jungen" oder ordentlichen Burschen, um diese ihr Vorhaben nicht merken zu lassen.

Meine Reisen fallen gerade in diese Zeit, wo die Zunft im Kampfe mit der Gewerbefreiheit in den letzten Zügen lag. Sie machte da und dort noch einige Zuckungen, dann war es aus mit ihr.

Der Abschied in Stuttgart ging schnell von statten und die erste Nacht in der Fremde bettete ich mich in Karlsruhe im Adler in der Langengasse, jetzt glaub ich, heißt sie Kaiserstraße.

Im besagten Gasthaus waren eben Stromer und spielten Branntwein heraus. Die Herrn der höheren Fechtkunst fixierten mich in meiner flotten nagelneuen Ausrüstung unaufhörlich. Einer machte sich an mich, um Karten zu spielen. Da kam er aber an den Rechten. Diese Kunst verstand ich so wenig als ein Doktor einen Sterbenden neugeboren machen kann. Der Stromer lud mich ein, eine Fechttour, eine „Talfrunde" in Karlsruhe zu machen. Ich solle in die Häuser und Läden und er wolle außen aufpassen, ob kein „Spektrum" zu befürchten sei. Spektrum ist bekanntlich das durch ein Prisma in sieben Farben zerlegte oder sich brechende Sonnenlicht. Warum soll aber ein Polizist darunter gemeint sein? Ich habe noch keinen Polizisten gesehen, der siebenfarbig sich einem p. p. Wanderpublikum präsentierte. Rote Aufschläge, rote Nasen, blaue Uniform, blaue, gelbe und grüne Beulen machen noch kein Spektrum aus; es fehlt noch orange, violett und indigo; nun, diese

drei Farben zeigen sich höchstens wenn es Keile absetzt. Orange ist ja auch gelb, wie indigo und violett als blau gelten können. Somit könnte allerdings ein Schutzmann an Samstagen, Sonn- und Montagen sich in ein Spektrum zerlegen, das sind die Tage, wo auch manches gebrochen wird: Streit vom Zaune, Stuhl- und Menschenfüße und manchmal auch das — Genick, wenn noch kurz vorher die Strahlen der Eintracht und des Friedens leuchteten. — —

Ich ging in einen Laden, der andere blieb auf Wache: „Entschuldigen Sie, ein armer Reisender." Der Kaufmann betrachtete mich und sagte: „Ich gebe keine Geschenke; allein, weil Sie anständig angezogen sind, will ich etwas geben." Ich erhielt einen — Groschen. „Hast was, ja?" — „Sehr wohl." Im nächsten Hause natürlich die gleiche Entschuldigungsbitte, allein die Antwort lautete entgegengesetzt: „Was! Sie gehen fechten, in solch anständiger Kleidung?" „Bitte, meine Damen, (drei waren es im ersten Stock); gerade deshalb, damit die Kleider nicht unanständig werden!" Lachen. O Mama, ich geb ihm 'was: „Hier, einen — Sechser!" „Danke bestens, mein Fräulein, mögen Sie einstens dafür — —" Auf einmal kommt ein Spektrum die Treppe herauf und fixiert mich. Ich aber schaue das Fräulein an, wie wenn sie über Tod und Leben zu beschließen hätte und sage schnell: „Nicht wahr, Fräulein, Sie schreiben, daß ich den Gruß ausgerichtet habe, sonst glaubt er, ich sei nicht dagewesen." „Warum nicht; natürlich schreibe ich. Adieu, adieu, kommen Sie gut nach Haus." — „Danke Ihnen" sagte ich, und im Eifer noch dazu — „gleichfalls."

Die Damen zogen sich zurück und das Spektrum auch. Vor dem Hause grüßte mich der Polizeimann sehr höflich, in der Meinung, ich stehe mit der noblen Familie in Beziehung. Er hörte, wie das liebe Fräulein, mein rettender Engel: „Kommen Sie gut nach Haus" sagte. Einem Handwerksburschen konnte dies nicht gelten. — Aber vom Wachposten, vom Stromer, war keine Spur zu sehen. Ich stellte die Mensur ein, und besah mir die Stadt Karlsruhe, ohne die Ruhe Karls oder Friedrichs durch Drahtziehen weiter zu stören. In der Herberge war die Schnapssippe wieder beieinander und da gab es einen feierlichen Empfang. „Junge! wie viele hast gemacht?" „Einen Groschen und einen Sechser in zwei Häuser, dann machte ich mit dem Betrieb Feierabend." „Waaas! Dummer Kerl, ein solch riesiges Glück mit Füßen treten? Gieb

mal her, das langt eine Flasche.“ „Bitte, ihr Herrn, für alle ist es zu wenig, für einen zu viel.“ Aber des Abends kam einer, für den war es recht. Ein marschdefekter Bursche, dem nicht bloß sein Wanderbuch, sondern auch sein Äußeres Sympathie erwecken mußte. Der Mensch hatte einen kranken Fuß und war aus Thüringen. Dem gab ich die 9 Kreuzer: das Benefiz meines ersten Auftretens auf der Fechtbühne. Ach wie wohl war mir's am Abend, als ich dem kranken Reisenden zusah, wie ihm das warme Essen und das Bier schmeckte — wozu ich ihm die 9 Kreuzer beisteuerte, während drüben am anderen Tisch die Karten flogen, die Schnapsflasche zirkulierte und betrunkene Menschen geifernd und lallend über die Tische schlugen oder über die Stühle purzelten. Am andern Tag machte ich mich auf, über Bruchsal und Waghäusel — das Schlachtfeld der 48er — nach Speyer über den Rhein.

In Waghäusel da fiel mir wieder etwas ein, aus der „Krawallzeit“. Nachdem wieder Frieden ins Badener Land gekommen, besuchte mein Vater mit uns Knaben das benachbarte Amtsstädtchen Mosbach. Wir trugen noch unsere Heckershüte, doch ohne Hahnfeder und ohne schwarzrotgoldene Kokarde. Doch dies genügte der triumphierenden, selbstherrschenden, sich stolz in die Brust werfenden Reaktion nicht. Mein Vater mußte sich auf das Reaktionsbüreau begeben, wo ihm ein Ukas eröffnet wurde, der besagte, daß betreffende Filzhüte auf den Köpfen seiner Stammhalter staatsgefährlich seien und so schnell wie möglich von der Bildfläche verschwinden müßten. Meinem Vater kam dies sehr filzig vor. Wenn wir „Zöpfe“ getragen hätten, würde niemand etwas von uns gewollt haben. Ein Freund meines Vaters verschaffte uns Mützen in der Façon den Polizei- und Nachtwächtersdeckeln nicht unähnlich. Wir sahen stattlich darin aus, ähnlich wie unsere heutigen drei- und vierjährigen Kadetten in ihren „Generalsmützen“. Ich glaube, daß ein Polizeimann, der uns nahe auf den Leib rückte, an den Filzhüten roch, ob diesen gefährlichen Deckeln nicht auch noch Freiheitsatmosphäre entströme und die Stadt Mosbach samt dem katzenbuckeligen Odenwald aufs neue damit geschwängert würde. Denkt euch einmal: eine Staatsform in Gefahr durch drei Knabenfilzdeckel. Gefahr lag aber doch keine vor, denn in Mosbach hatte es auch Gänseriche, die das bedrohte Kapitol retten konnten. Den Rückzug traten wir mit unsern Filzhüten an, und zu Hause staunten

die Sensenmänner, daß es in Baden so filzscheue Zustände gebe, wo es doch so filzig zugehe.

In einem Dorfe zwischen Waghäusel und Rheinhausen blieb ich über Nacht. Es war ein niedliches Dörfchen, saubere Häuschen mit Gärtchen umzäunt. Nachdem ich mein frugales Abendbrot vertilgt, beförderte mich der Wirt hinauf ins Zimmer. Es war schon Nacht. Der Wirt zeigte das Bett an der Thür und den Abort und verschwand wieder. Licht hatte ich keins. Müde wie ich war machte ich nicht lange Federlesens und verschwand bald in dem zwar guten aber mit einer zentnerschweren Decke belegten Bette. Feierliche Stille herrschte und die Sterne glitzerten und schimmerten prächtig über der Rheinthalebene. Ich schlief wie ein junger Mensch schlafen kann, dessen Beine den ganzen Tag in Arbeit waren. Als ich aufwachte war es Tag. Es war mir Abends schon ein eigentümlicher Geruch aufgefallen, den ich nicht enträtseln konnte und von dem ich glaubte, er komme von außen herein. Der Schlaf machte der weiteren Nachforschung ein Ende. In der Früh klärte sich die Sache auf. In diagonaler Richtung des etwas niederen aber sehr reinlichen, schneeweiß getünchten Saales stand ein Bett mit duftenden Kränzen. Ich glaubte sie seien dort für eine Festlichkeit aufgelegt und besichtigte sie näher. Jetzt erst erkannte ich den Zweck der Kränze. Da lag ein Toter mit einer weißen Zipfelkappe, gelbem, fahlen, eingefallenem, spitzigen Gesicht, die Hände gefaltet, bis zur Brust mit Leintuch und Kränzen bedeckt, so im Alter von 70 und mehr Jahren. Ich zog mich an, wusch mich im Hof am Brunnen, trank Kaffee, den mir die Magd brachte, die nicht deutete noch winkte, nicht lachte noch weinte, nicht hustete noch pustete, nicht schäkerte noch mäkerte. Ich sagte dem Wirt, warum er mich in das Totenzimmer gelegt? Ob er nicht noch ein anderes Zimmer gehabt hätte? O ja, da sei aber der Tote darin krank gelegen und gestorben, dies sei der Großvater und der werd' mich nicht haben fressen wollen. So, jetzt wußte ich es, daß die Toten niemand fressen. Ich nahm Reisetasche, Stock und Hut, bezahlte und marschierte weiter. Mein Tagebuch war um eine Notiz reicher. — —

In Rheinhausen fuhr ich in einem Nachen für zwei Kreuzer über den Rhein und kurze Zeit darauf war ich in Speyer mit seinem interessanten Dom. Leider wurde gerade der Dom inwendig

restauriert und durch die vielen Gerüste konnte man nichts betrachten. Speyer ist eine nicht uninteressante Stadt, guter Gerstensaft, guter Wein war dort zu finden. Damals wuchs in den Weinbergen kein Waih-hai-Waih, wie er dieses Jahr (1894) zur Erinnerung an das chinesische Kriegspech getauft wurde. Da fällt mir ein, daß zwei Zopfgeneräle großes Feldherrenpech hatten. Dies ist mir nun bei diesen zwei nicht auffallend, denn wenn der eine General O Weh und der andere General O Yeh hieß, so konnten sie nach Begriff der deutschen Mitleids- und Kondolenzausrufe „o weh!“ und „o jeh!“ unmöglich eine siegreiche Perspektive vor sich haben.

Mein Weg führte mich über die damals noch kleine ABC-Stadt Mannheim nach Worms.* Als ich in Mannheim herumstolzierte, dachte ich: diese Stadt könnte auf die untersten Schulklassen verzichten. Die Lehrer Mannheims könnten, ähnlich wie Stuttgarts Waisenkinder und Hamburgs Currentschüler ihre Abc-Knirpse in der Stadt herumführen, wie der Schäfer seine Schafherde auf der Weide, und die kleinen zweibeinigen Schafe könnten das Abc von den Straßenschildern herunterblöken. Der Lehrer wäre dann der Vorsinger und würde ungefähr so den Unterricht einleiten:

A, b, c, d, e, f, g,
H, i, k, l, m, n, o, p,
Q, r, s, t, u, v, w,
Ihr kleinen Knirps', schaut dort hinauf,
Dort hängt's Mannemer Abc
X, Y und noch Z,
Ist das nicht praktisch, wundernett!

In Ludwigshafen drüben schauten die Schornsteine erst vereinzelt wie Stumpen aus der Erde. Aber nach dem Boden dort zu urteilen, konnte man prophezeien, daß sie noch riesengroß und zahlreich emporschießen würden und so ist es jetzt auch geworden. Ludwigshafen ist ein Wald von Schornsteinen und könnte sehr gut Schornstadt benannt werden, oder auch „Kaminen“. Ist doch in Preußen auch ein Kamin, in Württemberg ein Schornbach und Schorndorf.

---

* Die Straßen Mannheims sind bekanntlich A 1, 2, B 1, 2, 3 u. s. f. bezeichnet.

Bei meiner Ankunft in Worms wurde ich stark reichstagisch gestimmt. Ich dachte an die schönen Zeiten, an die schönen Tage dieses politisch-kirchlichen Aranjuez und nachdem mir der weltgeschichtliche Reichstagsbau in Sicht kam, ach da wurde meine Seele voll Trauer; der Mensch versuche die Götter nicht, denn drinnen war's — fürchterlich. Kobolde warfen kaiserliche Erlasse, päpstliche Bullen, kurfürstliche, herzogliche, reichsstädtische Oppositionen und Interpellationen, schimmlige, moderige, wurmzerfressene Thesen herum; Ratten und Mäuse, Fledermäuse, Nachteulen, Holzwürmer und Grillen, Spinnen und Fliegen, Mauerassel, Schwaben, Russen, Wanzen, Motten führten ihre Orgien und sybaritischen Nachtlager auf.

Ich dachte so für mich hin: tempora mutantur et nos mutamur in illis, es fiel mir der Fürsten- und Bundesratsbau in der Eschenheimergasse zu Frankfurt a. M. ein, wo gerade damals Freiherr von Bismarck seine ersten politischen Orgien feierte und ich summte das Lied: „Auch du, auch du wirst — flöten gehn" — vor mich hin. Und es ist ja nicht ausgeschlossen, daß einst Wallots Geist über seiner Schöpfung schwebend, seufzen wird: Auch du, auch du . . . . . denn ach, mit den Weltgeschichtsmächten ist keine ewige Verfassung, kein ewiger Drei-, noch Zwei-, noch Ein-Bund zu flechten:

„Neues blüht aus den Ruinen
Aus stolzen Macht- und Fürstentrümmern
All die einst Mächtigen und Kühnen
Zerstäubt sind sie, dahin auf immer!"

Nachdem ich des andern Tags die Sonne über Worms aufgehen sah, dachte ich an die Sonne der Protestanten, die damals über das dunkle, versteifte, stagnierende Kulturleben aufging. Diese Sonne aber, die beim Anzünden anders der Zukunft leuchten wollte als es geschehen, hat durch Absorbierung ihrer Strahlen durch unzählige Sekten an Intensität bedeutend verloren und diese Sonne, diese Leuchte würde, wenn sie heute käme, in den vielen polarisierten Leuchten sich nicht mehr erkennen. Wäre damals das Priestertum nicht moderig und faul gewesen, so wäre auch kein Luther entstanden. Das Papsttum hat diesen rumorierenden, reformierenden Geist hartnäckiger Weise selbst heraufbeschworen und daß der gerade ein Ordensmann war, mußte der Kirche umso gefährlicher

erscheinen und sie schleunigst zur Selbstreformation und Generalspurifikation mahnen. Doch würde selbst Luther sich heute von dem Bastardableger, „Muckertum“ genannt, abwenden. Luther hat manch Gutes gestiftet, aber auch durch sein Fürstenliebäugeln der Büreaukratie die Wege geebnet. Die Kuttenmacht hat er geschwächt und die Schreibermacht gestärkt, daraus loderte die Flamme des Bauernaufstands. So faß ich den Gang der damaligen Dinge auf. In meinem Bett in Worms da seufzte ich: Höre Luther, wenn du damals in deinem Quartier, wie diese Nacht ich in dem meinigen mit den verflixten, zahllos krabbelnden Wanzen zu kämpfen gehabt hättest, so hättest du im Reichstag im Gefühl ihrer Bisse ausgerufen: „Doch wenn die Welt voll — Wanzen wär, gäb ich mich nicht zum Kampfe her.“

Leb nun wohl du böse Wanze,
Lebe wohl vampyriges Tier,
Hast du einst im städtischen Glanze
Auch so hantiert in dem Quartier?
Dann glaub' ich wohl, daß die Prälaten,
Der Papst, wie kaiserliches Haus,
In Worms nicht wollten mehr beraten,
Solch Stiche hält wohl keiner aus.
Drum kommst du hin, mein lieber Freund,
Kauf „Zacherlin“, 's ist wohlgemeint.

Die Flucht aus der hessischen Insektenstadt, die mir ihres Alters, ihrer geschichtlichen Daten, ihres imposanten Domes wegen außerordentlich gefiel — ging über Bierstadt, Bensheim nach Darmstadt, an der Bergstraße entlang, dem Melibocus und Berg Frankenstein vorbei. In Auerbach, an einem wunderschönen Sonntagmorgen, kam ich unfreiwilliger Weise mit zwei Ziegenböcken in Kollision, die einen Kinderwagen zogen. Ich dachte an meine Kindheit und ähnliches Gefährt. In diesen süßen Träumen wurde ich plötzlich gestört durch Kindergeschrei. Die Böcke nahmen Reißaus und warfen die Equipage um, die kleinen Insaßen wurden unsanft herausgeschleudert. Das Zetergeschrei war fürchterlich, aber es lief alles glatt ab. Nun wollte ich die kinnbärtigen Gesellen einfangen, was mir auch gelang, aber vorher rannten mich die Patrone der Schneider mit bocksprungartigem Salto mortale selbst über den Haufen. Dies war für mich empörend. Ein Satz, ein Sprung und ich hatte die Schelme an den Bärten. Jetzt gaben sie nach. Denn „beim Barte

des Propheten", diese Zierde männlicher Kraft und Würde will auch ein Bock und wäre es nur ein Ziegenbock — nicht vermissen. Ich dachte an Auerbachs Dorfgeschichten und da kam ich zur Überzeugung, daß solche Geschichten durch — Thatsachen entstehn.

Das Dienstmädchen nebst dem Papa der Kinder bedankten sich sehr für den glücklichen Ausgang des Bockkampfes. Ich bekam einen harten „Großherzog" und von dem Herrn in dem nächsten Gasthaus eine mir sehr willkommene Regalierung. Er lachte, als ich die Affäire meinem Tagebuch einverleibte und er schrieb noch seinen Namen darein. Das Tagebuch ist längst verschwunden, der Name mir nicht mehr in Erinnerung.

Darmstadt.

Ich lief die Straßen der Stadt entlang, kaufte mir eine Cigarre und bemerkte: „Darmstadt, mein Herr, ist aber schrecklich tot." „O nein!" meinte der Ladenschwengel, „Sie kommen halt gerade hier an, wo keine Leute auf der Straße sind." Auf solch eine Antwort konnte man nichts erwidern, sie stimmte ja aufs Haar mit meiner Ansicht.

In Darmstadt hat sich mein Darm auch sehr bemerklich gemacht, und ich erklärte den damals großen Biergläsern mit ihrem ausgezeichneten Inhalt und den über alles mundenden, den Gaumen reizenden und Magen restaurirenden Handkäsen nicht den Krieg, sondern meine große Zuneigung. Ha! wie das schmeckte in dem hungrigen Vogelsbergerland, „im Kartoffelmusländle". Ich sollte Arbeit erhalten, aber nur zur Aushilfe auf einige Wochen. Ich wollte nicht recht anbeißen, Darmstadt lag mir noch zu nah am — Nesenbach. Doch nahm ich die Arbeit an. Es war bei der Witfrau Rabenau in der Louisenstraße. Ihr Geschäftsführer hieß Knieriem und war ein Hannoveraner. Sonst hatte sie niemand im Geschäft als diesen und mich. Eine Tochter und ein Adoptivsohn Jourdan oder Jordan bildeten die Familie. Ich mußte auf der Polizei am Louisenplatz Bücher restaurieren und neue binden, Bücher, welche nicht aus den Büreaus gegeben werden durften.

Ich kam im Großen und Ganzen mit Darmstadts Schutzengeln gut aus. Wenn sie mich hänselten, so gab ich den Büreaukraten hermandadscher Observanz tüchtig hinaus, daß weder der Büreauchef, der Polizeikommissär, noch Diätar, noch Diurnist, noch

der Kammerdiener und die Exekutive der Straßenpolizei zu kurz kamen. Sie sagten oft: Gewitterkeil! Der Schwab ist ein gelungener Kerl, der ist nicht auf den Kopf gefallen u. s. w. Während meines Aufenthalts in Darmstadt entging mir nicht das Kleinste oder Sehenswerte, selbst die Umgegend rekognoszierte ich. An Pfingsten sah man mich in aller Früh hoch oben auf dem Frankenstein und mein Blick schweifte hinüber zu den monsieurs que voulez-vous, avez-vous compris, que je vous dis? und in die Pfalz, in die Hardtberge bis zum Wüsterich, hinunter an den Rhein, den Spessart; Städte und Dörfer, Flüsse und Bäche lagen da zu meinen Füßen zwischen dem saftigen Grün der wiedererstandenen Natur gleich einer natürlichen Reliefkarte, ein wunderschönes Vogelperspektivpanorama. Doch drüben ballten sich dunkle maste Wolken über den Vogesen zusammen, die vom eilenden Sturm getrieben bald auch mich, auf dem Vorposten des Odenwalds, in eine neblige Hülle steckten. Blitze zuckten, Donner rollten rings um mich und finster ward's vor meinen Augen; ich war nur noch ein vollgesaugter Schwamm. Ich machte mich, so gut ich konnte, weiter nach oben nicht nach unten. Ich sagte mir: unten hangen die schweren, oben die Cyrruswolken. Bald arbeitete ich mich aus dem dichten Niederschlag, „Wolken" genannt, heraus und über mir hatte ich das reine blaue Firmament, die prächtige Sonne, welche ein ungeheures wogendes Wolkenmeer silbern beleuchtete, daß man kaum vor Blendung hinzuschauen wagte. Dazwischen tauchten, wie die Inseln des Oceans, die nächsten Bergspitzen des Odenwaldes (Melibocus) und die Kuppen der Vogesen heraus. Der Abend aber ward noch wunderschön. Ich war auf dieser luftigen Höhe und durch die kräftigen Sonnenstrahlen bald von einem aufgeblähten, durchnäßten Schwamm in einen trockenen Hering verwandelt. Ich restaurierte auf der Gastwirtschaft und Meierei des Frankensteins mein leibliches Ich; während mein geistiges Notizen ins Reise- oder Tagebuch machte. Ich fand das hessische Völkchen sehr aufgeweckt, es schaute den Fremden offen und freimütig ins Angesicht. Von sog. „Blinden Hessen" bekam ich keine Spur zu sehen. Blind sind jedenfalls diejenigen selbst gewesen, die die Chimäre der Blindheit aufs Tapet brachten. Dampfende Düngerhaufen sollen hessische Soldaten zum falschen Sturmangriff verleitet haben. Mag sein. Der Dampf hat schon manchen Feldherrn irregeleitet und blind, geistig blind ge-

macht; so kann man es auch Soldaten verzeihen, wenn sie an einem rauchenden Misthaufen etwas verdächtiges, nicht luftreines wittern.

So lang ich in Darmstadt war, bestieg ich oft die „Ludwigssäule“ und Blick und Gedanken schweiften dann vorwärts ins fremde Land und auch rückwärts in die traute Heimat zu Eltern und Geschwistern, Freunden und Bekannten. Wer wollte solche Regungen einem 17½jährigen Springinsfeld übel nehmen? Ist nicht immer die Erinnerung an die süße Heimat uns ein Schatzkästlein köstlicher Stunden und wenn Menschen zu Hause und eigene Angehörige schlecht an einem handeln, (wie ichs später erfahren mußte,) kann da die Heimat etwas dafür? Gewiß nicht!

Der 23. Mai war für das Hessenland ein Trauertag. Ich schloß mich dem endlosen Zuge gleichfalls an, um Hessen-Darmstadts Großherzogin als Leiche auf dem Paradebett mir ins Gedächtnis zu prägen. Über ihr Gesicht zog sich ein mildes Lächeln, nichts vom Schrecken und Kampf des Lebens mit dem Tode war da zu schauen. Die Großherzogin Mathilde von Bayern ward feierlich in der katholischen Kirche Darmstadts beigesetzt. Sechs Wochen lang von 11—12 Uhr läuteten die Glocken die Trauer ein. Das wunderschöne Glockenspiel, welchem ich gar oft gelauscht und das mir heute noch, wie das Salzburger, in den Ohren klingt, hat seither viele freudige und verhängnisvolle Stunden angeschlagen. Wird dieses Glockenspiel auch das Glück oder Wehe der jungen Zarin aller Reußen am Tage ihres Abschieds im Schlosse an der Darm, wird der Hessentochter Alice dies Glockenspiel Glück eingeläutet oder Sturm verkündet haben? Ersteres wäre zu wünschen, letzteres zu bedauern.

Am Sonntag vergnügte ich mich oft mit den vierfüßigen Russen, mit der Familie Petz, an dem Graben am Schlosse. Diese Bären waren Prachtkerls, standen gut im Futter, waren das Hallodria der Jungen und Alten Darmstadts, geradeso wie in Bern. Abends unterhielt ich mich mit Hessens berittenen Vaterlandsverteidigern. Sie lagen nicht in der Kaserne, sondern in den Quartieren der Hausbesitzer. Ich half ihnen ihr Geschirr, Kuppelzeug, Säbel und Helm putzen und da gab es dafür von der Köchin des Hausherrn und Quartiergebers Bier, Most und saftige Bratenstücke. Es kam mir dies insofern gut zu statten, als die Größe der Mittagsschüssel unserer Meisterin Witfrau Rabenau doch nicht im

richtigen Verhältnis zu der Größe meines gesunden Appetits stand. Die Arbeit bei Frau Rabenau schmolz allmählich zusammen, die Polizei war wieder geflickt, nämlich ihre Bücher, und so konnte ich mein Bündel schnüren. Wer zu damaliger Zeit in eine hessische Stadt kam konnte leicht den Eindruck erhalten, namentlich wenn gerade die Schulen aus waren, in dieser friedlich stillen Stadt liefen ganz übermäßig viele Polizisten herum. Doch er wurde bald aufgeklärt, daß das, was der Fremde anfangs für wohllöbliche Polizei hielt, nichts anderes als uniformierte, mit Degen ausgerüstete Schulmeister, Lehrer höherer Schulen seien. Auch ein Zopf! Zwar kein hinten herunterhängender chinesischer, sondern ein seitlich herunterhängender „hessischer Zopf".

Nach zweimonatlichem Aufenthalt (Mai und Juni 1862) setzte ich meinen Wanderstab weiter und ließ meinen Paß auf Frankfurt stempeln.

Viertes Kapitel.

Bei Buchbinder Brönner und seinem Adam. — Das erste deutsche Schützenfest. — Auf der Wohnungssuche. — Fortsetzung der Wanderschaft: Über Mainz, den Rhein hinab nach Köln und über Westfalen nach Bremen.

Die alte Kaiserstadt Frankfurt war früher als „Freie Stadt Frankfurt" eine der originellsten Städte Deutschlands. Damals als sich noch die „Pickelhaube", „der weiße Waffenrock", „die Raupe" und der republikanische Soldat in bundesstaatlicher Eintracht auf der Bornheimer Haide oder der Sachsenhäuser Brücke herumbalgten und die Konstabler ihrer Autorität gegenüber den „Fuldern"* Geltung zu schaffen versuchten, — waren gar liebliche Zeiten und es schien oft, als ob in der Vorliebe des Publikums für die bayrische Raupe, besonders aber für die österreichischen Weißröcke den Marssöhnen der Spree kein Plätzchen mehr in den Herzen der Frankfurter übrig bliebe.

So wie sich hier unter Civil und Militär die politische Stellung allmählich immer schärfer markierte, ebenso gestaltete sich das

---

* Fulder, ursprünglich Name für die Leute aus der Fuldaer Gegend.

Lager in der diplomatischen Welt in dem Palais der Eschenheimergasse. An dem Zankapfel, den Herr von Bismarck unter die Bundesbrüder geworfen, — trotzdem daß keiner anbeißen wollte — verdarben sich alle die — Zähne. Bismarck aber sammelte die Kerne, um diesen Zankapfel weiter zu pflanzen und zu kultivieren. Es war ein Apfel aus seinem politischen Paradies. Ich erhielt — nachdem ich mein Absteigequartier bei den „Zwei Schweizer" in der Fahrgasse genommen, sofort Kondition in der Druckerei des Herrn Brönner, einem alten massiven Frankfurter Haus in der Paulsgasse unweit der Paulskirche, jenem geschichtlichen Mittelpunkt großdeutscher, frei konstitutioneller Staatsrepublik oder Monarchen-Wahl-Staatsform. Von dort aus wurde dem König von Preußen die deutsche Kaiserkrone mit demokratischen Edelsteinen, „Freiheit und Menschenrechte" genannt, auf dem Parlamentsteller präsentiert. Sei es nun, daß dem Herrscher das „Porzellan" der Präsentierplatte oder die Edelsteine in der Kaiserkrone oder die Spender selbst für seinen Geschmack verdächtig erschienen — er lehnte das Geschenk aus der Paulskirche ab. Er wollte sich diese imperatorische Kopfbedeckung auf andere Weise, den militärischen Traditionen Preußens entsprechend, holen. Das Porzellan der Präsentierplatte, von welcher er später, oder vielmehr sein Nachfolger die deutsche Kaiserkrone nahm, war von Sèvres! — —

Herr Brönner hatte neben seiner Druckerei auch noch eine große Buchbinderei. Alle Buchbinder Frankfurts standen mit ihm in offener Fehde, weil die Zunft noch herrschte und die Gewerbefreiheit noch keine Geltung hatte. Brönner aber war schlau und ging durch die Hinterthüre, — wie jetzt die Käufer dem Sonntagsruhegesetz ein Schnippchen schlagen. Da war nun ein verheirateter Buchbindermeister, ein Zunftprivilegierter Namens, Adam. Diesen engagierte Herr Brönner, um seinen für ihn so zweckdienlichen Namen herzugeben und am Hause festzunageln. Dafür bekam natürlich Herr Adam einen entsprechenden Jahresgehalt und dieser Strohmann hatte nichts weiter zu thun, als täglich einige Stunden zu kommen, in Hemdärmeln an den Werktisch zu sitzen, die Zeitung zu lesen und wunderschöne, künstliche Ringelchen aus seinem nieverlöschenden Glimmstengel zu blasen. Dieser Geschäftsstrohmannspflicht kam Herr Adam mit dem peinlichsten Eifer nach. Mein Platz war neben ihm und er hatte mit dem Schwaben, mit

mir, oft ein solches Gaudium, daß sich der, auch von Brönner angestellte Buchbinderei-Geschäftsführer ins Mittel legte und erklärte, daß uns zwei eigentlich zu wohl sei, wir möchten auch etwas thun. Adam bemerkte dann: „da wär ich ein Esel.“ Dies konnte ich natürlich nicht sagen, denn ich war kein Strohmann, sondern Gehilfe. Mein Name stand nicht als Firma an Brönners Druckerei. Der Geschäftsführer dirigierte mich in solchen Fällen an die Schneidmaschine von Herrn Adam weg, um, wie er spöttisch sagte, den Herrn im Zeitungslesen nicht zu stören — und mir den Pfipfes zu nehmen. Wenn man stundenlang an der Schneidmaschine oder Walze ist, da vergeht einem der Pfipfes.

Doch mochte mich der Geschäftsführer außerordentlich leiden, was oft den Neid des „ersten“ Arbeiters erweckte. Ich war ein fideler Kauz, nahm damals in meinem Jugendglück niemanden gleich etwas übel, vielweniger trug ich ihm etwas nach. Dies kam erst später, nachdem ich gewisse Erfahrungen in meiner eigenen Heimat gemacht hatte. Man kann ein Lamm, eine Taube, einen anhänglichen Hund durch elende Behandlung scheu und unzutraulich machen. Falsche Augen, Hinterlist und listiges Schönthun haß' ich wie die Neger den Kanzler Leist, oder wie der Hegelmaier einst die Minister Schmid'schen Intriguen. — Brönner oder Adam beschäftigte in unseren Arbeitssälen außer dem männlichen Arbeitspersonal noch 6—8 Mädchen. Im hintersten Saal waren die Fräuleins plaziert, doch nicht alle. Außer der von Mädchen bedienten Falzmaschine stand dort auch noch eine Deckelschneidmaschine, an welcher nur Arbeiter hantieren konnten. Da traf es sich nun, daß der Geschäftsführer manchmal dort hinten den Puls visitierte, und er den Puls der Mädchen um die Wette mit dem Puls des dort hantierenden Arbeiters schlagen fühlte. Endlich kam er einmal heraus zu Herrn Adam und sagte: die Hetze im hinteren Saal muß aufhören, da muß ein anderer zu den Mädchen. Adam schlug mich vor und der Geschäftsführer war derselben Ansicht. Ich hielt meinen Einzug bei den Damen Vilbels, Oberrads, Sachsenhausens, Frankfurts und Bornheims. Das ging da hinten an meiner Deckelmaschine mehrere Tage wie am Schnürle; ich legte gegenüber dieser Ausstellung jung- und heißblütiger Evastöchter eine Selbstbeherrschung an den Tag, der ich doch für die längere Dauer, wenn es damals schon solche gegeben, ein — Dove-

sches Panzerhemd gewünscht hätte, um sicher zu sein gegen die von den Mädchen fortwährend auf mein noch unverwundetes Jünglingsherz gerichteten Amorpfeile. Der Geschäftsführer kontrolierte oft die „Temperatur“ und staunte, daß sie immer normal war. „Endlich,“ sagte er, „habe ich euch einen gefunden, an dem ihr eure Künste, scheint es, vergeblich probiert.“ Einige Tage nachher ging unverhofft die Thür auf, — trotzdem wir kurz vorher durch unser Fernrohr, das Schlüsselloch, die Gegend rekognoszierten — und der Geschäftsführer sah, wie der Schwabe in den Armen eines Mädchens von diesem herzlich und herzhaft abgeküßt wurde. Tableau. „So! so! so! daß ihr den Schlagfluß, den Stickfluß kriegt, Gewitterkeil! Hab' ich da den Bock zum Gärtner g'schickt. Wenn ich euch nochmal so antreff', dann kommt ihr voneinander!“

An der Überraschung war niemand schuld als die Falzmaschine, denn diese machte einen Spektakel, daß man sein eigen Wort nicht hörte, viel weniger den, in seinen Pirmasenser(Schuhen) daherschwebenden Geschäftsführer.

Ich blieb dennoch auf meinem Posten und wir waren in dieser heiklen Sache nachher vorsichtiger. Doch ging alles in Ehren, und ein Kuß von rosigen Lippen, wer will ihn verwehren? So dachte jetzt auch der Geschäftsführer als er mir in die Ohren plauschte: „Schwäbchen, machen Sie mir's da hinten nur nicht zu bunt.“

Hie und da schoß wie eine Bremse der Geschäftsführer der Druckerei und des ganzen Etablissements daher, oder auch Herr Brönner selbst. Dieser machte nicht viel. Er sah sich ein bißchen um und ging wieder. Herr Brönner machte mit seiner Geschäftsmanipulation mit Adam gute Geschäfte, und so that er manches durch die Finger sehen. Die ganze Zunft kannte das Verhältnis. Wir Arbeiter aber auch, denn als ich eines Sonntags einen Kollegen in einem anderen Geschäft besuchte, wollte mich der Meister hinauswerfen. Er sagte, ihm dürfe kein Gehilfe, der beim Brönner arbeite, über die Schwelle kommen. Was konnte ich machen, der feindliche Meister war Herr in seinem Haus. Doch gelang es mir, ihn zu beschwichtigen und ihm klar zu legen, daß in Stuttgart selbst die Meister, die einander die Arbeit noch von der Heftlad wegschnappen, im heiligen Konkurrenzzorn Abends im Gasthaus zur Pappschüssel die geleimteste Eintracht halten. —

In Frankfurt war es gemütlich. Gute, billige Kosthäuser

für den Arbeiter; und sonst auch nicht teuer zu leben. Die Stadt Amsterdam, Schneider am Kornmarkt, das Essighaus u. s. w. waren Gasthäuser, wo man sein Sach' recht bekam. Ha! und dieser Äppelwein, dieses Bier überall. Da holte man zuvor am Schirn seine diverse Magenmunition und der Gastgeber brachte Teller und Besteck dazu. Eine solche Wirtschaft war abends besät mit Wurstpapier, wie heute Griechenland, Italien, Portugal und Genossen mit Staatsschuldenzetteln und Ungarn mit Zivilehe-Proklamationen und Österreich mit Kindern Israels. Der Leser kann sich denken, daß ich nicht unterließ, irgend eine Stadt bloß von der Vergnügungs- sondern auch von der Nützlichkeits- sowie auch Schattenseite kennen zu lernen. Auf der Bornheimer Heide war ein geschäftiges Leben. Ein großer Festplatz wurde hergestellt und allerlei Schieß- und Bankett-Hallen und Gabentempel errichtet. Das „Erste deutsche Bundesschützenfest" war im Anzug. Großartig war dessen Verlauf in den Julitagen 1862; so etwas, — nicht einmal am Schillerfest 1859 in Stuttgart — hatte ich noch nie gesehen. Nicht allein Frankfurts Straßen, Gassen, Winkel und Häuser, sondern jedes menschliche Frankfurter Wesen, Kind wie Greis, Mann und Frau, Bursche und Jungfer, Reich wie Arm — war 12 Tage lang illuminiert, schwebte in — „Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elisium, wir betreten wonnetrunken, Germania dein Heiligtum". „Gut und Blut, Herz und Hand, Alles für das Vaterland". „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr." So lauteten die nationalen Sinnsprüche an Guirlanden und Transparenten. Großartig war der Festzug. Ein einziger deutscher Bundesfürst folgte im Festzug der Bundesschützenfahne, Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha, eine stattliche Figur in Schützenkostüm mitten unter den Schweizer Büchsen und Tiroler Stutzen. Dieser joviale, einsichtsvolle Fürst hatte mehrere Jahre vor seinem Tode einen der merkwürdigsten Zöpfe mit einer demokratisch konstruierten Schere abgeschnitten. Er verzichtete auf den privilegierten Titel von — „Gottes Gnaden". Er dachte: Wir Menschen sind alle auf der Welt von Gottes Gnaden und durch Gottes Gnaden. Keiner will des Teufels Huld sein Dasein verdanken. Es ist doch logisch richtig, wenn ich sage: sobald einzelne Menschen sich eine besondere, monopolisierte gnadenvolle Abstammung beimessen, so muß folgerichtig dieses illustre Wiegengeschenk anderen Sterblichen

fehlen. Alle anderen wären hiemit ohne „Von Gottes Gnaden“ in die Welt gesetzt! Herzog Ernst dachte bürgerlicher. Er sagte sich: Ich ward wie andere Menschen auch — vom Weibe geboren. Daß dieses Weib gerade der hohen Gesellschaft angehörte, dafür kann ich nicht, zu dieser günstigen Situation hat mein „fürstliches Ich“ gar nichts beigetragen. — Wir haben diese und andere pomphafte Titel, z. B. „Majestät“ — ein Wort das nach meiner Ansicht nur Gott gebührt, einem der ehrgeizigsten Menschen der Welt zu verdanken, nemlich Ludwig XIV. dem Pfalzverwüster und Maitressenhelden.

Ich logierte in Frankfurt bei einer sauberen Witfrau, mit einer noch saubereren Wohnung. Da war alles peinlich reinlich und ein schneeweißes prächtiges Bett zierte mein Zimmer. Sie war ganz allein. Sonntags Mittag mußte ich an ihrem Tisch essen. Der war ausgezeichnet. Sie sagte: Jetzt schmecke es ihr noch mal so gut, wenn sie jemand mitessen seh', am Sonntag wolle sie auch — „Familie“ haben. Wir zwei kamen sehr gut miteinander aus. Ich kam selten spät nach Haus, lärmend und angetrunken niemals. Auch Kartenspiel war mir verhaßt. — Nun sollte aber unser stilles Leben einen Riß bekommen. Sehr viele Schützengäste waren angesagt und meine Logisfrau, wie so viele andere, wollte auch einen Büchsenträger, ja sogar zwei haben. Aber wie dies machen ohne mich, da der Platz mangelte. Eines Tags füllte sie mir — die Schützen aller Herren Länder waren im Anmarsch — einen guten Kaffee ein, und leerte ihr schützenbedürftiges Herz aus. Sie wollte, — man denke sich — sogar solche mit „nackten Knieen“! Ha, welche Vermessenheit! Eine Witfrau frankfurterischen Geblüts nackte Tirolerknie. So 'was käm' in der schwäbischen Merkurstadt, allwo man die „nackten Tirolerknie“ verhaftet oder polizeilich verbietet,* nicht leicht vor.

Meine Logisfrau schmeichelte mir wie ein Kätzchen und schmeichelte mich schließlich zu ihrem Haus hinaus. Ich konnte ihrem Feldfest- und Standfestscheiben-Blick nicht widerstehen und räumte für zwei prächtige exotische Festexemplare mein Quartier auf zwölf Tage. Sie hat mir dieses Entgegenkommen reichlich vergolten. Eine 26—28jährige hübsche Witfrau ist für einen

* Bezieht sich auf einen Vorfall vor einigen Jahren in Stuttgart, wo die Polizei gegen einen naturechten Tyroler mit Kniehosen einschritt.

Schützen gewiß eine interessante Zielscheibe; namentlich wenn er in ihr Herz, ins Zentrum, trifft. — Herr Adam gab mir einen Frei-Tag, um mir ein interimistisches Logis zu suchen. Ganz Frankfurt mit seinem Weichbild habe ich durchstöbert — vergebliche Mühe! „Wir nehmen Schützen“, war die — fast zum Gruß gewordene Antwort. Ich hatte nun keine andere Wahl, als in die — Judengasse zu gehen. War dies nicht auch ein Scherflein auf den Altar des Bundesfestes? Bismarck hat sich damals nicht ausquartiert. Das Haus Israel öffnete mir durch dreifachen Mietzins nicht weit vom Rotschildhaus seine spekulativen Pforten. Eine alte Jüdin, welche schon „Sarah“ zu Gevatter gestanden sein mußte, führte mich hinauf auf den — Dachstuhl. Es wäre mir unmöglich, all das Gerümpel zu nennen, welches hier in diesem alten Ghetto aufgespeichert lag, ein Schmutz, ein Staub, wie ihn weder Stambul noch die Sahara wird aufweisen können. Drei mit Talg beschmierte Betten standen in einem mit Latten umzäunten Verschlag. Als ich ein paar Ratten beinahe auf die Schwänze trat, bemerkte die Jüdin: „Nu! send harmlose Tierche, fühlen sich ganz heimisch.“ Glaub's wohl, dachte ich, in dieses Labyrinths undefinierbarem Durcheinander. Nun kamen auch noch Esthers und Judiths herbei. „Sind meine Enkelchen, guter Herr!“ Das begriff ich auch vollkommen; daß aber diese Enkelchen als wahre Engelchen in dieser Atmosphäre gedeihen konnten, dies war und blieb mir ein Rätsel. Mitternacht schlug's und nachdem ich mich einigemal in dieser elenden Pritsche herumgewälzt, um die hunderte von Wanzen zu zermalmen, schlief ich ein, wachte aber unsanft wieder auf. Es that einen Plumbser auf mich und — es war mir als hätte ich Alpdrücken. — „Gewitterkeil, Stickfluß, Schlagfluß, krieg' die Krenk, was ist da für ein Kerls in meiner Pritsche?“ Jetzt war das Schimpfen aber an mir. Wenn nur die alte Jüdin all die Heuschrecken in Ägypten hätte fangen müssen; spediert mich dieses Monstrum von einer Eule in eine solche Bude. Wart ich will dir morgen kommen. — Was war geschehen? Drei Fulder, jeder mit einer Fulderin, waren in die Kammer gekommen. Diese waren die eigentlichen Besitzer der drei Betten und die Jüdin hatte mich nur so hineingeschmuggelt, glaubend, wir würden da droben schon ins Reine kommen. Die erste Handlung des Fulder war, daß er mich am Schlawittich nahm und herauszog. Ich machte ihm klar, daß ich dieses Bett

bezahlt habe. Der sagte aber, das Bett hab' er gemietet und ich hätte der alten Hexe nicht glauben sollen. Ich müsse hinaus. Die hätten mich bald eingerieben. Die Kerls waren betrunken und die Dirnen nicht mehr nüchtern. Nun legte sich eine davon ins Mittel, spedierte einen, der die Augen nicht mehr aufbrachte, ins Bett und zu ihm mußte ich hineinsteigen. Weitere Einzelheiten will ich übergehen. Als alles im tiefen Schlafe lag, und es gegen Morgen ging, schlich ich aus der Folterpritsche, kleidete mich schnell an, und verließ leise diese Schwefelbude und die Judengasse, rannte nach dem Gasthaus zu den „Zwei Schweizern", wo ich noch einige Stunden auf einer Bank schlief. Vormittags ging ich wieder in die Judengasse zu der „feinen" Quartiergeberin und ruhte nicht, bis sie mir zwei Drittel des Logisgeldes wieder herauszahlte.

Nun kam es besser. Der Gastgeber zu den Zwei Schweizern sagte zu seiner Frau: „Ach, der Schwabe kann doch nicht zwölf Tag auf den Wirtsbänken herumliegen. Wohin mit ihm? Er ist jung, reinlich und ehrlich, wenn dir es recht ist, so legen wir ihn in unser Schlafzimmer. Du machst halt das Sofa zurecht." Die Frau war sofort einverstanden und bettete mich auf ihrem Sofa mit mütterlicher Sorge. Es war noch ein junges Paar. Lieber Leser! ist das nicht ein großes Zutrauen von solchen Leuten? Oft haben sie nicht einmal den Geldschrank abgeschlossen. Ich durfte während der 10—11 Tage nicht einen Kreuzer für mein Nachtlager bezahlen. Das Gasthaus war immer voll und der Alte, der Großvater, hörte das Lied von den jungen Leuten so gerne: „Napoleon, du Schustersgeselle." Er hatte einen besonderen Pick auf den Korsen, hatte aber so wenig wie die anderen eine Ahnung, daß noch ein Napoleon bald nachher Fersengeld sollte geben müssen.

Das Schützenfest ging vorüber und ich zog wieder bei meiner Witfrau ein. Kummer belastete ihr Herz, das erst wieder in freudige Erregung geriet, als ein Schützenbriefchen an sie eintraf. Ich wollte das Geheimnis nicht ergründen. Ich sah nur, daß von dort an meine Logisfrau öfters zerstreut war und verklärten Gesichtes mit mir verkehrte. Ich merkte, daß ein Schütze ihr Herz verwundet hatte. Er wird es hoffentlich auch geheilt haben.

Es kam allmählich der Spätsommer. Ich und ein gleichaltriger Kamerad, vom gleichen Geschäft, Joseph Gruber von Langenschwalbach (Nassau), verständigten uns zu einer Reise den

Rhein hinunter und weiter. Er sagte: allein geh' er nicht, mit mir würde er gerne reisen. Wir zwei waren immer gut miteinander ausgekommen. Seine Mutter war eine Witfrau, sein Vater auch ein Cantor, oder so etwas gewesen. Herr Adam und der Geschäftsführer wollten uns nicht gerne abschweben sehen. Bei allem Hallotria, das wir machten, waren wir doch fleißig und man konnte uns zwei sehr gut gebrauchen. Die Arbeit ging uns aus der Hand, wenn auch manchmal etwas kam, wo wir noch zu lernen hatten. In der ganzen Brönnerschen Buchbinderei und Buchdruckerei herrschte von Herrn Brönner an bis zum Ausläufer die größte Harmonie. Wir hätten noch lange dort bleiben können, allein der Trieb, in diesen drei Jahren etwas Welt zu sehen, wenn auch nur die deutsche oder europäische — lenkte unsere Schritte weiter. Eines schönen Morgens, — nachdem wir unsere Koffer dem Spediteur übergeben — sagten wir der alten Kaiserstadt am Main Lebewohl, und marschierten munter durch das Gallusthor. Die Berge des Taunus schimmerten in bläulicher Farbe, der Main floß ruhig dahin in der Ebene, und an den Landstraßen waren die Obstbäume üppig mit herrlichen Früchten behangen. Da und dort wurden wir — namentlich in der Gegend von Höchst — von Leuten, die Obsternte hielten, freundlichst eingeladen, unsere Tücher zu füllen. Selbstverständlich machten wir sofortigen Gebrauch und manche Maid schaute uns mit ihren zwei treuherzigen Sternen längere Zeit nach, wie uns dies köstliche Obst so mundete. In diesem Alter hat man einen Wolfsappetit und alles nur einigermaßen den Gaumen nicht Beleidigende fällt der Verschlingungswut zum Opfer. In der Ferne verschwand allmählich das liebe Frankfurt, um neuen Städte- und Natureindrücken Platz zu machen und sich in das Schatzkästlein der Erinnerung, des „Souvenir“, zu bergen.

Allmählich erreichten wir Kastell und hinüber gings, über die Schiffbrücke nach „Meenz“. Nachdem wir uns gestriegelt und das Geschäftliche abgemacht, gings an die Stadtbesichtigung. Dieselbe galt zuerst dem Platz, wo wenige Jahre vorher eine schreckliche Pulverexplosion stattfand, durch einen österreichischen Pulverturm veranlaßt, und wodurch viele Häuser zerstört wurden und viele Menschen umkamen. — Dem Kapuzinerkloster in der Himmelpfortgasse statteten wir auch einen Besuch ab. Wir speisten dort

nicht „table d'hôte“, dafür aber unverfälschter. Das Marktleben in Mainz ist für Fremde sehr interessant. Das Geschnatter der geflügelten und ungeflügelten hessischen Gänse und das Aroma des den Markt beherrschenden Handkäses und die verschiedenen ländlichen Kostüme bilden für Aug, Ohr und Nase eine erquickende Abwechslung.

Vater Rhein ist hier, verstärkt durch den hier einmündenden wasserreichen Main, ein ganz respektabler Verkehrsvermittler. Beim Besuch des Domes fiel mir aus meiner frühen Knabenzeit eine weitbekannte Persönlichkeit ein. Als Knabe durfte ich nämlich jedes Jahr auf den „Kärsche-Peter“*) in Wimpfen. Wimpfen am Berg und Wimpfen im Thal ist eine von meinem Geburtsort eine Stunde entfernte, unter Heilbronn am linksseitigen Neckarufer gelegene hessische Enklave. In Wimpfen am Berg wurde den Katholiken durch den Bischof von Mainz die Firmung gespendet und wenn der Bischof in seiner imposanten Gestalt einherschritt, so machte der Mann einen großen Eindruck auf mich, denn man erzählte, dieser Bischof sei Offizier gewesen und im Zweikampf habe er seine Nase, für die ein künstlicher Ersatz eintrat, verloren. Sonst hätte ich mir allerdings nicht vorstellen können, wie ein friedlicher Jünger des Herrn seinen Gesichtsvorsprung einbüßen konnte; doch fiel mir dabei der Kampf in Getsemane ein, wo einem gewissen Malchus das Ohr abgehauen wurde. Der Bischof hat also seinen ehemaligen Wehrberuf in einen Lehrberuf, den Waffenrock in eine Sutane, die Pickelhaube in eine Mitra verwandelt und den Degen in einen Hirtenstab. Der Schöpfer des Jesuitenordens, Loyola, machte es ebenso, und solche Menschen werden stets in ihrem neuen Beruf wie die Konvertiten und politischen Parteiwechsler die eifrigsten Vertreter ihres neuen Dogmas. Über diesen Bischof sagte man, er stecke seine Nase in alles hinein. Dies war unmöglich. Wenn er eine künstliche Nase hatte, konnte er s e i n e Nase nicht mehr wo hineinstecken. Den Doktortitel soll er auch gehabt haben. Ihr Herren! es genügt nicht, daß man einen oft sehr schlecht filzigen Doktorhut trägt, welchen man in den diversen Universitäten um 2000, 1000, 500 Mark, in Amerika um 60 Dollar und in Australien um ein

*) Kirschenpeter, am Peter- und Paulsfeiertag, wo die Jugend sich an Kirschen erlabt.

paar Kanonenstiefel von einem Hutkollegium erhält, sondern in dem Kopf, den ein solcher Doktorfilz krönt, soll mehr Welt- und Menschenkenntnis als Universitätsdunst stecken, dann hat ein Doktorhut-Besitz Sinn, andernfalls ist er nur ein Trugdeckel. Wenn ein beschränkter oder leichtsinniger oder schlechter Mensch zu einer Krone kommt oder zu einem Wolkenstecher, so ist weder der Stirnreif noch der Stecher imstande, oben erwähnte Eigenschaften des Trägers zu verdecken. Es ist sonst dasselbe, als wenn bei Dorffestlichkeiten die Düngerhaufen mit Tannenreis und Kränzen verdeckt werden. Was darunter ist, bleibt dennoch immer Mist. Der Bischof nun, den ich in Wimpfen sah, war kein anderer als der litterarisch weitbekannte, streitbare Bischof Ketteler von Mainz.

Wir verabschiedeten uns von „Hessens Stolz", von Mainz, und reisten teils per Schustersrappen, teils per Schiffsdampf den zwischen herrlichen Wald- und Rebhügeln, romantischen Burgen und Kapellen, freundlichen Dörfern und Städtchen dahinrauschenden prächtigen Rheinstrom hinunter, durch eine der schönsten Gegenden Deutschlands.

Wallfahrten, Handelsleute, Touristen zogen teils auf der Landstraße, teils auf dem Strom an uns vorüber und wir selbst passierten die Orte Rüdesheim, wo der gute Wein wächst, und das Binger Loch mit dem Mäuseturm.

Es giebt Ereignisse in der Welt, welche die katholische Kirche der Rubrik Wunder einverleibt, denen aber die protestantische Kirche ungläubig gegenübersteht. Nun war aber in unserer Realschule ein evangelisches Lesebuch in Gebrauch, welches folgende Historie zum besten gab:

Es war einmal ein Bischof am Rhein, Hatto genannt. Der war geizig und unbarmherzig, mitleidslos, jeder edlen menschlichen Regung bar. (Nun, dies ist schon zu glauben.) Es kam Teurung. Viele arme, darbende, halbverhungernde Menschen baten den Bischof für sich und ihre jammernden Kinder um Brot, welches er ihnen verweigerte, während er selbst am lukullischen Tisch schwelgte. (Ist auch zu glauben; alles schon dagewesen und heute noch so.) Da die Leute nicht mit Bitten und Drohungen nachgaben, ließ er sie mit Kind und Kegel in eine Scheune sperren und diese — anzünden!! Bei dem Jammergeschrei der verbrennenden Geschöpfe

rief Hatto aus: „Hört ihr, wie die Mäuse pfeifen!!“ (Alles auch schon dagewesen; nur verbrennt man sie nicht mehr, sondern spießt sie auf wie in — Fuchsmühl.) — Die Armenrösterei des Bischofs war vorüber und der Menschenaschenhaufen mischte sich mit dem des verbrannten Gebäudes. Die Nemesis blieb nicht aus. Mäuse besuchten eines Tages den Bischofsitz. Es waren Mäuse, vor denen selbst die Katzen flüchteten. Bei Tag und Nacht, in den Gemächern und in der Kirche kamen die Mäuse herbei, um seinen Körper zu vernichten. Fallen, Katzen, Hunde, Fluchen, Beten, alles war umsonst, sie kamen immer zahlreicher, gefährlicher, todbringender. In seiner nutzlosen Abwehr und Verzweiflung ließ Hatto einen Turm mitten in den Rhein bauen und flüchtete auf diesen. Doch die schrecklichen kleinen, schwarzen Nager schwammen auch hinüber zum Turm und — fraßen den Unmenschen Hatto bei lebendigem Leibe auf. „Hört ihr, wie die Mäuse dort pfeifen!“ — Dieser Turm heißt daher der Mäuseturm! Katholiken und Protestanten müssen, wenn die Geschichte Grund hat, hier auch an — Wunder glauben; der Instinkt der Tiere löst dieses Rätsel nicht. Ist aber die Geschichte nicht wahr, was, frage ich, steht sie in keinem Märchen-, sondern in einem evangelischen, von der Kirchenbehörde approbierten Schullesebuch? —

Bacherach war passiert, weiter unten rechts kam Caub, bekannt durch Blüchers Rheinübergang, linksufrig Ober-Wesel, da machten wir halt. Mein Reisekollege aus Langenschwalbach hatte hier in Wesel eine gut situierte Tante, und solch eine Erscheinung will auf der Handwerksburschenreise sehr viel bedeuten. Ich wußte, daß auch ich ungeniert sagen durfte: „Deine Tante, meine Tante.“ Und so fiel es auch aus. Wir glaubten, die Tante wolle uns zum Schlachten fett machen, so war der Tisch mit ausgezeichnetem kalten und warmen Proviant besetzt. Der Weinkrug, nun der mußte 'was ausstehen. Wer die Größe unserer Appetite, den gut konstruierten Verschlingungsmechanismus und unser vortrefflich arbeitendes chemisches Laboratorium kannte, nur der ist imstande, zu beurteilen, was „seine Tante, meine Tante“ an Gastfreundschaft geleistet hat. Dieses nette, reinliche Haus, Wohngelaß und die schneeweißen Betten, von welchen wir gerade hinauf auf die Schönenburg (oder wie sie heißt) und über den Rhein hinüber zur Loreley blicken konnten, machte uns zwei Welt-

stürmer überglücklich. In Oberwesel thaten wir, als ob wir zu Hause wären; das Städtchen mit seinen altersgrauen, zerfallenen Ringmauern und Türmen stimmte uns sehr historisch, — nicht hysterisch, wie etwa ein medicus psychiatricus mißverstehen könnte. Nachdem unsere Taschen von seiner und meiner Tante zum Platzen vollgespickt, kamen meinem Kameraden, der sehr veranlagt zu Heimweh war, Perlen in die Augen. Die gute Tante war ja die letzte von seiner Verwandtschaft, die er auf mehrere Jahre nicht mehr sehen sollte. Doch es mußte sein! Fort ging es unter Glückwünschen aufrichtigster Art. Adieu du liebes gastliches Oberwesel mit seiner und meiner Tante; adieu du sagenhafter Felsen, den der herrliche Strom bespült, du Märchen aus alter Zeit, der du dich schon von vielen Sagen und Bergfexen besteigen und von tausenden sangeslustigen Kehlen besingen ließest: „Das hat mit ihrem Singen die Loreley gethan." Wir machten uns schleunigst aus ihrer Nähe, damit wir nicht auch ein Opfer ihres „Goldenen Haares" würden, trotzdem wir sie, „die schönste Jungfrau", nicht sitzen sahen, sondern es war, glaub' ich, eine alte Kräuter- und Beerensammlerin, deren Haar wirklich einen Kamm benötigt hätte, wenn auch keinen „goldenen"! St. Goar und St. Goarshausen, Boppard, Lahnstein waren passiert. Rechts fließt ein Flüßchen in den Rhein, nur wenig Kilometer an dessen Lauf entlang, und man kommt nach dem weltgeschichtlichen Bad Ems. Von hier aus schickte Bismarck dem Napoleon durch Benedetti Kurwasser, wodurch er solches Abweichen bekam, daß er vom Einzug in Berlin abgewichen und nach England ins Exil gewichen ist. Ja, der Bismarck wußte, wie man das Emser „Wasser" gebrauchen soll. Mit demselben Wasser wollte er sich nachher auch rein waschen, er fand aber die entsprechende Seife nicht dazu, weil er sie bei der Einseifung Napoleons aufgebraucht hatte. Bismarck aber kann heute schmunzelnd sagen: „Seht, min Jungens, ick häff di twe Olle achterenander broocht." (Ich habe die zwei Alten untereinander gebracht.) Ehrenbreitstein — heute keine Rolle mehr spielend, (außer für Duellanten, welche ihre Offiziersehre mit Säbel und Pistole verfechten) — wird sichtbar und dabei Coblenz. Da strömt die wasserreiche Mosel in den Rhein, bringt uns einen Gruß von ihrem edlen Rebensaft und einen Revancheruf von den besten unserer Freunde, von den — Franzosen. In Cob-

lenz, an der Feste Ehrenbreitstein, vereinigen sich zwei Ströme, welche beide in Ländern entspringen, welche der erzenen Frau am Niederwald durchaus nicht hold sind. Man glaube ja nicht, daß das Geburtsland des Rheins, die Schweiz, in Deutschland verliebt sei. Wer dies glaubt, ist — politisch blind. Die Schweiz hat Angst vor Großdeutschland, denn zu einem solchen 80—100 Millionenreich müßte auch die Helvetia ihr Land auf den Altar Germanias legen. Vielleicht kommt dies beim nächsten Sedan! Es kann aber auch ein — Jena werden, trotz Triobund. An Coblenz wird nicht gerastet. So gehts nach Neuwied; wie dies so schön sich präsentiert! Von hier holten sich die Rumänen eine poetische Königin, Carmen Silva, doch damals, als diese Königin

Noch in ihrem Flügelkleide
In die Mädchenschule ging,
Lachte, hüpfte, voller Freude,
Wenn sanft die Freundin sie umfing.

damals gab es noch kein Rumänien, sondern eine Wallachei über die der „Halbmond" seinen matten Glanz verbreitete. — Adieu! Neuwied, dort in weiter Ferne, in wildromantischem Gebirge, in Sinaia, sitzt dein Stadtkind als Königin und — dichtet. Stolzenfels hätte ich beinahe vergessen. Diese Zinnenburg, die einst Napoleons Hut und Degen, welche er bei Waterloo zum Andenken hinterlassen, barg, ist ein teures Kleinod des Rheingaus. Sie hat manchen „Harten" gekostet, bis sie sich wieder aus der Asche der Verwitterung zu einer stolzen, neuen Burg erheben konnte. Nach Andernach kommt es wieder romantisch; Linz, Remagen, Honef, Rolandseck, und da rechts drüben öffnet sich das Panorama des Siebengebirges. Seht ihr sie, die Häupter Nonnenwerth und Drachenfels und am Fuße derselben Königswinter. Auch du, auch du, hast einen Dichter geboren. Vielleicht geht er gerade dort spazieren, der Dichter Wolfgang Müller. Doch in Bonn haben wir eine viel denkwürdigere Stätte vergessen zu besuchen. Die Kneip-, Salamander-, Comment-, Dozenten- und Professoren-Stadt war uns, oder mir wenigstens, nicht der Magnet, sondern ein Haus, das

„Einst ein Kleinod hielt verborgen,
In der mächt'gen Tonkunst Schoß."

Ihr Wagnerianer! erkennt auch diesen echten Edelstein aus dem Reich der Töne an! Seine Werke werden nicht so leicht ver-

gehen, so unglücklich er in der Kaiserstadt an der Donau sein Leben beschlossen. Wie viele sind schon in wehmütige Stimmung versetzt worden, wenn sein „Marsch“ gespielt wurde, der die Menschen begleitet, dorthin von wo sie nicht mehr zurückkehren. Kennst du nicht, mein lieber Leser, die gewaltige und wieder seufzende, jammernde Melodie von Beethovens Trauermarsch!

Was ist eine trockene, gelahrt-geformte Doktor-Dissertation und ein wissensgespickter Professoren-Vortrag gegen solche Schöpfungen aus den himmlischen Sphären?

Das Dampfschiff schnaubt so lustig auf den Wellen. Mit allerlei Frachten schwer beladene Schiffe ziehen an uns vorüber. Sie kommen aus Holland. Der Wellenschlag des Rheins wird immer mächtiger und ein immer lebhafterer Verkehr macht sich bemerkbar. Die Ebene breitet sich weit aus und man fühlt, daß das Meer, das unerschöpfliche Bassin der Ströme, nicht mehr ferne ist. Dort unten aber links erhebt sich ein riesiger Steinkoloß, ein mächtiges Bauwerk, das sich Jahrhunderte lang aus den Eingeweiden des Siebengebirges sein Material holte — der „Kölner Dom“ über das ihn wie Nürnberger Spielwaren umgebende Häusermeer empor.

Die Drei-Königsstadt mit ihrem regen Handel und Wandel, gesellschaftlichen Leben (Gürzenich) und geschichtlichen, auch kulturkämpferischen Erinnerungen, ihrem Karneval u. s. w. ist ein hervorragendes Glied in dem deutschen Städtereigen. Sein schönstes Wahrzeichen, der Dom, war gerade ringsum von unten bis oben mit Gerüsten verstellt. Die Türme waren erst in der Höhe des Domes. Auf denselben thronte ein mächtiger Krahnen, der viele Jahre lang das Merkmal der Stadt Köln bildete. Auch in seinem Innern war, wie in Speier, der Dom mit Gerüsten verkleidet, so daß man einen Gesamtblick über die mächtigen hohen Räume gar nicht haben konnte.

In Köln besuchte ich einen Fleischer Remlinger aus Obergriesheim, einen Bekannten aus der frühesten Jugendzeit. Ich besichtigte überall alles was mir von Interesse schien und mein Tagebuch ward pünktlich benützt.

Nun griffen wir wieder zum Reisestock. Aber mein Freund Gruber bekam wieder so peterische Anwandlungen. Er meinte, er sei jetzt weit genug von zu Hause. Hätte er Arbeit erhalten,

— keinen Schritt wäre er weiter marschiert. Ich dachte im stillen: es ist gut, daß du keine kriegst, denn ich wollte ihn absolut an die Meeresküste zu „Himmel und Wasser“ führen.

Gruber erzählte mir viel von seiner Mutter, seinem elterlichen Haus. Auch ich erzählte ihm von meiner Heimat, Eltern und Geschwistern, unterdrückte aber das auch bei mir anklopfende „Sehnen“. Denn, wenn ich meinen Empfindungen auch noch freien Lauf gelassen, hätten wir einander angesteckt, rechtsumkehrt gemacht und wären in Eilmärschen zu Mutters Bratpfännchen gerannt. Dieser Katastrophe mußte vorgebeugt werden, und ich sorgte durch unermüdliches Zureden, Erzählen und besten Humor, daß mein Reise-, Berufs-, Religions-, Alters- und Standes-Kollege kein „Peter in der Fremde“ geworden ist.

Ich brachte ihn glücklich bis nach Bremen, wenn auch unter schwierigen Verhältnissen. Wir waren Amsterdam um die Hälfte näher, als der Hansestadt Bremen, allein mein Gruber wollte von der „Min-Heerischen“ und „van-der“-Sprache nichts wissen, und verzichtete auf das Hering-, Austern-, Käse- und Tulpenzwiebelland. Mich kostete es große Überwindung, die Diamantenschleifer- und alte batavische Seestadt nicht besuchen zu können, allein ich wollte meinen ehrlichen, treuen, unterhaltenden Reisekameraden auch nicht im Stich lassen, und so kehrten wir an Hollands Grenze unsere Blicke nach Nordost, und mutig ging es weiter Norddeutschland, Bremen und Hamburg zu.

In Opladen, einem Dorfe unter Köln, blieben wir, nachdem wir der alten Dom- und Kaufmannstadt Lebewohl gesagt, übernacht und hatten gute Aufnahme. Andern Abends langten wir in der Malkastenstadt Düsseldorf an. Hier in dieser Niederrheinstadt hat manch einstiger Schulpinsel sich später in der Malerei zum Künstler ersten Ranges ausgebildet, und den Augen vieler Menschen durch seine Bilder einen Hochgenuß verschafft.

Auf der Strecke nach Mettmann fanden wir in einem ärmlichen Dorfe sogar unsere Buchbinderzunft vertreten. Wir betraten geschenkgeldtrunken dies litterarische Heiligtum. Aber, o weh! Einige noch nicht lange das Licht der Welt erblickende zweibeinige Fleischklöse rutschten im kürzesten und einfachsten Negligé, wie Quallen oder Schnecken, auf dem Tisch herum und salbten sich gegenseitig mit ihrem selbst fabrizierten orangegelben Senf die

Sinnesorgane mit wunderschön gefleckten und gestreiften Strichen ein, daß sie kleinen Tigerchen nicht unähnlich sahen. Es war keine ältere Person in der Stube, nur noch ein 3- oder 4jähriges Mädchen. Da wir die kleinen zierlich bestrichenen Knirpse zu lange fixierten und ich freundschaftliche Pantomimen gegen sie machte, fing das eine zu lachen und das andere zu weinen an. Schließlich weinten beide und das Ende vom Lied war ein regelrechtes Zetergeschrei, das die Mutter herbeilockte. Sie schaute uns reisegestiefelte Fremdlinge verwundert an, doch nicht ohne unsern Gruß und Zunftspruch: „Entschuldigen, fremder Buchbinder" freundlich zu erwidern. „Mein Mann ist nicht zu Haus, er ist in Mettmann, dort spielt er morgen zum Tanz, dort könnt ihr euere Geschenke holen und noch heute Abend hinkommen." Sie wollte uns einen Kaffee bringen mit etwas Butterschnitten. Ich sah mit einer unsterblichen Miene auf den verhängnisvollen Tisch, der einer einfärbigen Riesenpalette glich. Die Frau folgte meinem Blick und sah die armen, thränenfeuchten, verschwenderisch bemalten Kleinen. Doch eine liebe Mutter und reinliche (?) Hausfrau weiß sich zu helfen. Ihre flache Hand wischte sehr geübt die farbenprächtige Substanz auf den Stubenboden und ihre Schürze gab den kleinen Gesichtchen einen mehr gleichmäßigen Anstrich. Die Hauptarbeit war geliefert, die kleinen Wesen lachten und „alles, alles war wieder gut." An der Wand hingen einige Instrumente, deren Grünspan mich auf den Gedanken brachte, daß mit diesen gewiß die Mauern von Jericho umgeblasen wurden. Warum denn nicht! Sagt man doch auch, die römischen Soldaten der Kreuzigung Christi seien von der westfälischen Legion, echte Pumpernickel gewesen. Aus einem Instrument brachte ich nur noch einen Fistelseufzer heraus, letzte jeremiadische Klagelaute. Dann sah ich mich in der von Litteratur vollständig entblößten Buchbinderbehausung um und erblickte ein Kleinod, einen alten, dickrostigen, zusammengelegten blechernen Leimapparat, der schon weit die Grenze des alten Eisens überschritten. Mir schien, als wäre er einstens als Windfang eines Kamins aufgestellt gewesen. Als ein liebes Schwestermöbel stand nebenbei eine hölzerne Pappschüssel, aus der der Schimmel so dicht wie Brunnenkresse hervorschoß, und dazwischen sich Schwämme hervordrängten. Ich wollte die Frau fragen, ob ihr Mann sich eine Schwammkultur angelegt habe, allein da ich meinen Reisekollegen ansah, erstarb

mir das Wort auf den Lippen. Wußte ich doch, wenn ich so etwas bemerkte, so konnte er sich nicht mehr halten und platzte vor Lachen gerade heraus. Dies wollte ich verhüten; die Lage war zu ernst. Man trifft oft eine verkehrte Welt an. Statt daß der Schwamm in den Gesichtern der Kleinen seine Mission hätte erfüllen sollen, führte er in der Pappschüssel ein üppiges aber nutzloses Dasein. Der Leser wird begreifen, daß wir auf Kaffee und Butterbemmchen, die den Kindern zu gute kamen — verzichteten. Namentlich beim Anblick des Schurzes! Im Augenblick hatten wir wirklich keinen Appetit, der kam uns erst lange später, nachdem wir dieses industrielle Etablissement: Buchbinderei, Musikhalle und Maleratelier weit hinter uns hatten. Am Abend zogen wir in das in einem Thal liegende Mettmann ein. Richtig, da standen schon Marktbuden. Es war der Septembermarkt, der wahrscheinlich zu heutiger Zeit auch noch sein wird. Im Gasthaus trafen wir die Musikbande, deren Kapellmeister eben der Buchbindermeister des eben beschriebenen Hauses war. Der Meister, ein Mann von 40 Jahren, hieß uns herzlich willkommen, gab jedem einen Groschen und stellte uns seine Bande vor. Abends bekamen wir eine Schüssel voll warmen Unschlitts, oder was es war; es ist mir heute noch ein Rätsel. Mein Gruber legte gleich beim zweiten Schub die Schüssel hin und verzichtete auf fernere Angriffe. Ich wagte eine Fortsetzung kraft meines besonders gut bestallten Verdauungsapparats. Doch schließlich legte mein Gaumen wider die gemeinen Begierden meines Magens Verwahrung ein. Er war schon daran den Ulrich um Hilfe anzurufen und so mußte ich mein Schubinstrument niederlegen und die Waffe strecken. Da kam auch noch der Doppelmeister: Kapell- und Buchbindermeister, heran, und redete uns zu, wir möchten uns ja nicht genieren und tüchtig zugreifen, es wäre noch viel davon in der Küche draußen. Morgen gäb' es wieder und wir dürften auch umsonst tanzen! Wenn der Magen leidet, leiden alle Glieder. Da nun die Tanzbeine auch Glieder sind, so kann man sich eine Tanzerei nach solch einem Unschlittschmaus wohl vorstellen! Mag sein, daß diese Speise sonst sehr landesüblich und genießbar ist. Aber hier hatte offenbar die Kunst der Küchendirektrice ein Loch bekommen. Es muß bei der Sache entweder dem Guten zu viel oder zu wenig gethan worden sein.

Ich und mein Bruder tanzten aber des andern Tags aus

dem Städtchen Mettmann hinaus und lustig des Weges dahin. Aus der Ferne aber erhoben sich bald wie Minarets die Wahrzeichen der Industrie, die Fabrikschlote, schlank und alles beherrschend in die Lüfte.

Elberfeld und Barmen.

Ein ungemein zum Nachdenken anregendes Bild, dies industrielle Treiben, dieses Pusten und Schnauben des Dampfes, dies monotone, ohrenbetäubende Maschinengerassel, die Masse Menschen, wenn des Mittags oder Abends die Werkstätten ihr billiges, leicht zu ersetzendes Menschenmaterial entleeren. Da seht! Da wandeln sie hin, die Opfer des Kapitalismus: blutarme, schmächtige, abgeschaffte, abgehärmte, ausgetrocknete Schattenbilder, den Kampf ums Dasein in den tiefliegenden Augen, blassen Lippen, gelben, spitzen Ohrläppchen, in dem gebückten, greisenhaften, schleppenden Gang präsentierend, gierig nach der kargen Mahlzeit schnappend, die heiß und schnell hineingeschlungen wird, um sich noch einige Minuten in frischer Luft zu erfreuen, eh' die Dampfpfeife, der Ruf nach dem Elend, sie wieder in den dumpfigen Sklavensälen vereinigt. Dort aber eilt, in flottem Trabe, mit prächtigen Rassepferden bespannt, eine Prachtkarosse daher. Auf ihrem Rücksitz streckt sich behaglich der Krösus aus, mit geringschätzender Miene gegen alles, was nicht in dem Adreßbuch der oberen Zehntausend oder im Gothaer Kalender steht. Er betrachtet, eine echte Havanna schmauchend, seine schneeweißen, üppigen, mit Diamanten besetzten, ziemlich langen Finger. Seine Augen blitzten hin und wieder nach einem vorüberziehenden Gegenstand seiner sinnlichen Begierden, deren Befriedigung im Leben der Reichen eine so wichtige Beschäftigung für viele ist. Des andern Tages, wenn Lust und Freude bis zum Ekel genossen, streckt er sich im stellbaren Ruhebett aus, der Dienerschaft, die ihn wie Sklaven umgeben, Befehle erteilend. Aber merkwürdig, auf der andern Seite ist so einer wieder merkwürdig dumm und selbst sklavenhaft devotisch, wenn eine Zirkusdame, Ballerine oder Primadonna ihn mit ihren Augen ködert und so ein Protze und Mammonhamster widerlich zu ihren Füßen kriecht. Ach wie schmachtet und seufzt so ein Bouquetfex und Billet-doux-Gispel, bis er einen herablassenden Schauspielblick von der Herzenstyrannin auffischen, auffangen darf. Die salongeschminkten Liebesbeteuerungen und Liebesphrasen, die solch ein

Finanzier oder distinguierte Haut vom Stapel läßt, sind wirklich ergötzlich. In der Fabrik, im Comptoir, in der Kanzlei, im Bankgeschäft u. s. w. thut man den „Herr was bin ich", den Tyrannen markieren und hervorkehren, und aber bei den Damen, den wahren und echten — „Hundecharakter" zeigen. Da kann man solche Lebemänner in ihrer ganzen abgelebten Erbärmlichkeit sehen. Man höre nur die betreffenden Damen — wie ich schon Gelegenheit hatte — wenn sie die Bursche hinterher lächerlich machen. Die Hunderterscheine, Goldfüchse und Bouquets, Billetdoux in der Hand drehend, hört man sie lachend sagen: „Hat der Geck gemeint, meine Gedanken seien unter seiner ganzen Seufzerei bei ihm gewesen. O Finke, du bist dumm, — dümmer, am — dümmsten!"

Wir ziehen nun weiter in das Land der „Roten Erde", des guten Schinkens, der fetten Butter, des guten Specks und des kernigen Pumpernickels. Eh' wir von Barmen abmarschierten, ging ein ärmlicher, proletarisch einfacher Leichenzug an uns vorüber, ärmlich gekleidete Waisen, die kaum marschieren konnten, jammerten hinter dem einfachen Totenkasten um das geliebte Wesen, das ihnen auf dieser rauhen, gefühllosen Welt das einzige und alles noch gewesen war, und das ihnen ein herbes bitteres Schicksal nun unbarmherzig entrissen. Auch Viktor Hugoische „Pauvres" und „Misérables" schlossen sich diesem handgreiflichen Jammerbild an. Ein reicher „Nobling" würdigte diesen mene-Zug keines Blickes. War denn sein Herz so versteinert? O nein, doch nicht! Er konnte nicht hinübersehen; er war wie gelähmt, weil der vorüberging, der ihn einstens oder heute oder morgen auch holt, und sicher! Dieser Leichenzug, dieser kategorische Imperativ an alle, die glauben, ihre Herrlichkeit laufe fort, wie ein perpetuum mobile, brachte auch meinen Freund Gruber in sehr lobenswerte, thränenfeuchte Erregung und diesmal ließ ich seiner Gefühlsströmung vollen freien Lauf. Er wollte gleich umkehren beim Anblick dieses Fadenrisses aller menschlichen Berechnungen und Pläne. „Umkehren möcht' ich, nach Hause. Wenn ich denken müßte, daß man meine liebe Mutter so hinaustrüge, während ich ihr in weiter Ferne nicht das letzte Grabgeleite, nicht die letzte Ehre geben könnte, es würde mich dies zur Verzweiflung bringen." Ich sagte: Das ist schön, daß du so denkst, ich denke und fühle

auch so, aber ich denke und fühle noch etwas anderes dazu und das ist: entweder zu Hause bleiben, gar nie fortgehen und sich so diesen Kummer ersparen oder hinaus in die weite Welt, das Heimweh möglichst beschwichtigen und der Seinigen in der Heimat mit Ruhe liebend gedenken und den geistigen Verkehr in gewissen Zeitabschnitten unterhalten. Entweder — oder! Entweder das eine oder — das andere. Das Zwitterding heißt: „Peter in der Fremde“ und als solcher wollen wenigstens wir zwei einst zu Hause nicht geuzt, nicht gefoppt, nicht bespöttelt werden. Denn, gerechter Spott und Hohn sind bittere Pillen. Also! Vorwärts sei das Losungswort! und damit hatte ich meinen Gruber wieder auf meiner Seite.

Wir gelangten über Hagen und Witten nach Dortmund und ruhten vor dem Einmarsch in die Stadt unter der berühmten Vehmlinde aus. Hier unter diesem altehrwürdigen Baum wurde einst von Richtern mit verhüllten Gesichtern Recht gesprochen; jetzt wird mit unverhüllten Gesichtern, mit offenem Visier des öfteren ganz unverfroren das Recht gebrochen, gebeugt, der Wahrheit ins Angesicht geschlagen. Die damalige Art Rechtsprechung, die alte Justitia ist nicht mehr, sie ist den Weg aller Akten, aller Faszikel, aller Kodexe und Pandekten gegangen. Die heutige Justizorganisation und Rechtsprechung wird wohl oder übel, heute oder morgen, dem gleichen Schicksal verfallen, und ein späteres, vielleicht das schon existierende Geschlecht wird ausrufen: „Trotz seiner Erfindungen von Tuberkulin und Serum, Elektrik und Waffentechnik, war bezüglich der Wissenschaft der Medizin und Justiz, sowie ihrer Anwendung und Handhabung, dies einmal ein — borniertes Zeitalter!“ Ich meine diesen Ruf schon zu hören! Ja! wahrhaftig, er dringt ja schon von allen Seiten herein!

Dortmund

ist ein schönes, reinliches, mit hübschen Straßen angelegtes Städtchen oder jetzt nach 32 Jahren — Stadt. Dortmund zeigt das ganze Bild Oben, was Unter ihm getrieben wird, ein ganzes Bergmannsbild. Aber alles Schöne, alle Zierde, alle Freude und Fröhlichkeit der Stadt scheint mir nur ein Schleier zu sein über das unterirdische Elend, das ringsum herrscht.

Der Mensch versuche die Götter nicht
Denn da unten explodiert's oft fürchterlich.

Über Camen und Hamm gelangten wir nach Westfalens Hauptstadt

Münster.

Eine Stadt, die sich in jeder Hinsicht von allen Seiten, innen und außen, sehen lassen darf. Schaut, dort ist der Lamberti-Turm, der altersschwache, mit seinen drei großen Käfigen, in welchen einst die Wiedertäufer, nachdem sie hingerichtet in luftiger Höhe dem Volk zum abschreckenden Beispiel dienen sollten. Wer kennt nicht Johann van Leyden, den König des neuen Zion der Wiedertäufer, und die Diktatur und Polygamie des phantastischen Knipperdolling? — Mein Vater hatte in seiner ersten Dienstperiode ein Konglomerat von Religionen und Konfessionen unter seinen Schülern; da waren Katholiken, Protestanten, Wiedertäufer und Juden. Es herrschte aber im Elementarunterricht eine vollständige Harmonie und beim Religionsunterricht schoben die diversen Anti-Katholiken ab. Da brauchte man keinen westfälischen Frieden zu schließen, wie er einst 1648 hier in Münster und Osnabrück zustande kam.

In Münster ging es, obgleich es damals schwarz von Kuttenmännern wimmelte, doch lustig zu, denn die Ordensleute, so zelotisch sie sein mögen, sind doch nicht wie die „Mucker", die den Leuten zumuten, das ganze Jahr in starrer Heuchelei den Kopf zu hängen. So schlimm ist es also nicht mit den Kutteuträgern. Da sind die Traktätleinsträger doch ascetischer angehaucht. Die Ordensleute muten jedenfalls dem Volk nicht zu, alles, was ihnen ihr Orden auferlegt, ebenfalls zu thun. Sie wissen wohl, daß solches im allgemeinen Geschäftsleben nicht anginge. Ich meine, wenn die Ordensleute keine Existenzberechtigung haben sollen, so sollen auch die Muckereivereine und „Bündler" keine Daseinsberechtigung haben. Um des gleichen Maßes und der Gerechtigkeit willen löse man alsdann auch diese religiösen und politischen Orden und Bünde auf, welche immer zetern: „Hilfe, Hilfe, Hilfe! der Kapuziner kommt, der Franziskaner kommt!" Laßt sie nur kommen! Das giebt eine Abwechslung im Kulturleben. Reden und Predigten werden ja so viele gehalten, daß es auf ein paar hundert mehr nicht ankommt, und so einer glaubt, er sei in Gefahr, nun, der wappne sich geistig zum Streite. Was gut ist, wird bestehen, was nicht, wird — flöten gehen. Ich muß mich ja in dieser Schrift auch um mein Recht gegen meine Widersacher wehren und sie entlarven,

damit man sehe, was für Ordensbrüder, für Schafspelz- oder besser Schafskopfträger sie sind.

In Münster ist ein sehr lebhaftes litterarisches Leben, doch mehr konfessioneller Richtung. Gewerbe und Handel regen dort auch energisch ihre Glieder und der Sohn der „Roten Erde" ist stolz auf seine Provinzstadt, deren Stadtchronik überall, wo die Bretter, die die Welt bedeuten, aufgerüstet sind, noch lange dem Publikum wird vorgeführt werden.

In unserem Absteigequartier in Münster versammelten sich damals über 30 Reisende, auch von andern Herbergen. Da fehlte weder die Pechkugel, noch das Ellenmaß, der Schraubstock, der Spuntennaze, Laternenmacher, das Hufeisen, der Wurstzipfelbinder, Papper, Buchstabensetzer, Potschamberformer, Teigballer, Rußkratzer, Hautschaber, Bierdampfl, Hobelfriedel u. s. w. — alle Gewerbe waren vertreten. Ein lustiger Metzger, echter Wurstzipfelbinder, beherrschte die ganze Gesellschaft, und ich, um den Schwaben Ehre zu machen, unterstützte aufs eifrigste dessen mitteldeutschen Humor. Er erklärte sich bis zu den Thoren der Stadt für unsern Zugsführer. Beim Abmarsch stellte er uns vor unserem Gasthof in Reih und Glied, jeder in voller Ausrüstung, die eine ganze Ausstellung verschiedener Zeiten repräsentierten. Da stand ein moderner Konditionssuchender, in Stehkragen, der mit Kreide übertüncht war, engen Steghosen und frackähnlichem Rock. Am Finger einen Ring, an der Kette keine Uhr; feines Handköfferchen und Stockschirm. So konnte es nicht fehlen, daß er Eindruck machte. Hier präsentierte sich wieder ein Reisesack, dort eine Reise-Umhängtasche, wie wir zwei sie hatten. Aber weiter hinten erblickte man, ach wie jottvoll, auch einige Berliner, deren Wachs auf dem Tuch nur mehr spärlich zu sehen war und die schon das ganze Landkartennetz durchwandert haben mußten. Potz Element, ganz zu hinterst steht einer! Alle Achtung! Ein Prachtexemplar von einem Talfkunden.* Die Zierde der ganzen Sippe. Ein Kabinettsstück aus der Zeit des — „Goldenen Bodens!" Mächtig von Körperbau. Seinen massiven Kopf bedeckte ein regenschirmgroßer, schäbiger Filz, auf dessen Rand ringsum die schönste Speckschwarte sich angesetzt hatte. Die Farbe des Hutes war grau in grau, Schmutz in Schmutz. Sein dichtes,

---

* Talfkunde = Fechtbruder.

struppiges Haar hatten die feinen Hände eines Pomadekabinettbesitzers gewiß noch niemals zum Striegeln in kultureller Behandlung gehabt. Der Bart hatte in seiner Struktur eine Ähnlichkeit mit der Zierde des Igels und Stachelschweins. Seine fadenscheinige, kurzärmlige Juppe trug jene vom Sonnenlicht gebleichte Farbe, die manchem Farbenmischer, um sie zu stande zu bringen, schlaflose Nächte bereitet haben würde. Die Rocktaschen zeigten die bekannte Steifheit und Glanz, die durch das tägliche Hinein- und Herausschieben fettiger, thraniger Substanzen und der krustigen Tabakspfeife entstehen. Eine Elefantenhaut ist nichts dagegen. Weil er sein Taschentuch nur als Proviantmagazin benützte, so zeigten seine Rockärmel sich als untrüglichsten Spiegel. Die wahrscheinlich nach einem Mosaikmuster zusammengeflickten Hosen staken in einem Paar langer Rohrstiefel, denen man es auf den ersten Blick ansah, daß sie einst irgend ein Landjunker sein eigen nannte, der sie in einer Anwandlung von Humanität, wonach „freiwillig Geben seliger ist als wenn es einem gestohlen wird" — dem jetzigen Inhaber zum Geschenke machte. Auf diese Stiefel, die, entsprechend den Rockärmeln, blank spiegelten, war er stolz, wie der Hahn auf seinen Kamm, trotzdem sie durch den Jünger Crispinus schon stark verpechpflastert waren. Auf seinem Elefantenrücken thronte die Perle mittelalterlicher Zunftzeit und Wanderschaft; ein pietätvolles Stück Möbel aus längst vergangenen Tagen. Mein Leser wird erraten haben, was es ist. Nun, ein „Felleisen"! Auf dieses hatte er noch seine eigenen Stiefel nach Zunftsitte geschnallt, die Sohlen aber mit Pappdeckel verklebt, damit kein Unberufener in das geheimnisvolle Innere der Stiefel, deren Röhre mit Tabakpäckchen gefüllt waren, blicken konnte. Die derbe bärentatzenartige Hand trug einen Knotenstock, einen Ziegenhainer, der gewiß einst der Donnerkeil des Zeus oder Jupiter war und bei der Liquidation des Olymp zur Herrlichkeit hinausflog, auf das Gebiet der Sterblichen. Dies wäre für einen „Olymp-Quellen-Forschungs-Professor" ein herrliches Studienmaterial für die Göttersage! —

Der Menschenzulauf wurde um uns her immer größer. Neugierige Hälse streckten sich überall heraus und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Kommen sollte nichts, sondern gehen. Ein Zug etlicher dreißig Handwerksburschen im Gänsemarsch zur Stadt hinaus. Jetzt kam auch die nie fehlende Polizei zum — Händelstiften,

zum Streit vom Zaune brechen! Was giebts denn da? Nichts schlimmes, meine allzuvorsichtigen, werten Herren! Wir ziehen aus der Knipperdollingsstadt und verlassen ihre Fleischtöpfe und gut beschmierten Brotschnitten zum Zeichen der Dankbarkeit für ihre Opferwilligkeit in der Unterstützung unserer höheren „Fechtkunst“ im Gänsemarsch, um so den Bürgern der Stadt noch einen Überblick zu geben über ihre verschiedenen Gäste, welche die Vergangenheit und Gegenwart in ihren verschiedenen Reiseausrüstungen repräsentieren. So sprach unser Abmarschkommandant, der Fleischergeselle, ein heller Kopf aus Mitteldeutschland. Die Polizei machte noch einige Einwendungen bezüglich des Zusammenlaufs und Spektakels, allein unser Anführer wurde Meister. ‚Gedulden Sie sich nur auf einige Minuten und ich bin mit meiner Bande aus Münster verschwunden, wie der Rattenfänger von Hameln mit deren Kindern.‘ Die Polizei ergötzte sich im stillen selbst über die Carambolage und einige höhere vernünftige, gerade den Weg passierende Beamte hielten an und lachten über den ergötzlichen, alle Bundesstaaten vertretenden Aufzug. Nun gings an. Die Schuljugend trippelte schon. Der Stadt Münster wurden Hut und Mützen geschwenkt und von den Türmen ertönte gerade die dritte Nachmittagsstunde. Mit Stentorstimme kommandierte der mit blauer Bluse, rotem Halstuch, hoher Seidenmütze und echtem, messinggeringeltem Zunftstock ausgerüstete Fleischer rechtsumkehrt, wie einst der Prokop der Hussiten vor Naumburg auf der Vogelwies, und im Gänsemarsch und mit dem Gesang: „Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang“ — ging es durch die Straßen der Stadt, ihrem Ausgang zu. Im gleichen Schritt und Tritt die Jungen voran. Alles lachte und manche klatschten uns Beifall zu. Viele aber mochten gedacht haben: Wie viele gefochtene Groschen nehmen diese Brüder wieder aus der Stadt mit hinweg! Meine Bilanz weiß ich nicht mehr.

Draußen aber löste sich der Zug auf. Kreuz und queres Händedrücken, Abschiednehmen der Herkulesse am Scheidewege und die einzelnen Gruppen divergierten nach allen Richtungen der Windrose. Ich und mein Freund aber zogen wieder allein nach dem Teutoburger Wald, das Burtanger Moor links und die Lüneburger Heide rechts lassend, der Tiefebene zu. Noch einmal schaute ich rückwärts nach den drei großen eisernen Käfigen des Lamberti-Turms und dann verschwand auch dieser am fernen Horizont.

Während des Marsches erzählte ich meinem Freunde, was in dieser Gegend und namentlich in dem bald zu durchquerenden Teutoburger Walde seit den Zeiten des Auerochsen, des Elchs, des Büffels und Ebers, und der heidnischen Opfer sich zugetragen. Das damalige Deutschland und seine wilden Bewohner — unsere Ahnen — hatte sehr viel Ähnlichkeit mit den nordamerikanischen Wildnissen und seinen Rothäuten. Unsere Ahnen lebten wie jene auch nur von Jagd und Fischerei; gingen auch beinahe nackt, Büffelhörner und Federnzieraten auf dem Kopf und das struppige Haar in einem Büschel oder herabhängend getragen. Die religiösen Anschauungen und Opfer waren ebenfalls dieselben. Was bei den Indianern der große Geist und die ewigen Jagdgründe, waren bei den wilden Deutschen Wodan und die Walhalla, was im Ganzen aufs nämliche herauskommt. Auch die verschiedenen Germanenstämme bekriegten sich ebenso untereinander mit Pfeil und Bogen, Keulen und Tomahawk, wie die Stämme der Sioux, Appachés, Delawars, Schippewais, Irokesen, Mohikaner u. s. w. Die wilden Deutschen wurden auch wie die Indianer später von einem raffinierten, kulturell höher stehenden Volk bekriegt. Allein hier beginnt der Vergleich zu hinken. Während die Indianer in dem Daseinskampf untergingen, bis zum „letzten Mohikaner" unterlagen, behaupteten die wilden Deutschen gegen die gutgedrillte, stechschritt- und paradeschrittgeübte römische Soldateska siegreich das Feld, oder vielmehr den Wald, und jagten die antiken Pickelhauben und Weltdressierer, trotz deren besserer Waffen wie Hasen vor sich her. Varus! Varus! gieb mir meine Legionen wieder! — Jawohl, du antik-militärischer, größenwahnlicher Windbeutel, du kannst sie holen! oder dein schneidiger Feldmarschall; die Legionen sind ja gut zu verpacken, denn es sind nur noch zerschlagene Knochenhaufen, die dort im „Teutoburger Wald" herumliegen. Da kann man sehen, wenn ein „Volk" aufsteht, insgesamt wie unsere wilden Ahnen, wohin die militärische Schneidigkeit kommt. Varus! Varus! gieb mir mein Spielzeug wieder! so hätte der römische Hanswurst ausrufen sollen. Wo ist heute diese römische Militär- und Weltmacht? In der „Banca Romana" mit ihren — Langfingern! Auch ein mene tekel für alle Militärsportler, für alle Weltbezwinger. Auf einmal stoßen sie mit ihrer Unbezwinglichkeit an eine Mauer, dort steht: mene! Bis hierher und nicht weiter!

Unter ähnlichen Gesprächen, die meinen Reisekollegen sehr interessierten, denn wir wandelten auf dem Boden, wo die Erbärmlichkeit eines „Drills“ so jämmerlich „Fiasko“ machte, daß man nicht genug darüber spotten kann, kamen wir nach Telgte, in das wir mit Durst und Appetit einzogen. Das ist ein berühmter Wallfahrtsort Westfalens und wir hatten das Glück, am Jahrmarktstag dort anzukommen.

Die Wallfahrtskirche wurde sehr stark besucht und wir gingen auch hinein und übten unsere religiösen Pflichten; allein zwei große Extreme machten sich da bemerkbar. Des Nachmittags war Jahrmarktstanzmusik, welche durchaus nicht mit Wallfahrten zu vereinigen ist, und die Leute und leider auch ich sündigten mit ihren Tanzbeinen fürchterlich darauf los. Mag sein, daß die Wallfahrtskirche nur wie sonst offen stand und kein Wallfahrtstag war; doch das Gebet der Sünder und das Jauchzen und Johlen der tanzenden Weltlust sollte sich nicht miteinander verbinden.

Wir verkürzten uns die Zeit in Telgte mit allerlei Schnurren und Schnaken, und die Bauernburschen habe ich nirgends so entgegenkommend gefunden wie dort. Sie forderten uns förmlich auf zum Tanzen. Nur mit dem Käse dort konnten wir nicht zurecht kommen, er war cylinderförmig und hart wie Zement. Das andere Essen schmeckte uns trefflich und einige westfälische Altersgenossen regalierten uns mit Bier. So marschierten wir in guter Stimmung geistig und leiblich erquickt zum Wallfahrtsort hinaus und kampierten die folgende Nacht in einem Dorfe des Teutoburger Waldes. Als wir durch diesen ehrwürdigen heiligen Hain altgermanischen Naturlebens schritten, wurde es meinem Freund etwas unheimlich zu Mut. In dem Rascheln des Unterholzes, in dem Rauschen der Wipfel glaubte er das Nahen verdächtiger Individuen zu wittern, doch ich beruhigte ihn. Bei uns zweien sei ja nicht viel zu holen und gegen zwei unternehme man nicht so leicht etwas Verbrecherisches als gegen einen einsamen Wanderer. Aber kaum gedacht, hat schon dort ein Ast gekracht und auf der Bildfläche erschienen zwei „echte“ urwüchsige Stromergestalten. Ohne Sack und Pack, nur den Knotenstock schwingend und das Taschentuch mit Speck, Eiern und beschmiertem Pumpernikel gefüllt. Die Schnapsflasche fehlte auch nicht. Gruß, Woher? Wohin? waren gleich abgethan, dann kam die verfängliche Frage: „Habt ihr Geld?“

Jenisch sprachen sie nicht, denn sie sahen uns gleich an, daß wir keine Jenische (d. h. keine Stromer) sind. Bei der Frage: „Habt ihr Geld?“ hörte ich bei meinem Freund Gruber in seinem Innern ein sonderbares Geräusch und ich merkte an seinem aschfahlen Gesicht, daß seine Zirkulationspumpe, sein Herz, durch den Schreck herab und in sein Stiefelrohr gefallen sein mußte. Dieses Hasengefühl war auch ansteckend für mich und — ich will es nicht leugnen — ich dachte an Varus und seine Legionen, die keine Sandale, keine Schwertscheide, keine Pickelhaube, keinen Helmschweif, kein Portemonnaie aus diesem Wald mehr herausbrachten, nichts als ihre — Schlappe! Doch frisch gewagt, ist halb gewonnen. Ich sagte: „wir haben Geld soviel wir gerade brauchen.“ — „Laßt sehen!“ — „Das wird euch jedenfalls nicht genieren, was wir haben!“ — „Ho, ho, Junge! nu man nich so ins Zeug. Wir fragen nichts nach eurem Blech, sondern wegen anderen Dingen. Hat ein jeder von euch einen Thaler?“ — „Ja!“ sagte ich und zog mein Geldtäschchen heraus und ließ sie hineinschauen. „Nun dat stimmt,“ sagte der andere. „Seid froh! denn sonsten kämet ihr nicht über Osnabrück hinaus! Das Rotkäppchen, die rote Polizeivisa—ge dort visiert jeden wieder retour, der nicht einen Thaler aufweisen kann. Ihr hättet vorerst um die Gegend herum einen zusammenfechten müssen. So grüne Mennekens, jetzt setzt mal an und nehmt en tüchtigen.“ Mit diesen Worten reichte der eine seine Schnapsflasche und nach kräftigen Zügen und herzlichem Wandergruß schieden wir voneinander. Mein Freund Gruber zog etwas in die Höhe. Es war sein herabgefallenes Herz. Ich befühlte meinen Puls, er schlug sich langsam wieder in das normale Tempo hinein, wir zogen weiter und sangen ein Freudenlied, wie es aufrichtiger nicht wohl irgendwo gesungen worden. Hätten wir einen altgermanischen Altar gefunden, so hätten wir ein Dankopfer gebracht und einen Votivstein errichtet zur Erinnerung an die Rettung aus — gar nicht vorhandener Gefahr.

Weiterhin trafen wir einen „Meiler“, der gar idyllisch und traulich zwischen den prächtigen Bäumen lag und seine Rauchwolken durch den grünen Wald ausbreitete. Der rabenschwarze Köhler war ein biederer Hannoveraner, denn nun waren wir in das Königreich Hannover eingetreten. Er reichte uns seine Flasche und Proviant. Wir machten einen guten Eindruck auf ihn. Nach einiger

Zeit Ausruhens setzten wir unsern Marsch weiter fort und nach einigen Dorf-Nachtlagern kamen wir in Osnabrück an. Dort stand unser bisheriges Reiseglück auf dem Spiel in die Brüche gehen zu wollen, allein meine Energie wendete noch zu rechter Zeit die Gefahr ab. Nachdem wir uns in Osnabrück umgeschaut und weil keine Arbeit vorhanden, das übliche Geschenk erhalten hatten, ließen wir alsbald weiter visieren. Eingedenk aber der Stromer-Mitteilung im Teutoburger Wald, warfen wir beide unsere „Kasse" zusammen, um die Aktiva über die Summe eines Thalers zu erhöhen und so den gestrengen Beamten des Visa-Ressorts zu besänftigen. Die Polizei in Osnabrück hatte damals einen großen freien Platz, der mit einer Mauer umgeben war. Ich ging zuerst hinein und klopfte sehr gefühlvoll an, zugleich auch mein junges unverdorbenes Handwerksburschenherz. Nach einem sehr schrillen Herein betrat ich die heiligen Hallen damaligen Wanderlebens. Welch' kränkende Behandlung erwartete damals in einer solchen Polizeidomäne manchen Reisenden. „Eintrag des Bettels!" — welche gemeine Bezeichnung: Bettel! wo es doch ein, mit allen Regeln der Kunst ausgeführtes Fechten war. Ferner: „Rückschub mittelst Zwangsroute". Also Krebsgang der Reise. In höflichster Grazie an der Amtsthüre verharrend, begrüßte ich den Polizeibeamten, der mir sehr büreaukratisch antwortete. Dieser hatte diejenigen Haare, welche der Engländer hochblond nennt, wir aber einfach als rot bezeichnen. Auf seinem polizeiwidrigen Haupt thronte ein scharlachrotes Käppchen, vielleicht stammte dasselbe von einem karthagenischen Turko, der mit seinem Regiment bei den Römern im Varus'schen Heere focht und dessen Käppchen wie Absaloms Haar an einem Aste hängen blieb und so in die Hände der Polizei des neunzehnten Jahrhunderts gelangte. Nun begann das Frage- und Antwortspiel. „Wohin?" — „Nach Bremen!" — „Reisegeld?" — „Ja!" — „Wieviel?" — „Reichlich!" — „Glaub's kaum, wollen mal sehen!" Der Beamte steckte, mit einem bewunderungswürdigen Spürsinn ausgerüstet, seine Nase in mein armseliges G-eldorado und brachte heraus, daß ich nach Vorschrift finanziell pekuniärisiert sei und visierte mir über Bohmte, Lemförde, Diepholz, Brinkum nach — Bremen. Stempel und Streusand, so jetzt war legitimiert, autorisiert und instruiert zur Weiterreise. Draußen aber vor der Mauer wartete im Schweiße des Angesichtes, in Hangen und Bangen, mein Freund Gruber auf mich.

„So, ich bin fertig," sagte ich ihm, „mir ist visiert. Der Kerl da drinnen ist eine spitze Feder! Hier hast also du das Geld. Aber aufgepaßt! Jetzt thust du es in dein Portemonnaie und gehst in einen Laden und läßt es umwechseln, damit der Federfuchser nichts merkt." Er ging fort und ließ wechseln, aber! — nur zwei oder drei Münzen, und ich schaute, als er zurückkam, nicht hinein. „So, hast gewechselt?" — „Ja!" — „Dann gehst du jetzt hinein und läßt visieren." — Derselbe Empfang, dieselbe Portemonnaie-Inspektion, aber nicht derselbe Ausgang.

„Hm! Hm!" machte der kluge Diener der heiligen Hermandad. „Hm! Hm! Junger Bursch, der andere auch, dasselbe Alter wie der andere, dieselbe Profession wie der andere — Gruber stand auf spitzen Steinen — dieselbe Reiseroute, dieselbe Kondition wie der andere — Gruber stand auf Nadeln — dasselbe Geld! — Gruber stand auf glühendem Eisen — dieselbe Richtung wie der andere. Kurz und gut. Mein Bester", sagte der Polizeimann mit grimmigem Gesichte und strengem Befehle, „legen Sie das Wanderbuch und das Geld hübsch hier auf den Schreibtisch. So nun gehen Sie fort und holen mir den andern Reisenden, der vorhin da war. Ich will sehen, ob der auch noch sein Geld hat." — Gruber sank fast ohnmächtig zusammen. Der Polizeibeamte durfte nur einen Gendarmen oder Kanzleidiener vor die Mauer schicken und da stand ich und da hätte er mich im nacktesten Manco, das je ein Schubladenzieher en gros et en détail an sich einmal erlebt, fischen können.

Allein ein guter Geist verließ im entscheidenden Augenblick den schneidigen, geriebenen, erfahrenen, durch alle Schulen der List gegangenen Polizeibeamten. Gruber kam weinend und schluchzend aus dem Polizeihof heraus. „Was soll das bedeuten, mein Freund, was heulst du?" Der Hamburger hätte gesagt: Wat schall dat bedüten, min Jung, wat bläärst de? — Er brachte die Hiobspost kaum heraus.

Ich fragte: „hast du das Geld nicht alles wechseln lassen?" „Nein!" lautete die traurigste aller Antworten. „Nun ist das Rätsel schon gelöst." Dieser Polizeikommissär wäre ja dümmer gewesen als Don Quixote — der Windmühlen für den Feind ansah und mit eingelegter Lanze unter Sancho Pansas Doppelesels Assistenz auf sie einstürmte, dümmer als der Franzose, der

1870 dem Berichte seines Gesandten Stoffel in Berlin nicht geglaubt, dümmer als der Politiker, der glaubt mit Ausnahmegesetzen lassen sich Einnahmen erzwingen, dümmer als ein Psychiater, der den Verstand der Verständigen nicht sieht, — wenn er nicht darauf gekommen wäre, daß hier ein gemeinsames Vorgehen zweier Reisender stattfand. Ich erlaubte mir jetzt einen kleinen Spaß mit Gruber und sagte „nun, ich gehe, ich hab' mein Wanderbuch, das Geld laß ich im Stich. Du kannst sehen, wie du wieder zu deiner Aussteuer kommst.“ Allein Gruber faßte die Situation tragischer auf und weinte. Doch merkte er bald, daß ich spasse und kein so gemeines Herz besitze. Er wolle mir jetzt gerne folgen, ich möge nur sagen was zu thun sei. „Zu thun ist zu allererst, so schnell wie möglich von diesem verdächtigen Terrain wegzukommen, zweitens für Geld zu sorgen und drittens den Polizisten gehörig über den Löffel zu barbieren, ihm ein gehöriges, kunstgerechtes Handwerksburschen-Schnippchen zu schlagen. Also fort in die Stadt, zum Buchbatscher.“ — „Guten Tag! So, Sie kommen nochmal.“ — „Ja leider!“ Ich erzählte dem wackeren Buchbindermeister die Affäre und er — schmunzelte, ich legte ihm meinen Operationsplan vor und er schmunzelte noch mehr. Er klopfte mir auf die Schulter und sagte: „das ist gelungen ausgedacht, das freut mich. Der Mensch macht sich so nicht angenehm in der Stadt, und wenn man in Gesellschaft mit ihm spielt und er verliert, so wird er unausstehlich, und sonst kommt er auch mit allerhand unliebwerten Maß- und Unregeln. Ich bin ihm selbst nicht ganz grün. Hier ist das Geld“ . . und er gab mir in mein leeres Portemonnaie ganz genau das Geld, welches ich in Scheidemünze vorher hatte. So dies wär' also abgemacht. Jetzt mag die ganze befederte, berittene und laufende Polizei von Osnabrück kommen, ich bin gepanzert. Niemand durfte mir was anhaben. Jetzt befahl ich meinem Freund Gruber, schnell mit mir zu laufen, damit wir etwas in die Hitze kämen. Nach einer Weile rannte ich in aller Hast, — Gruber hintennach — zu dem Paßbüreau. Ich klopfte an. Schrilles Herein. Ich nach kurzem „Guten Tag“ gleich auf den mächtigen Beherrscher der Handwerksburschen zu. „Herr Polizeiamtmann, wer giebt Ihnen das Recht, mir auf der Straße einen Kollegen nachzujagen, der mich zurückbringen soll, um nochmals mein Reisegeld zu zeigen, welches Sie bis ins einzelne Stück inspizierten und

zählten. Glauben Sie, ich wolle auf jedem Visabüreau nochmal zur zweiten Inspizierung zurück, fällt mir nicht ein. Geben Sie gefälligst dem Menschen seinen Paß und sein Geld, daß er weiter kann." — „Ich will nur sehen, ob Sie Ihr Reisegeld noch besitzen." — „Hoffentlich werde ich es in dieser Zeit nicht verputzt haben!" — „Seien Sie nicht so vorlaut oder es kommt was anderes." — „Bei Ihnen auch, ich meld' mich dem Polizeipräsidenten." — „Der ist nicht zu sprechen." — „Ich glaub' doch!" — „Sie zeigen mir jetzt nochmal ihr Geld!" — „Nein!" — „So, nein?" Er schellt. Herein tritt einer jener vorsündflutpolizeilichen Amtsdiener und Gefängniswächter, welche auch in Württemberg eine Spezial-Physiognomie ziert, die einem Bulldoggantlitz nicht unähnlich ist. Das versoffene, von Schmarotzerfett getränkte, aufgedunsene Gesicht wurde durch einen, die ganze Schnurre verdeckenden, kommismäßigen Borstenwisch geziert, über welchem eine Trinkernase Wache stand. Der Anblick dieses Handwerksburschenfressenden Dienstmenschen erfüllte die Seele meines Freundes mit Grausen. Ich aber dachte: O du armes Opfer, du armer Ableiter büreaukratenstubiger Launen, du Fußschemel der Federkauer, du Zeitvertreib ihres Nichtsthuns, was kannst du mir imponieren mit deinem fliegenden Blättergesicht, mit deinem Kümmelschwamm auf dem Rumpf. Du, der du noch nichts gesehen und nichts siehst, bis zu deinem treugedienten, hundertjährigen Dienstjubiläum als Kasernen- und Stubenarreste und Amtskanzleien, der du seit deiner Zivilbestallung kein anderes Tier gesehen als Büreau- und Gefängnismäuse, Wanzen, Flöhe, Kleider-, Kopf- und Filzläuse, Aktenwürmer, Motten, Schwaben u. s. w., kein anderes Buch oder Papier zu Händen gehabt als Akten, wieder Akten und nochmal Akten, Polizeivorladungen, Fahndungs- und Steckbriefswische, bis der letzte Wisch, den du in deine Hände bekommst, deine schwarzumrahmte Pensionseröffnung ist, welche dir deutlich sagt, daß du unbrauchbar und ein nutzloses Geschöpf geworden, das zu den Hadern geworfen wird.

Lieber Leser! du kannst dir denken, daß mir ein solch büreaukratischer, zweibeiniger, lebender Kleiderständer niemals imponiert hat, auch nicht wenn ich dienstlich mit ihm in Verkehr kam. Und wenn er die ganze Brust voll Blechpflaster- und Matratzenkreuzen hängen hatte. Was bekümmert mich das, wenn einer eine Eisen-, Silber- oder Goldblechhandlung mit sich herumschleppt? Ich leg'

auf solche Steckenpferde und Extravaganzen keinen Wert. Was nützt mich ein Mensch, wenn derselbe ganz mit Nürnberger Blattgold überzogen wäre, und er wäre inwendig — ein Schurke. Einem ordentlichen Kerl sollte nur imponieren, was schön und großartig ist, nicht aber der Menschen verschroben und kleinlich Handeln, und sollten soche Menschen Richter oder Gewaltige der Erde sein. Ein Mensch, der ein Amt, einen Dienst, eine Macht hat, imponiert erst dadurch, daß er diese Bevorzugung gegenüber seinem Nebenmenschen nicht mißbraucht; — alles andere ist — Flitter und Geflunker.

Ich und der Polizeibeamte kamen zuletzt so hintereinander, daß ich als Handwerksbursche gegenüber der Autorität — welch' ein gewichtiges, fabelhaft großes Wort! — beinahe den Kürzeren gezogen hätte. Doch als ich fest darauf bestand, den Präsidenten zu sprechen, so steckte diese niedere Oktav in der Polizeibeamten-Skala etwas um und wurde um einige Temperamentsgrade ruhiger und freundlicher. Sofort wurde auch ich entgegenkommender, namentlich, da mein Freund Gruber mir zuwinkte: ich möge doch nachgeben. Er dachte mich immer schon im Arrest und sich allein auf der Landstraße; doch so weit kam es nicht. Ich zeigte mein Geldtäschchen und ließ ihn abermals seinen gnädigen, herablassenden Gesichtsvorsprung hineinstecken. „Sehen Sie, Herr Amtmann, so haben Sie mich unnötig zurückberufen und uns im Weiterreisen aufgehalten!" — „Nun ja, es stimmt, aber wissen Sie, ich bin in letzter Zeit von den Reisenden hintergangen worden" — er zog dabei seine rote Bürste unter der Nase sehr in die Länge — „die Kerls haben sich gegenseitig das fehlende Geld zugeschoben und hintereinander visieren lassen, bis ich endlich welche erwischte. Darum bin ich unnachsichtlich strenge und mache keine Ausnahme, auch bei gut gekleideten wie ihr seid nicht. Allerdings müssen die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden. Nun ja, es ist ja jetzt alles in Ordnung und Sie werden nichts mehr beim Herrn Präsidenten zu schaffen haben!" — „Ich verzichte darauf." — „Hier," sagte er zu Gruber, „ist Ihr Portemonnaie, Geld und Wanderbuch!" Ich ging hin und zählte es auf dem Tisch. „Trauen Sie mir nicht," sagte etwas schnippisch der Polizeimann. „O, doch! Ihnen schon, aber den Papieren nicht, die auf dem Tisch herum liegen." Und richtig! zwei Groschen hatten sich durch das erregte

Hin- und Herschieben des Beamten unversehens unter das Papier geschoben. Gruber hätte sein Geld einfach eingestrichen, ohne Nachzählen und wäre so schnell wie möglich aus dem Bereich dieser büreaukratischen Atmosphäre gerannt. Ich aber nicht so; denn ich ging nicht in die Welt hinaus, um nur das tote Material und die Natur, sondern auch die Menschen, ihr Thun und Treiben, ihr Fühlen und Denken, ihr Handeln und Wandeln kennen zu lernen. Die Amtsmiene des Amtsdieners war nur der Reflex von seines Herrn Gesichtsschneiderei, denn als er sah, daß der Herr Amtmann eine freundliche Miene machte, verwandelte sich sofort sein Bullenbeißergesicht in eine Schafsmiene, die Schlüssel seines Burgverließes rasselten nicht mehr, sondern er hielt sie fest in Händen. Wir verabschiedeten uns und nachdem wir durch den Hof dem kleinen Ausgang zuliefen, stand Osnabrücks gewaltiges Polizei-Rotkäppchen am Fenster, ahnungslos den zwei Schlingeln nachschauend, die seiner Polizeiweisheit ein solch zierliches Schnippchen geschlagen.

Der Buchbindermeister und seine zartbesaitete mitfühlende Ehehälfte lachten herzlich darüber. Wir bekamen noch ein Extrageschenk. Der Meister sagte: „Wenn ich heute Abend mit ihm spiele, dann will ich ihn aber hänseln.“ — „Um Gotteswillen,“ sagte ich, „warten Sie noch einige Tage, bis wir aus dem Gebiet des Rößlein-Wappens hinaus und in der freien und Hansestadt Bremen eingezogen sind.“ Dies versprach er, und seine Gattin, eine sehr freundliche Hannoveranerin, fand dies auch vernünftiger, sonst hätte er uns noch abfassen lassen können wegen Polizei-Nasen-Irrführung, denn ein anderes Verbrechen war es nicht, eine Notwehr in Erfüllung gegenseitiger Unterstützung, eine Abwehr hereinbrechender Fatalitäten. Auch den Herbergsvater freute dies köstlich. Wir schieden nun doch vergnügt aus dem gemütlichen Osnabrück und mußten auch hier sehen, daß es überall gute Menschen giebt, welche selbst fremden Nebenmenschen in deren Bedrängnis zu Hilfe eilen. Ehre ihrem Andenken.

Mein Tagebuch ward um ein Blatt reicher, Freund Grubers Lebensblatt auch. Ich habe aus meiner Stuttgarter Lehrzeit von einem Gehilfen, Namens Mendel aus Darmstadt, berichtet, dessen Schwester einen bayrischen Herzog zum Mann hatte. Nun dieser Mendel hat bezüglich seiner hohen Schwagerschaft nicht ge-

logen. Auch nicht, als er bei Feierabendarbeiten seine Reiseerlebnisse erzählte. Als er gelegentlich auf seine norddeutschen Wanderungen zu sprechen kam, berichtete er, daß er in einen etwas größeren Ort gekommen sei, wo in einem Buchbinder-Geschäftslokal noch zwei weitere ehrsame Hantierungen betrieben wurden. „Da hatte," so erzählte er, „neben der Litteratur-Bekleidungskunst auch noch Meister Knieriem seine Bude aufgeschlagen. Und in der gleichen Bude, wo Papp, Leim und Pech verwendet wurden, kam auch die Seife, Haaröl und Pomade zur Geschäftsverwendung. Da fuchtelte mit Pinsel und Verschönerungsmesser, in eleganter Stellung und graziösen Wendungen ein Barbier, um die wilden Zustände der dortigen Kopfträger in eine kultivierte Verfassung zu bringen."

Der betreffende Ort, wo dieses Geschäftstrio hauste, heißt Lemförde und es berührte mich gar seltsam, als ich mit meinem Freunde in diese Werkstätte eintrat. Der Buchbindermeister, der uns empfing, stellte eine Figur wie aus den „Fliegenden Blättern" dar. Er kam uns entgegen mit einem langen blauen, statt grünem, Schurz; auf dem Kopfe saß eine schneeweiße Zipfelkappe, seine Nase zierte eine große, in dickem Messinggestell gefaßte Hornbrille und mächtig klappernde große Holzschuhe zierten seine Füße. Ich hatte meinem Reisekollegen, schon ehe wir nach Lemförde kamen, diese wunderliche Behausung nach der Erzählung des Mendel genau beschrieben und groß war daher sein Erstaunen als nun dieser biedere Meister in obenbeschriebenem Wichs vom Scheitel bis zur Zehe genau in Figura vor ihm stand. Er konnte kaum sein Lächeln unterdrücken und dieser Alte hatte keine Ahnung, warum der eine Zugereiste so lachgestimmt war.

Der Buchbindermeister hatte gerade ein Büchlein in der Arbeit, das damals viel von sich reden machte, es war der hannöversche Katechismus. Ein gewaltiger Sturm tobte damals, 1862, über dieses Büchlein im Hannoverland. Die einen wollten den Teufel aus dem Katechismus heraushaben, die andere Partei den Teufel samt seinem Anhang noch fester darin einbürgern. Während nun die Hannoveraner sich jahrelang um den Katechismusteufel, über dessen Sein oder Nichtsein herumstritten und dieser Streit sie blind machte gegen alle äußeren Vorgänge, leitete im stillen ein ganz in Hannovers Nähe befindlicher politischer Allerweltsteufel seine Vorbereitungen und Pläne ein, deren Ausführung einige Jahre später

dem Königreich Hannover seine Existenz kostete. Lieber Leser, du wirst es schon erraten haben, wer dieser Allerweltsteufel war. Nun, „Preußens Großmachtskitzel", der auch heute noch nicht zur Ruhe gekommen ist.

Nach mehreren Nachtquartieren, in welchen wir manchmal auf dem Lande sehr komische Scenen erlebten, wegen der Wandkastenbetten, in die wir oft im gleichen Zimmer mit der Familie eingebettet wurden, und nach mehreren ergiebigen Fechtausfällen gelangten wir endlich in die Freie und Hansestadt Bremen. Schon lang, ach gar lang vorher, ehe der Wanderer die Seestadt erreicht, blinken ihm deren Türme entgegen. Tausende und Abertausende Menschen haben von dieser Stätte aus ihren Vaterlandsstaub von den Füßen geschüttelt, der Heimat noch ein letztes Lebewohl zugerufen mit rotgeweinten Augen, oder unterdrücktem Kummer und Schmerz; oder auch mit geballten Fäusten der Unterdrückung in ihrem Lande gedacht, um dem Lande der Freiheit und Menschenrechte entgegen zu gehen, oder — vom Regen in die Traufe zu kommen.

Bremen konnte früher von der Stadt aus keine Seeschiffe befördern, der Tiefgang der Weser war nicht geregelt. Der Staat Bremen mußte daher den Strom der Auswanderer nach seiner zweiten Stadt Bremerhaven am Ausgang der Weser in die Nordsee befördern und dort erst wurden „die Anker gelichtet, die Segel gespannt und der Kompaß gerichtet." Die Stadt Bremen hat außer anderen Merkwürdigkeiten besonders zwei Sehenswürdigkeiten aufzuweisen. Das ist zuerst: das Reich des Lebens und der Lust, der Freude und des Genusses. Ich meine den berühmten Ratskeller mit seiner Perle (?) der Weine, mit der „Rose". Wie viele Tropfen von diesem Naß mögen noch im Zugegossenen vorhanden sein? Gleichviel, der uralte Wein ist nur als Unikum zu schätzen. Kraft und Feuer giebt er weder dem Kranken noch Gesunden mehr. Er ist, wie eine alte Milch oder Fleischbrühe wird, — abgestanden. Doch lassen wir der „Rose" aus Pietät und Ehrfurcht gegen ihr Alter ihren Ruhm. Dem Bremer Ratskeller ist wegen seiner andern edlen Weine der Ruhm so wie so nicht zu nehmen. Die Herrn Bürgermeister und ihr Generalstab wissen halt auch dorten, wo der Weinstock ein unbekanntes Ding ist — was „a guts Weinle" für Geist, Haupt und Glieder und Eingeweide bedeutet. Die zweite Sehenswürdigkeit in Bremen ist das

Reich des Todes, der Friedhof. Er gleicht keinem Verwesungsacker mit aufgehäuften Erdhügeln, sondern es ist ein Garten, darin es eine Lust ist zu wandeln. Wie er jetzt aussieht, lieber Leser, davon mußt du dich selbst überzeugen, ich weiß es nicht. Bei der Pietätlosigkeit vieler bauplatzwütigen heutigen Stadtgemeinden ist ja schon mancher alte, schöne Kirchhofsgarten der Spekulation anheimgefallen und verschwunden.

Wir machten in Bremen unsere geschäftlichen Gänge jeder für sich und nach einigen Buchbinderbesuchen erhielt ich — „Arbeit auf jahrelange Dauer", wie die Einladung des betreffenden Meisters lautete. Mein Wanderbuch behielt er gleich zurück, ein Zunft- und Stadtgeschenk erhielt ich also nicht. Ich dachte: ja nu, in Bremen kannst du es wohl einige Zeit aushalten, um das Treiben der Stadt und unsern Geschäftsbetrieb kennen zu lernen. Ich dachte, mein Kollege Gruber werde wohl auch schon Arbeit erhalten haben und ging in guter Stimmung nach unserem Hotel „zur Stadt Stuttgart" in der Nähe der Bremer Wallpromenade zurück. Als ich ins Gastzimmer trat, saß mein Gruber schon am Tisch allein für sich. Ich brachte ihm die frohe Botschaft, er aber machte ein betrübtes Gesicht dazu. Die einzige offene Stelle war mir zugefallen und so hätte er allein, ohne mich, weiter wandern müssen. Dies fiel ihm gar schwer.

Lieber Leser, du glaubst vielleicht, da war guter Rat teuer! O nein! für einen guten, ehrlichen Freund und Reisekameraden bringt man schon ein Opfer. Ich sagte, „komm' 'mal mit mir, ich weiß vielleicht nicht bloß guten Rat, sondern noch mehr zu geben." Gruber folgte mir und so gings nach meinem Meister.

„Mein werter Herr! Gehen Sie wohl auf folgenden Vorschlag ein? Sie haben mich in Ihrem Geschäft eingestellt und dies war die einzige freie Stelle in Bremen. Nun ist hier mein Reisekollege, der nicht gerne weiter reisen, sondern in Bremen bleiben möchte; könnten sie mithin nicht alle beide beschäftigen?" — „Das thut mir leid, das kann ich nicht. Für einen hab' ich jahrelange gleichmäßige Arbeit." — „Nun," fragte ich weiter, „ist es Ihnen gleich, ob der bei Ihnen Eintretende Hans oder Jörg heißt?" — „Das ist mir gleich!" — „Nun, so ist es Ihnen auch gleich, ob ich oder mein Kamerad bei Ihnen eintritt?" — „Das ist mir toute même chose," gab der Meister zur Antwort. „Einer aber

muß eintreten!“ — „So, Freund Gruber, übergieb dem Herrn Meister dein Wanderbuch, du sollst statt meiner hier eintreten.“ — Jetzt sah ich in meines Kameraden Augen Freudenperlen glitzern, und in der Herberge wollte er partout seinen „letzten Groschen“ mir opfern, was ich aber nicht annahm, denn er konnte bis zum ersten Zahltag sein Geld schon brauchen. Der Abschied von ihm fiel auch mir schwer. Denn in Frankfurt in einer Stelle mit ihm gearbeitet, das erste deutsche Bundesschießen mit ihm mitgemacht, wochenlang ihn als redlichen, gesprächigen Reisekollegen in Freud und Leid gekannt, Proviant und Geld mit ihm geteilt, und nun, ohne ihn, allein weiter nach Norden dem Meere zuwandern müssen, ohne den Genuß des Anblicks des gewaltigen Meeres mit ihm teilen zu können, — dies und anderes brachte mich auch in eine etwas gedrückte Stimmung. Doch das Leben ist ein Kaleidoskop, also fort.

„Adieu, mein treuer Freund und Kupferstecher, sehen wir uns jemals wieder in unserem Leben? Und wenn, wann und in welchen Lebensstellungen, Lebenslagen und Verhältnissen? Daß es unter günstigen Auspizien geschehen möge, das gebe Gott.“ Der Freund drückte mir die Hand, der Wirt der Stadt Stuttgart in Bremen klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Solche Handwerksburschen, solche echte Kameradschaft hab' ich noch wenig angetroffen.“

Mein Marsch ging an der Weser hinunter über Vegesack nach Geestemünde und Bremerhaven. Ganz in der Nähe drüben über der Weser war der Jade-Busen, nur durch einen schmalen oldenburgischen Landstreifen von der Weser getrennt. Dort drüben aber im Moorgrund und dem Dünenland war noch keine Spur von der jetzigen lebhaften Stadt Wilhelmshaven zu sehen. Vielleicht gruben sie schon den Boden dazu aus. Wie lang wird diese Stadt ihr Dasein fristen? Eine alte Hansa wird sie nicht, dafür sorgen schon die fort und fort landverschlingenden Brandungen der Meereswogen und das Los der Halligen an Nordfrieslands Küste mag wohl auch sie erreichen.

Bremerhaven ist ein außerordentlich lebhafter Seehafen. Die „Hansa“, das große Auswandererschiff, ein Viermaster, lag gerade dort ausrangiert zur Ruhe gestellt. Manchem Sturm, manchem Orkan hat sie getrotzt. Viel Thränen, viel Jammer, auch manch Zukunftsglück hat sie über den Ozean getragen. Manch still ge-

wordenes Menschenherz wurde von ihrem Backbord oder Steuerbord auf einem Brett mit Stein beschwert in das Wellengrab versenkt, um dort in der grausigen Tiefe die Ruhe zu finden. — Wer die menschliche und Güterverpackung eines Auswanderungsschiffes mit angesehen, wird sein ganzes Leben ein solches Bild nicht aus dem Sinn verlieren. Das ist schon vielmals geschildert worden und auch meine Feder könnte als Augenzeuge — nicht vom Hörensagen — ergreifende Scenen schildern, denn zu meiner Zeit war das System des Durcheinanders noch in Blüte und wer in das Innere solch eines Marterkastens kam, der mußte sich fragen ob Menschen, — Menschen sind.

Ich habe Bremerhaven genau durchmustert, sah der Einschiffung und Ausfahrt der Auswanderer und dem Aus- und Einfahren, dem Löschen und Lichten der Kauffahrteischiffe u. s. w. zu, ließ mir auch das Innere der Schiffe von sehr freundlichen, zuvorkommenden Teerjacken: Maatsmännern, Oberbootsmännern und Steuermännern zeigen, welche mir den Mund durch Schilderung des Seelebens so wässerig machten, daß nicht viel gefehlt hätte, daß ich ein Taukrebsler geworden wäre. Junge Leute wie ich, mit kaum 18 Jahren, waren den Kapitänen ein Leckerbissen; doch ich wollte meinen Eltern nicht zuwiderhandeln, welche das Seemannsleben grausig fanden und so blieb ich beim Leisten, den ich aber später in der Heimat doch noch wegwarf.

Die Wasser der Weser sind hier groß und haben schon einen starken Wellenschlag, allein das Meer, die unendliche See ist es doch noch nicht, dies zeigt uns schon die Farbe des Wassers und das Wiegen der Schiffe an. Ich verließ nach einigen Tagen Bremerhaven, um nach Cuxhaven, dem Winterseehafen von Hamburg, zu wandern. Ich war jetzt am Ausfluß der Elbe ins Meer, aber wenn auch hier das eigentliche Meer noch nicht ist, so machte doch der Anblick der ungeheuren Wassermasse auf mich Binnenländer einen gewaltigen Eindruck. Ich gelangte an einen Damm und da hörte ich bei einem leichten „West" das dumpfe Rollen eines geheimnisvollen Etwas. Dazwischen hinein klangs wie das Heulen eines gewaltigen Sturmes. Ich ging auf den Damm und siehe da! vor meinen Augen lag in unendlicher Ausdehnung das erregte Wasser, das sich, wie eine Mauer aufgerichtet, daher wälzte. Es war Flutzeit. Ich war tief in Gedanken, in heiliger Andacht ver-

sunken vor der Allmacht des Schöpfers und seiner unfaßbaren Werke. Der Himmel wölbte sich in wunderschönem Blau wie eine Riesenkuppel über das schäumende, bewegte, majestätische Gewässer. Hier ist das Wort: „Majestät“ am richtigen Platz und am richtigsten angewendet, dies wird mir jeder vernünftige, einsichtsvolle Throninhaber und solche, die es werden wollen, zugeben; den „Unvernünftigen“, — solche giebt es ja in jedem Stand und Beruf — ist so wie so nicht gut etwas klar zu legen oder begreiflich zu machen. Also, reminiszierte ich oben auf dem Damm, hier ist der Anfang oder das Ende des Meeres, das mit allen Ozeanen unseres Erdballs in ununterbrochener Verbindung steht. Da stehe ich also am Gestade, an der Nordsee, von deren Häfen aus die Schiffe aller seefahrenden Nationen, nach und von allen Richtungen der fünf Erdteile, nach den beiden Polen wie nach dem Äquator zu, nach der östlichen wie westlichen Hemisphäre — die Wellen durchfurchen, Freud und Leid, Glück und Segen, Reichtum oder — Bankerott bringend. Welch ein reichbewegtes Bild! Da, kleine Schifflein, die wie Eiderdunen auf den Wellen tanzen, dort ein riesiger Dreimaster, der dennoch wie eine Nußschale in einem Bachstrudel hin und her, auf und ab gehoben wird. Siehst du, lieber Leser: das Meer atmet! sein schwellender und welliger und wogender Busen hebt und senkt sich; es ist zu erhaben, zu schön, ich kann dir mit Tinte und Feder nicht alles naturgetreu schildern, dazu reichen meine Kenntnisse und mein Verstand nicht aus. Gehe hin und sieh selbst — so wirst du mich verstehen und begreifen. Ich begriff bald auch, daß ich nicht mehr lange dort Posto fassen konnte, denn die Flut wurde immer stärker, die Wogen immer höher und schon spritzte der schäumende Gischt gewaltig auf mich ein. Ich dachte an Pharao und sein Heer und machte mich aus dem — Wasserstaub. Ich ging nun wieder rückwärts ins Binnenland und kam an dem linken Elbufer entlang durch einen Garten Norddeutschlands, ein Stück hannöverischer Erde mit prächtigen Obstanlagen, aus welchen die Ortschaften idyllisch versteckt herauslugten. Trotz Hamburgs Nähe hat sich der ländliche Charakter dennoch bewahrt in Sitten und Trachten. Dieses Stück reichgesegneten Bodens nennt man das „Alte Land“. Es ist im Sommer die Lunge Hamburgs, wie oben Vierlanden und unten Blankenese der rechtselbische Lungenflügel der enggebauten Handelsstadt ist. Ich machte einen

„Fechtabstecher“ von Basbek nach Bremervörde. Als ich von letzterem Orte weiter ging bemerkte ich, daß es am Gerichtsgebäude sehr lebhaft zuging. Dort stand eine Art Bernerwägelchen mit einem Strohbund hinten drauf. Vornen saß auf einem Sitz der Fuhrmann. Ich wartete der Dinge, die da kommen sollten. Diese Dinge waren ein reitender Gendarm und ein an Händen gefesselter Arrestant, von Profession — „Raufer“. Ich fragte die Umstehenden, wo die Reise hingehe. Auf plattdeutsch erhielt ich die Antwort, nach Stade aufs Landgericht. Holla, dachte ich, da giebt's Fahrgelegenheit. Ich fragte den Bauern, ob ich mitfahren könnte, er verwies mich an den Gendarmen. Dieser fragte, ob ich „Reisender“ sei, was ich bejahte und streckte ihm mein Wanderbuch hin. Er bemerkte: er habe jetzt keine Zeit dazu, er müsse Schriften empfangen, ich möge einstweilen voraus gehen. So that ich, und kaum war ich am Ende von Bremervörde, so fuhren die „hohen Herrschaften“ mit dem reitenden Gendarmen zur Seite daher. Der Gendarm ließ halten und ich wollte eben den Bock besteigen als er rief: „Halt, nicht hier auf, da dürfen nur Dienstthuende sitzen, setz' dich hinten auf den Strohbund zum Arrestanten“. Außer meiner Reisetasche hatte ich ein großes Taschentuch, gefüllt mit beschmiertem Pumpernickel, großen Speckstücken und Eiern: das Benefizhonorar von meinen ländlichen Fechtkunstvorstellungen. Der Schandarm nahm mir den Proviantbund ab und wollte ihn eben hinten auf das frische Roggenstroh werfen; ich aber rief: „Geben Sie acht, es sind auch Eier drinn.“ Er lupfte den Pack und sagte: „Von der Tante?“ — „Ja, und von der — Großmutter“ gab ich lachend zurück. — „Na,“ meinte er, „Sie sind ja anständig gekleidet, kommen der Sprache nach gewiß weit her und von der Luft allein kann man auch nicht leben!“ So legte er es sanft hinein. „Nur immer das elfte Gebot im Auge haben,“ setzte dieser hannöverische reitende Gendarm hinzu. Welch' ein Gegensatz zu dem kritzelnden Polizisten in Osnabrück. Ich übergab dem Gendarmen mein Wanderbuch und er blätterte durch: „Ah! von Württemberg! Nicht wahr, dort kann man auch die Preußen nicht besonders leiden!“ Ich mußte nach der damaligen politischen Stimmung in Schwaben dies bejahen. „So, Sie haben auch das deutsche Bundesschießen mit erlebt, das muß großartig gewesen sein. Die schöne Rheingegend haben Sie durchreist. Ich

möchte auch so frei in die Welt hinaus können.“ Er gab mir freundlich das Wanderbuch wieder zurück und der Karren flog weiter. Zweimal hatten wir an einem Kruge Halt gemacht und sofort wurde der Wagen von Neugierigen umringt Der Gensdarm löste dem Gefangenen die Schließen und man brachte ihm belegtes Brot und Getränk herbei. Jetzt kam der Gensdarm aus dem Krug und brachte mir ebenfalls Flüssiges und Festes, damit ich meinen Bündel nicht anzugreifen brauche. Die Leute sagten unter sich: ich sei noch sehr jung und nicht so wild wie der andere Geschlossene, ich müsse nicht so viel verbrochen haben wie jener. Wieder andere bemerkten: Ach für den ist es schade, was hat wohl der gethan. Ich ließ die Leute auf ihren Mutmaßungen und vertilgte meinen Proviant. Das Bäuerlein mußte auf eigene Rechnung zehren.

Der Gensdarm kam mit gerötetem Gesicht heraus, schloß den Arrestanten wieder, schwang sich in den Sattel und fort gings auf der ebenen Landstraße dahin. Der Gensdarm sagte mir am Eingang der Stadt, an der Hauptwache müsse ich absteigen und links in die Stadt abschwenken, während der Transport rechts nach dem Gericht fahre. An der Wache wurde gehalten, aber der Wagen fuhr nicht gleich weiter, da der Gensdarm einen Bekannten getroffen hatte, mit dem er sich eifrig unterhielt. So konnte ich ganz gemütlich absteigen. Aber kaum hatte ich die Füße am Rade außen, so sprangen drei, vier Soldaten herbei und schoben mich mit den Worten: „Holt, Männeken, dat is noch to fruh, witer boben am Landgericht, do stig man ab“ — wieder in den Wagen hinein. Dabei kam unversehens ein Soldat an eines meiner Eier und die ganze gelbe Schmiere geriet an den Ärmel seines Waffenrocks. Mit den Worten: „Ah, de Jungens het wat uppgabelt bin fechten“, ging der Soldat in die Wachtstube. Der verschmitzte Gensdarm hatte den Irrtum wohl bemerkt, klärte aber die Wache nicht auf; es schien ihm Spaß zu machen. Ich, wie auch der Gefangene, suchten den Soldaten klar zu machen, daß ich kein Gefangener sei. „Dann sett he nit do baben“, war die Antwort. Erst als der Gensdarm sich zu mir wandte und ich wieder abstieg und mich bei ihm zum Abschied bedankte, ging den Soldaten ein Licht auf und jetzt lachte alles zusammen. Das Wägelchen ging dem Gericht und ich der Stadt und Herberge zu. Dort ließ ich die Eier einschlagen und trank ein Glas Bier dazu. Dann

sammelte ich in der Stadt meine Zunft- und Fechtgeschenke und marschierte Buxtehude zu, wo ich mein Nachtquartier aufschlug. Ich mußte dasselbe mit einem Heer von Wanzen teilen, das mich die ganze Nacht marterte, so daß ich andern Tags einem Pockenkranken nicht unähnlich sah. Ich machte mich so bald als möglich aus diesem bevorzugten Wanzenterritorium und bald winkte mir die nette hannoversche Stadt Harburg, von links aber über die breite Elbe herüber schon Altona und Hamburg. Ich hatte keine Ahnung, welches Drama ich dort drüben auf diesem Gebiet, dem blutgetränkten zwischen Nord- und Ostsee, zwischen Elbe oder zwischen Eider und Königsau, mitmachen sollte. Doch — greifen wir nicht vor, es sind ja noch 15 Monate bis zum Anfang dieses Dramas. —

Von Harburg fuhr ich mit einem Dampfboot um 4 Schilling über die Elbe und nach kurzer Fahrt betrat ich das weltberühmte Hamburg.

Fünftes Kapitel.

Ich finde Stelle in Hamburg. — Leben und Treiben in der Seestadt. — Der Paßbeamte Lehmkuhl. — Im „Tiefen Keller". — Die Grönlands-Werber. — Über Ratzeburg nach Lübeck.

Hamburg und Altona.

Vom Hafen hatte ich gar nicht weit nach unserer Herberge „Hotel Stadt Wilster bei den Mühren". Die Hotelwirtsleute waren gerade noch in Flitterwochen und schwammen in seligen Gefilden. Sie nahmen das Schwäbchen sehr wohl auf und die Kellner sahen es gern, wenn ich ins Gastzimmer kam und mich unterhielt. Das Zimmer der Zugereisten war gedrängt voll und der Boden war dick belegt mit Käse und Wurstpapier, die Schnapsflasche war stets in Bewegung und ein aus aller Herren Länder mitgebrachter Tabak verbreitete eine internationale Atmosphäre. Am dritten Tage erhielt ich in der gleichen Straße ganz in der Nähe Arbeit bei Buchbindermeister Gaus; derselbe hatte eine Frau und einen blinden Vater, der ein Freiheits- und Satirendichter war und auch ein Liederbuch herausgab.

In den drei Tagen, eh' ich Arbeit gefunden, hatte ich mich in

Hamburg und Altona umgesehen. Das Geschrei der Händler, das Getöse der Wagen und der Lärm der Leierkasten und Musikbanden das Gewühl der Menschen, der Strom und das Sprachengewirr des aus allen Ländern zusammengewürfelten Schiffsvolks und der Auswanderer wirkte sinnebetäubend. Ich ging bald nach Altona hinaus, betrat am Nobisthor „Schleswig und Holstein" — wie man damals schreiben mußte — und am Rathausplatz an der Hauptwache besichtigte ich mir zum erstenmal die Dänen, mit welchen ich später soviel zu thun bekommen sollte.

Werter Leser! Die Freie und Hansestadt Hamburg, die erste See- und Handelsstadt Deutschlands zu beschreiben, fordert für sich schon ein stattliches Buch, zumal wenn jemand das Leben und Treiben in allen Straßen, Plätzen, Gängen, Höfen und Winkeln so kennen lernt, wie ich es that. Von den Hotels des Jungfernstiegs am Alsterbassin bis zu den Kneipen und Spelunken der unheimlichen, lebensgefährlich gepflasterten und spärlich beleuchteten Höfe und Gänge blieb mir wenig verborgen. Die Häuser stehen sich oft so nah gegenüber, daß wenn einer aus einer Spelunke geworfen wird, er nicht auf die Straße sondern in das vis-à-vis hineinfliegt, Es kam da zuweilen vor, daß ein Betrunkener und Ausgezogener einige Schritte weiter vor ein anderes Haus getragen wurde, so daß er, zur Besinnung gelangt, nicht mehr wußte, wo er herausgeworfen wurde. Die Nachtwächter nahmen ihn mit und des andern Tags wurde er höflich aufgefordert, seine „Fif Mark vörtein" der freien Stadt Hamburg fürs Quartier zu entrichten. Hatte er es nicht, so verschaffte man es sich im Geschäft, hatte er keines und war er ein Fremder, so gings: zum Thor hinaus, adje!

Bei uns ist die Polizei oft gleich bei der Hand, einen Arrestanten auf der Wache zu reizen, zu puffen und schließlich mit Schlüssel und Säbel zu traktieren. Am andern Tage nimmt man die ganze Sache auf den sogenannten Diensteid — auf den man viele „Lügen" aufladen kann, z. B. daß der Betreffende sich aufgelehnt gegen die „Staatsgewalt", — eine nette Staatsgewalt —, worauf ihm zu der Mißhandlung noch eine tüchtige Strafe aufgehängt wird. Da muß ich ein hierher gehöriges Stückchen aus unserem Schwabenland einschalten. Ein Mensch wurde am hellen Tage wegen Singens in die Wachtstube geschleift und dort

tüchtig gebläut. Eine Frau sah dies. Am andern Tage wurde es weggeleugnet und auf den obligaten Diensteid genommen. Der Frau wurde nicht geglaubt; allein das raffinierte verschmitzte Händereiben und Lächeln nutzte diesmal die Diensteidler nichts, denn mit des Geschickes Mächten wie mit dem lächerlichen Diensteid ist kein ewiger Bund zu flechten. Zwei Herren von „Gewicht" sahen von einem Privatzimmer aus in das Wachtlokal der Mißhandlung zu und die Sache fiel schief aus. Ein solches Rechtsinstrument,. wie der Diensteid, gehört sich abgeschafft, damit kein Mißbrauch mehr damit getrieben werden kann.

Schwankte ein Betrunkener bei Tag durch die Straßen Hamburgs, so begleitete den Unglückseligen, der vielleicht sein Elend hinabzuschwemmen vermeinte, ein ganzer Schwarm von Hamburgs Jugend und schrie: „Bringt dat Swin nan Swinmarkt hin," bis die Polizei kam und ihn wie oben beschrieben, ohne Mißhandlung in Verwahrung nahm.

So ist es auch am Platz. Was, frag' ich, geht den Polizisten der Zustand des Betreffenden an? Er hat ja sein, nicht des Polizisten Geld vertrunken. — Ich war in Hamburg nie betrunken, auch wo anders selten. Wer mich kennt, wird mir dies nicht bestreiten. Das Gespött der Straßenjugend zu werden war nicht nach meinem Geschmack; es ist schlimmer denn acht Tag Arrest.

In Hamburg ist den ganzen Tag Musik von Italienern, böhmischen oder sächsischen Musikanten und auf den Straßen ein Höllenlärm. Alle Genußprodukte der Industrie, der Garten- und Landwirtschaft, des Meeres, der Flüsse und Ströme, der Süd- und Nordländer werden auf Pritschenwagen in den Straßen unter größter Kehlanstrengung feilgeboten. Ebenso viele andere Waren in Körben, Butten, Eimern u. s. w.

Die Kinder Israels übertrumpfen aber alle Hamburger Händler und Kaufherren an Routine und Handelseifer. Geht man an ihren Niederlagen als Fremder vorbei, ohne selbige eines kauflustigen Blickes zu würdigen, so wird man von ihnen am Kragen, ja förmlich an der Gurgel gepackt und in ihre dunklen Gewölbe hineingeschoben, wie damals in die Bordells von den Wachtpostinnen. Ja, auf dem Steinweg kam es vor, daß die „Hebräer" den Kunden sich gegenseitig abfingen, streitig machten und an den Armen herüber und hinüber zerrten, bis endlich der Stärkste oder

auch Frechste Sieger wurde. Dabei setzten sie einander ihre Ware noch mehr herunter, als sie schon vorher ist. In den besseren Straßen der Hansa befinden sich die feine Gesellschaft der Hautabzieher: Die Bank-, Börsen- und Lotteriejuden, die Kollekteure. Mit Riesenbuchstaben steht an der ganzen Hausfront einer solchen Bude:

Wo gewinnt man vieles Geld?
Bei Gebrüder Lilienfeld!

Wo verspielt sein Geld man nie?
Bei Firma Berg und Compagnie!

Wo kommt dir das Glück entgegen?
Bei Silbersteins Haupttreffer-Segen!
u. s. w. u. s. w.

Sind das nicht verführerische Devisen für loszettelbedürftige Erdenkinder? Der Staat Hamburg wie seine zahlreichen Kinder Israels machen dabei die besten Geschäfte. Dort in der „Neustadter Fuhlentwiete" steht das „Staatslotteriespielhaus". In heiliger Andacht sitzen dort in kirchenbankähnlichen Stühlen Reiche und Arme, alte Fisch-, Wasch- und Klatschweiber, Eckensteher und ehrsame Handwerker, Kutscher und Dienstmädchen, ausrangierte Beamte und angehende Tintenschlecker, Seeleute und Schubladenzieher, Hafenarbeiter und Fischer, Salondamen und geistliche Herrn, Bäckerjungen und Schusterbuben, alte Jungfern und solche die es nicht werden wollen, Offiziere und Barbiere, kurzum das ganze städtische sowie ländliche Menschenkaleidoscop in stiller Resignation, um mit angehaltenem Atem den Gewinn- und Nummernausrufern auf der erhöhten Estrade der Spielkommission zu lauschen. Aller Augen richten sich jedesmal nach den zwei großen runden drehbaren rechts und links stehenden Glaskästchen, in welchen die Gewinn- und Losnummern liegen. Diese Kästchen werden von zwei mit bloßen Armen sich präsentierenden Waisenknaben gedreht, welche auch die Zettel herausnehmen und laut und deutlich verlesen. Alle, alle sitzen da, und möchten in Glückspilze verwandelt werden. Glücklich sind schon diejenigen, deren Nummern als „Nieten" im Glasrad bleiben. Ihre Nummer kann ja das nächstemal herauskommen! Richtig ja das „nächstemal" und so dieses nächstemal sich jahrelang wiederholt, so kommt schließlich in des Lebens Hauptlotterie doch ein Treffer und dieser Treffer heißt der — Tod.

„Das Leben ist ein Würfelspiel; bald wirft man wenig und bald viel." Beim Haupttreffer, dem Tod, werfen alle gleich!

Hamburger Volks- und Sittenbilder, Trachten u. s. w. sind ja durch Wort und Bild allgemein bekannt. Orginale sind der Milchmann in kurzem vielknöpfigem dunkeln Wams, roter Weste und Cylinderhut. Eine stabile Figur in dem nordischen Venedig — ein Seitenstück zu dem Gondolier der Lagunenstadt — ist der Everführer, der die Waren durch das Labyrinth von Kanälen, über welche hunderte von Brücken und Stegen sich spannen, spediert. Die Fischweiber spielen auch eine große Rolle in der Seestadt; wer mit ihnen in Mißverständnisse kommt, der wird nach der Scene (das heißt, nachdem ihm ein Stück Schellfisch, Dorsch, Kabeliau, Pott, Stör oder Seeaal oder ganzer Krabbe nicht nur ums Maul, sondern auch rechts und links um die Ohren gesaust —) ausrufen: Der Mensch versuche die Hamburger Fischweiber nicht, namentlich nicht, wenn sie auf ihrem Kohlenbecken sitzen. Der Honigmann trägt durch sein Geschrei an den Häusern hinauf auch sein Scherflein zum permanenten Monstrespektakel bei. Die drallen allzeit flott geputzten Vierländerinnen mit ihren herabhängenden üppigen Zöpfen, die ihre duftigen und vielfarbigen Kinder der Flora, in hübschen Sträußchen gebunden, dem Publikum mit landpomeranziger Grazie präsentieren, wer hat sie nicht schon mit ihren eingestülpten Sommer- und Winterstrohhüten auf Bildern gesehen?

Ein Hamburger Staffagekleinod darf ich aber nicht vergessen: die schmucke Dirn, das, so sauber, einfach und appetitlich gekleidete Dienstmädchen, ein nachahmungswertes Beispiel für ihre Kolleginnen anderer Städte. Seht, wie sie daher schwebt, mit ihrem zierlichen schneeweißen Häubchem und flatternden Bändern, ebenso schneeweißer Brustschürze, mit ihren runden frischen, Sommer und Winter ganz nackten Armen, wahrhaftig, da schmeckt die ohnehin überaus gute Hamburger Kost noch viel mehr — wenn man einen solchen flotten Küchenengel aus der Küche heraustreten sieht. Wie ergötzlich ist es aber, wenn die untere Stadt Hamburg durch Sturm- und Springflut, wie ich sie in Hamburg mitgemacht, unter Wasser gesetzt wird und der Schiffer, der stämmige kräftige, mit dem Südwester auf dem Kopf und den bis zu den Hüften gehenden Stiefeln die Fluten in den Straßen durchwatet, um das um seinen Arm und Hals sich schlingende Dienstmädchen auf das Trockene zu

bringen. Wie lacht da das Publikum, wenn inmitten des flutenden Nasses der Lastträger Halt macht und als Lohn einen Kuß von den rosigen Lippen verlangt, der ihm natürlich nicht stockfischtrotzig — wie es bei uns vielleicht wäre — verweigert wird. Nein, das Publikum sieht und hört einen kräftigen Schnalzer; auch greift da keine Polizei wegen nackter Arme und öffentlicher Küsserei ein. Der Schiffer sagt einfach zu seiner Bürde: „Ik häff en Söten to verlangen," d. h. ich bekomme etwas Süßes zum Lohn.

Die Hamburger, überhaupt die norddeutschen Herrschaften, lassen ihre Dienstmädchen mehr aufatmen, lassen ihnen freiere Bewegung als anderswo und sie dürfen sogar ihre Besuche bewirten. Die Hamburger Dienstboten sind darum keineswegs als leicht zu bezeichnen, im Gegenteil kommen Geburtsverbrechen wo anders mehr vor denn dort.

Was die Freuden der Welt anbelangt, so kommt ein Fremder dort in der Seestadt nicht zu kurz. Kommt er dann durch das Zuviel, durch des Genusses Übermaß, auf den Hund oder auf den Friedhof, so ist nicht die Stadt Hamburg schuld, sondern der, der die Naturgesetze — die ja besser sind als „Sanitätsgesetze" — nicht einhalten wollte. Die Stadt Hamburg kann keinen Riesenthermometer oder Sittenregulierungsapparat für die Leidenschaften und Neigungen seiner Fremden aufstellen. Da muß ein jeder selbst wissen, was er — ver- und ertragen kann. Von den Fremden, die nach Hamburg kommen, können nur wenige der Versuchung widerstehen, den der Magnet der Venus ausübt. Und nicht alle treten in die Tempel dieser Göttin nur ein, um, wie der Oberbürgermeister von Heilbronn mit seinen Gemeinderäten, Reisestudien im Interesse des Dienstes zu machen. Da bleibt mancher Badereisende, der nach Norderney oder Sylt fährt, vorher am Venusberg hängen wie der selige Tannhäuser. Ja, ihr hohen angesehenen Herrn, wenn die Wände der eleganten Räume in der Straße zwischen Stadttheater und Jungfernstieg reden könnten, was könnten sie alles von euch Badreisenden erzählen, wie ihr euch gewaschen und geseift habt oder, wie ihr eingeseift worden seid. Was würden z. B. eure Schwiegermütter daheim dazu sagen, wenn sie erführen, daß ihr auch Bäder in Hamburgs Schwiegerstraße genommen, daß ihr nicht bloß vom Damm aus von des Meeres Wellen, sondern auch vom Dammthorwall

in Hamburg, von der Liebe Wellen euch entzücken ließet; sie, eure Schwiegermütter, hätten euch zu Hause gehörig empfangen, denn die Schwiegermütter verstehen bezüglich solcher Badnehmerei keinen Spaß. Ich mußte natürlich meine Forschernase auch hier hineingesteckt haben. Wenn ich sagen würde, im Interesse meines Tagebuchs, meines Reiseberichts oder, um mir ein abschreckendes Beispiel anzusehen, so würde mir das niemand glauben, und da hätte er vollständig recht. In einem solchen Lokal plazierte ich mich in einer passenden Ecke, um mir die Gäste, die diese Schwelle der Freude betreten, zu betrachten und zu beobachten. Da stelzten sie herein zu diesen dekolettierten Damen aller Sprachnationen und Hautfarben, teils freudetrunken, teils schüchtern, teils weltmännisch geschult, teils blasiert. Man sieht es manchen an, daß sie heucheln, daß sie den Eindruck machen wollen, als ob sie diese noble Lasterhöhle nur widerstrebend, nur ungern betreten, nur, um die Laster der Menschen kennen zu lernen, um zu Hause vor solchen Häusern und deren Einrichtungen zu warnen, nur um Studien zu machen! So! O du gute edle humane Menschenseele! Du rettender Engel. Brauchst du dazu selbst zwei oder drei auf dem Schoß sitzen zu haben? Du fühlst dich ja innerlich so glücklich, auch einmal auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Badreise- oder Kommissionsbesichtigungswege in den Tempel der Aphrodite gekommen zu sein. Allerdings ein interessantes Studium und Praxis, eine süße Erholung, nach so aktenstaubiger Bureauanstrengung für die hohen, ferienbedürftigen Herrn! Ach, diese Männchen, die daheim so sehr geneigt sind, den Sittenstrafgesetzparagraphen mit der obligaten Bemerkung: „Physisch und moralisch verdorben“ andern Leuten vor Augen zu halten, diese braven Gesetzeshüter und Sittenhalter und Sittenwächter können sich oft selbst nicht halten, noch bewachen. Wenn ihr dies leset, ihr Herren, so müßt ihr selbst sagen: „Der schlägt uns aber unsern Heuchlernagel tüchtig auf den Kopf.“

Die Börse habe ich auch des öfteren besucht. Es ist das für einen jungen Menschen ein sehr belehrendes Haus. Da kann ein Psychiater die Geister der Habgier und den Kult für den Mammon studieren. Ich studierte was anderes. Ich besuchte den Lese- und nautischen Instrumentensaal und belehrte mich über Dinge im See- und Handelswesen. Da liegen Zeitungen auf den Tischen aus aller druckenden und schreibenden Herren Ländern. Du kannst dich

da ausgezeichnet mit nützlichen Dingen unterhalten, kein Mensch stört dich, so du dich anständig benimmst. Um 1 Uhr aber beginnt die Börse: Um diese Stunde siehst du viele Leute von allen Seiten, teils in eleganten Equipagen, teils in Mietskutschen, teils zu Fuß der Börse zueilen, Zettel und Notizbücher in der Hand! Das ist die Hamburger Kaufmannschaft: Die Börsianer, Makler, Agenten, Jobber u. s. w. Sie eilen herbei und wollen wissen, was die Welt kostet, das heißt, was und wie viel die Welt produziert, fabriziert und konsumiert; in diesen drei Worten liegt der Schwerpunkt, um den sich alle Handels- und Spekulationsinteressen wie die Erde um die Sonne drehen. Um diese Stunde schnellt der Blitz durch den Draht nach allen Handelsemporien der fünf Erdteile, und verkündet das Sinken und Steigen der Warenpreise, den Manko oder Überschuß an Waren und Geld, Angebot und Nachfrage. Da ist ein Gesumme wie in einem Bienenkorb und wenn du glaubst, da sei ein schrecklicher Durcheinander, so irrst du dich; da ist alles schnell geregelt und abgemacht, Hunderttausende sind im Handumdrehen ge- oder verkauft, zehnmal schneller als auf dem Jahrmarkt der Jude dem Bauer eine Kuh abhandelt.

Manches Herz schlägt leichter, manches schwerer, wenn er diese Halle verläßt. Ein Augenblick brachte in dieser verhängnisvollen Stunde schon manchen sofort zu großem Reichtum und Wohlleben, manchen aber auch tief in den Abgrund des Elends, der Verlassenheit, und der Verzweiflung, oder des Selbstmords.

Das kommt von der Hausse und Baisse! „Gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen“ — Dies gilt auch denen, die dem Rufe des Börsenglöckleins folgen.

Das Johaneum ist ebenfalls ein belehrendes und unterhaltendes Museum. Der ungeheure Walfisch, der lebend gewiß 18—20,000 Pfund gewogen haben mag, lohnt allein den Besuch. Er nimmt zwei Säle ein. In seinem Rachen hat ein Kahn mit sechs Rudern und acht Personen bequem Platz. Als ich in Hamburg war, wurde aus der Ostsee ein von zahllosen Heringen begleiteter und von diesen angefressener, gegen 60 Fuß langer und 18,000 Pfund schwerer Walfisch von 16 Pferden ans Ufer gezogen und 4 Tage lang gegen Entree von 4 Schilling ausgestellt.

Der heute so weltberühmte Hagenbeck, der größte Bestienlieferant der Gegenwart, hatte damals in St. Pauli auf dem

Spielbudenplatz neben dem Variététheater eine kleine Menagerie und Bude, die ich gerne besuchte. Er selbst machte den Explikator uud fuchtelte mit dem Stock auf der Leinwand herum. Ich unterhielt mich mit ihm über den Affen-Werner, den er ebenfalls kannte. Zu dieser Zeit war es noch eine Seltenheit, wenn eine Menagerie einen Neger als Schaustück besaß und selbst Hagenbeck mußte damals noch zu Pseudo-Wilden greifen. In einer andern Menagerie am Spielbudenplatz wurde ich einmal selbst engagiert, den wilden Mann zu machen. Der Budenbesitzer versprach mir gute Bezahlung. Ich brauche nur eine schwarze Perücke aufzusetzen und mir den Körper (ausgenommen die Lenden, um die ein Tuch käme) mit Theer einschmieren zu lassen, ich hätte nichts zu thun als wilde Sprünge zu machen, zu brüllen und die Zähne zu fletschen. Eiserne Ringe um den Arm und Korallen um den Hals, sowie ein großes Büffelhorn lagen parat. Den Leuten einmal ein X für ein U zu machen, da war ich schon dabei, nur konnte ich mich nicht recht zu der Einsalbung mit Theer verständigen. Man ließ mir aber keine Ruhe, und so gab ich mich zu der Verwandlung her. Ich machte zwar Sätze und Sprünge, aber all die Gestikulationen kamen sehr harmlos heraus. Das Publikum sah denn auch bald ein, daß dieser Wilde mit seinen grauen Augen und schmaler Nase und ganzer kaukasischer Visage so wenig ein Wilder sei als eine Hamburger Metwurst Limburger Käse ist; um das Fiasko vollständig zu machen, drehte ich mich einmal um und da hatte der Anstreicher eine europäische Stelle frei gelassen, so daß meine natürliche Hautfarbe an der Hüfte handbreit hervorsah. Jetzt gabs ein Hallo und unter Apfelsinen- und Nußschalenregen verschwand ich vom Podium hinter Kisten- und Menageriegerümpel so schnell als eben ein Wilder verduften kann. In einer Viertelstunde war ich wieder Mitglied des europäischen Publikums. Ein andermal machte ein Allbekannter den Wilden. Der rief vorbeigehende Bekannte plattdeutsch an und bestellte sie in irgend eine Kneipe. Da gab es denn ein groß Gelächter. Wenn die heutigen Kolonialschwärmer ebenso schnell die Neger europäisieren könnten wie einst Hagenbek mit Schmierseif' und Soda, so könnte man sich Glück wünschen, dann würde auch die Leistsche „Nilpferdkulturpeitsche“ als unmenschliche Rarität schleunigst ins Museum für Völkerkunde wandern. Heutzutage braucht Hagenbek keinen Theer

mehr, um dem Publikum Wilde vorstellen zu können. Jetzt treffen die Wilden mit Kind und Kegel samt ihren Haustieren karawanenweise auf den Atlantic- India- Austral- und Suezdampfern, förmlich einander ablösend, in allen größeren Städten Europas ein, gebären bei uns, heiraten bei uns und stehlen auch schon bei uns wie wir bei ihnen in Afrika.

St. Pauli ist der Tummelplatz alles Tingel-Tangels und der höchsten Matrosenausgelassenheit, wenn diese ins richtige Landwasser gerät, denn im „Fahrwasser", auf dem Meere können sie ja nicht austoben. Singspiel, Tanz und Tanz und wieder Tanz, ein Lokal am andern und dort Theater an Theater: Odeon, Eldorado, Universum, Varieté-Theaters mit ihren Coupletsängern; ferner Schlangenmenschen, Akrobaten, Seiltänzer, Equilibristen, Zauberer, verzaubern den Hamburgern den schlechten Humor der Tagessorgen in allgemeine Heiterkeit. Überfüllt war es, wenn der Tirolersänger Rainer mit seiner Familie vom Achensee nach Hamburg kam. Das war eine Lust zuzuhören, wenn die Schnadahüpfl, die Jodler und die Fenstrl kamen und die Zithern dazu spielten. Da fuhr es den Hamburgern ins Herz hinein, wie den Bergfexen in die Beine, wenn sie ein Bild vom Grödner-, Ziller-, Amppezaner-, Defreggerthal, Vintschgau und Pintschgau, von der Ortlergruppe, vom Ötzthal, den Dolomiten oder von dem steinernen Meer sehen. „Rainer" der biedere Tiroler Gastwirt hat wahre Triumphe gefeiert, aber nachher sein jahrelang ersungenes Geld durch einen modernen Berater in Bauspekulation in ein Hotel gesteckt und da es drin steckte, steckte es nicht mehr in seinen Taschen und da die launigen Touristen immer Neues aufsuchen und das Alte im Stich lassen, wurde auch der Achensee vernachlässigt. Doch sie werden schon wieder kommen und herzlich froh sein beim Rainer junior am Achensee.

Peter Ahrens und Wilkens Keller und andere zahlreiche Austernkeller sorgen für die leiblichen Bedürfnisse der Hamburger. Damals wußte man noch nichts von Kaffeehäusern in der Hansestadt, deren es jetzt eine Menge hat.

Auch der „Putschinell", (der Vertreter oder Kollege „Kasperl" der süddeutschen Volksfeste oder „Wurstl" des Wiener Praters,) darf mit seinem transportablen Theater nicht auf St. Paulis Spielbudenplatz fehlen. Er muß durch sein Dasein einem

Vergnügungstummelplatz die richtige Weihe geben. Er bringt die kleine Welt, die Lilliputbürger und die Honoratioren dieses Theaters: die Dienstmädchen, Lehrbuben und Soldaten bis zum Feldwebel aufwärts, die immer die „Hälfte“ zahlen, in die richtige Stimmung, und auch die alten Lümmel männlichen wie weiblichen Geschlechts vergießen Thränen der Lacherschütterung, wenn der Putschinell einen tollen Streich ausführt. Da kommt das Trommelfell in aufrichtige Vibration.

Wer am Spielbudenplatz die Freude bis auf den Bechergrund geleert, nun der gehe weiter und mit wenigen Schritten befindet er sich am Seemannshaus. Wir lassen uns dort auf einer Bank neben einem ausrangierten derben, 50—60 Jahre auf dem Weltmeer herumgeschwommenen Seebären nieder. Lieber Leser! Wenn dich auch die salzwassergetränkte, wettergebräunte Theerseele mit ihren Seeadleraugen scharf fixiert, wenn er auch seinen ausgesogenen Prim im Bogen an dir vorbeispritzt, — dies macht nichts, er frißt dich nicht. Klopfe gemütlich bei der alten Theerjacke und Seeratte an; frage ihn nach irgend einem der vielen ein- und auslaufenden oder vor Anker liegenden Schiffe des zu deinen Füßen ausgebreiteten, weltberühmten Seehafens von Hamburg, so wird's nicht allzulange dauern und der verschlossene Mund wird in Flut geraten und der unter den Stürmen der Oceane ergraute Seemann wird dir etwas von seinen Erlebnissen mitteilen, das für einen Schriftsteller eine wahre Fundgrube für seine Feder wäre, dir aber gewaltigen Respekt vor dem biedern Manne einflößen würde. Hut ab vor solch einem Mann, dem oft viele Menschenleben ihr Dasein verdanken, der durch einen einzigen Ruck am Steuer in dunkler sturmbewegter Nacht eine Katastrophe abgewendet, der dem Tod ruhig und gelassen ins Auge geschaut, der manchen Heimatlosen trotz seiner rauhen Schale tröstete, der das Vaterunser betete, wenn ein hingeschiedener Passagier dem nassen Grabe übergeben wurde, da kein Angehöriger ihm diesen Dienst erweisen konnte. (?) Der aber auch wieder in wetterfreundlichen Tagen, wenn der Seegang ruhig war, nach den Weisen der Musik mit einer Auswanderin auf dem blanken Zwischendeck ein Tänzchen nicht verschmähte und so indirekt den Sorgenverscheucher und Heiterkeitserwecker bei den niedergestimmten Passagieren machte. Hut ab vor solch einem Mann. Wie wenig wert gegen solch einen wacker erprobten Mann

ist da mancher hochgestellte, übermütige, auf dem Schreibersitz emporgerutschte Aktenmensch.

Damals wurde der transatlantische Verkehr der Hamburg-amerikanischen Postpaketfahrt-Aktiengesellschaft durch die Schiffe: Teutonia, Borussia, Allemania, Germania, Hammonia und Saxonia unterhalten. Auf der Saxonia, damals das schönste Hamburger Postschiff, sollte ich Steward werden. Der alte blinde Herr Gauß, der Vater meines Meisters, munterte mich immer dazu auf. Er war ein guter Freund des Kapitäns der Saxonia und unterhielt sich gerne mit mir über alles Interessante, namentlich über die Geographie. Der Kapitän der „Saxonia“ wollte einen Burschen in meinem Alter und weit vom Binnenland her und da wäre ich als Steward herüber und hinübergefahren, hätte meine Eltern gehörig unterstützen können und wäre später in New-York oder Hamburg-Altona ein Gastwirt geworden. Ich that es aber nicht, weil mich meine Eltern durchaus nicht auf dem Meere haben wollten. Ich durfte auch einmal mit einem Auswandererschiff bis Cuxhaven fahren und mit dem Sohn eines Kaufmanns noch weiter auf einem andern Schiff. Hie und da ließ ich mich durch die Wasserstraße sämtlicher im Hafen ankernden Schiffe führen, und besuchte mit wenig Trinkgeld die englischen, spanischen, französischen, skandinavischen, portugiesischen und holländischen Schiffe. Einmal stieg ich auf einem nach Manilla fahrenden spanischen Dreimaster an der Strickleiter hinauf auf die Raaen. Allein meine Kunst nahm ein schnelles Ende; bei dem Schwanken des Schiffes wurde mir ganz schwindelig. Ein Matrose, eine richtige Kletterkatze, holte mich aus meiner verzweifelten Lage und erst auf halber Strickleiterhöhe ließ er mich fahren. Welche Turmhöhe war dies schon! Man glaubt gar nicht, wie die Höhe der Masten täuscht. Die Herrn Rotblusen bekamen eine spanische Nase von ihrem gestrengen Steuermann, daß sie mich hinaufließen, ein ordentliches Trinkgeld aber machte alles wieder gut.

Am Hafen trieb ich mich immer gern herum, um mit den Auswanderern zu verkehren oder dem Ein- und Ausschiffen von Menschen, Vieh und Waren zuzusehen. Wenn beim Ausladen Kaffeesäcke platzten, so gingen die armen Leute hinten nach und sammelten die Bohnen in kleine Säckchen; da gab es stets für arme Leute etwas zum erhaschen und zu verdienen. Havariewaren

sind fortwährend billig zu haben, weil kein Monat vergeht, wo nicht ein Wrack im Schlepptau in den Hafen läuft.

Die bürgerliche Kost in Hamburg, wie auch die in seinen Gasthäusern, ist eine der nahrhaftesten, kräftigsten und abwechslungsreichsten. Da weiß man nichts — nicht einmal auf dem Lande — von Supp' und Kartoffel, Kartoffel und Supp'; Kraut und Spazen; Spazen und Kraut. Meiner Nase wollte ich sofort zutrauen, daß sie gleich herausbringt wo hamburgisch und wo schwäbisch gekocht wird. Die hamburger Küche hat durch die ausgezeichnete Zubereitung des blauen, Blumen- und Rosenkohls einen ganz besonderen Geruch und meine Nase schnüffelte schon von weitem, wenn sie in den Bezirk einer Küche kam. Die dortige Seeluft macht aber auch Appetit. Zu allen Speisen kommen geschälte gedämpfte Kartoffeln auf den Tisch mit Sauce. Abends giebts belegtes Butterbrot und guten Thee mit Milch.

Tag für Tag gleicht Hamburg einem Jahrmarkt und nur am Karfreitag und Weihnachtstag legt sich einigermaßen das Getöse der Menschen in Stadt und Hafen. Nirgends habe ich den heil. Abend, das Weihnachtsfest, den Sylvester so familiär und gastlich feiern sehen denn dort. Da sitzt der Fremdling als Familienglied betrachtet des Abends an reichbesetztem Tisch, sei es nun beim Meister, Logisherrn, beim Schlafbasen oder in den Kabinen eines Schiffes. Da dampft die Punschbowle oder singt der kochende Grogkessel, da laden die aufgestapelten Fleisch-, Fisch-, Kuchen- oder Pudding-Berge zur freundlichen Hinneigung ein, wer da nicht zugreifen und den Appetit-gestillten Heuchler spielen wollte, würde sich lächerlich machen. Entweder, oder! Entweder voll und ganz dabei sein und mitmachen oder wegbleiben. Da kann man keine Leute brauchen, die stets an Mahlzeiten mit dem obligaten und doch verlogenen: „Danke! danke! ich bin satt“ oder mit dem heuchlerischen Staunen: „Um der Himmels willen, was denket Se au, sich so Auslage mache; i han voll, ich kann's nimmer bräschtiere“ — kommen und im stillen denken, wäre ich nur allein, ich wollte schon drüber herfallen. Da greift man zu nach Herzenslust, und ist heiter und guter Dinge, so trocken sonst der Bürger der Hansa sein kann. Ist Weihnachten vorüber, so kommt Hamburg wieder in sein, alle Welt verbindendes, Fahrwasser und der Pulsschlag des Handels kommt wieder in sein rasches Tempo.

Früher hat die Hansestadt manche Originalität aufzuweisen gehabt, die alles nivellierende Zeit läßt keine Originale mehr aufkommen. Der Zug der Zeit geht dahin, Charakter, Sitten, Gebräuche, Kleider und Nahrung, wie die ganze Lebensweise, nach einer Universalvorschrift umzuformen, so daß die Welt immer kasernenmäßiger wird. Die Staaten wollen immer die sozialistischen Ideen verfolgen, sehen aber nicht, daß sie mit ihren sozialistischen Einrichtungen selbst in Sozialismus verfallen und sich den Nagel selbst in ihren Sarg schlagen. Es kann auch nicht anders sein. Der Fortschritt und die Entwicklung, sowie die Ausdehnung staatssozialistischer Einrichtnngen kommt schließlich in Kollision mit sich selbst, das heißt, der Sozialismus setzt sich in Widerspruch mit den Formen, Ideen und Verfassungen der Monarchien und der Sturz ist unausbleiblich und alsdann eine Diktatur unvermeidlich. Die Originale verschwinden und so wird auch das heutige Hamburg keinen zweiten Lehmkuhl mehr erhalten. Lehmkuhl der hamburger Visabeamte war ein origineller Kauz. Er war einst ein Schropper, das ist ein Schlossergeselle und hat nach alter Zunfteinrichtung und Sitte die halbe Welt durchreist. Besondere Umstände brachten ihn als Hilfs- oder Notschreiber auf die Polizei. Man munkelte zwar: er habe als Schlossergeselle indirekt mit der Polizei Verbindungen gehabt. Sei dem, wie ihm wolle, Lehmkuhl war nachher nichts weniger als ein polizeilicher Menschenfresser. Als eines Tages auf dem Paßbüreau der Visapult verwaiste, bekam er die Stelle als Paßbeamter. Reich und arm, hoch und nieder hat mit ihm zu thun gehabt. Lehmkuhl visierte den Reisenden, wohin sie nur wollten. Doch am meisten empfahl er dem Felleisen tragenden reisenden Publikum die „Große Reise“ durchs Nobis-Thor nach Altona. Diese Stadt mit ca. 130 000 Einwohnern hängt jetzt ununterbrochen mit Hamburg zusammen. Zwei Laternen-Pfosten, an welchen auf der einen das hamburger, auf der andern das dänische Wappen angebracht war, bildeten die Grenze und hieß „Nobis-Thor.“ Der dänische Polizeibeamte schob manchmal die Herrn „Reisenden“ wieder dem Lehmkuhl nach Hamburg zu und so ging es bei vielen jahrelang herüber und hinüber. Auf der andern Seite viesierte Lehmkuhl wieder bis an den Äquator und Pol, hatte also eine kleine Ahnung vom künftigen Reise- und Paßverkehr. Darob hatte er des öfteren Mißhelligkeiten mit seinen Kollegen der um Hamburg liegenden

Bundesstaaten. Diese wollten nicht, daß er den Handwerksburschen über ihre Staaten hinweg, über ihre Revisionsbüreaus hinaus, visiere, damit sie die Reisenden besser kontrollieren und wenn nötig per Schub nach Haus spedieren könnten. Lehmkuhl bekümmerte sich aber als freier Hamburger nicht so sehr um die Wünsche seiner Nachbarn. Hamburg konnte man keine Vorschriften machen und der Senat oder die Polizei-Oberleitung störte seinen bei dem Publikum so beliebten jovialen Paßbeamten durchaus nicht in seinem Handwerk. Wer in Hamburg keine Arbeit, keinen Erwerb nachweisen konnte, aber sich sonst amüsieren wollte, mußte eine Aufenthaltskarte mit 4 Schilling auf 4 Wochen lösen.

40 Schilling	=	1 Thaler.		
1 Thaler	=	2 Mark	8	Schilling.
1 Mark banco	=	—	20	„
1 „ courant	=	—	16	„

Dann gab es noch Dreiling und Sechsling. Ein hamburger Schilling war etwas mehr wie 7 Pfennige. „Fif Mark Börtein" war die hamburger Polizeimünze.

Eines Tages kam auch ein Reisender zu Lehmkuhl, um visieren zu lassen. Sein Wanderbuch war ein ganzes Album europäischer Groß- und Lilliputstaatlicher Polizeistempel. Lehmkuhls Augen funkelten vor Freude, wie die eines Briefmarkenfexen. Er dachte an seine goldene und kupferne Wanderzeit und bemerkte dem Reisenden: „Sie sind jetzt schon überall gewesen, auch schon in Rom, nur noch nicht in Jerusalem. Wo wollen Sie denn noch hin?" — Halt! dachte der Handwerksbursche, du hast mich draufgebracht und sagte: „Also Herr Kommissär, nach Jerusalem!" Lehmkuhl nahm ruhig das Wanderbuch, schrieb, stempelte, sandelte. „So hier!" Das Visa war fertig und lautete: Inhaber dieses reist nach Jerusalem.

Hamburg den 18....

Hanseatisches Polizeibureau.
Lehmkuhl.

„Glückliche Reise!" „Danke Herr Lehmkuhl, wünsche baldiges Wiedersehen."

Der Jerusalemer marschierte stramm in der Richtung nach Palästina, also südöstlich von Hamburg; er konnte, wenn er diese

Richtung beibehielt und er unterwegs an keinen Schlagbaum anrennte oder über keinen polizeilichen Stein des Anstoßes stolperte, schließlich doch ins gelobte Land kommen. Allein zwischen Hamburg und Jerusalem lagen gar so viele deutsche Bundesstaaten, die ihre Stempel nochmals in seinem Album verewigen wollten. Ungarn hätte ihn auf der Durchreise gar nicht angehalten, die Türkei nur einmal, bei Bezahlung der 10 Francs Kopfsteuer. So wäre der Jerusalemer auf $^9/_{10}$ Wegstrecke nur einmal und auf $^1/_{10}$ Wegstrecke 100 mal angehalten und gestempelt worden. Nachdem die Katharinen-, Jakobi-, Petri- und Micheliskirchtürme im Dunst und Nebel der Stadt seinen Blicken entschwunden, drehte er sich nochmal um und rief: O, geliebtes Hamburg, wie du als so schönes Städtchen an der Elbe liegst, wann und ob ich dich wieder sehe? Kehre ich wohl aus dem Land zurück, wo Christus, Mohammed und Moses und die Propheten in ein und derselben Stadt verehrt werden? Also denkend marschierte unser Jerusalemer weiter. Unangefochten hatte er schon mehrere Stationen abgefochten, — da, in einem winzigen Städtchen, ereilte ihn das Geschick. Beim Vorübergehen an einem Polizisten blieb er an dessen Zopf (natürlich nur bildlich) hängen. Die Verwicklung war erst auf dem Paßbureau zu lösen. Dort betrachtete man mit Staunen das so merkwürdige Wanderbuch. Wie ein Lauffeuer ging die Kunde durch das Städtchen: „Ahasver" sei angekommen, alles rannte wie besessen nach dem Polizeiamt, um den ewigen Juden zu sehen, der ja bekanntlich rastlos, ohne alt zu werden, ewig wandern muß. Dessen Wanderbuch hat jedenfalls noch viel mehr Stempel als unserem Jerusalemer seines. Der ewige Jude wird jedenfalls dadurch erkenntlich sein, daß er einen Möbelwagen, voll ausgefüllter Wanderbücher mit sich führt. Weil er das Kreuz des Herrn nicht tragen helfen wollte, so muß er jetzt alle seine ausrangierten Wanderbücher, Reisepässe und, weil er ein Jude ist und darum auch handelt — seine Geschäftskarte für Handlungsreisende zum Herumziehen mit sich führen. Es ist mir, lieber Leser, unverständlich, wie sie in dem Städtchen so erregt wegen des ewigen Juden werden konnten! Laufen doch eine ungeheure Menge Juden und Christen herum, die ebenfalls kein Kreuz tragen wollen, weil es ihnen nicht paßt in ihren behaglichen Kram, und dann wieder andere, die kein Kreuz tragen können, wenn sie auch wollten,

weil sie zu schwach und elend sind und schon ohne Kreuz physisch und moralisch zusammenbrechen. Die, wo es könnten und thun's nicht, sind meistens solche, die andern Geduld im Leiden, Geduld bis zum Halszuschnüren zumuten, während an sie selbst nicht ein Bißchen kommen soll; sie wollen keine Bürden auf ihre Schultern nehmen und sagen lieber: „Ja Bauer! das ist was anderes!" Die Polizei in dem Städtchen sagte zum Jerusalemer, zum vermeintlichen Ahasver: Seine niederträchtige Handlungsweise sei inzwischen von so vielen nachgemacht worden, daß jetzt die ganze Welt von — ewigen Juden wimmele und nicht zur Ruhe kommen könne, trotzdem Europa Ruhe brauche. Ruhe sei des Bürgers erste Pflicht. Sie könne mithin die ewigen unruhigen Wanderungen nicht dulden, weil dies stets zu Verwicklungen mit Zöpfen führe, wie hier geschehen. Übrigens wollte die Polizei auch wissen, was er für einen Weg einschlagen wolle. Ob er richtschnurmäßig oder in serpentinischen Windungen dorthin gelangen wolle und ob er überhaupt auch wisse, wo Jerusalem liege? — Man begab sich an die Wand, wo eine große Weltkarte hing. „Zeigen Sie, mein werter Reisender, das Ziel Ihrer Wünsche!" Der Jerusalemer fuhr instinktmäßig südöstlich, fuhr über den Bakony und über den Balkan hinweg mit dem Zeigefinger, — schneller als es die Russen mit ihren Kanonen zu thun beabsichtigen — Wupp dich! da, über Jaffa hinein nach Jerusalem. „Richtig," sagte der Paßbeamte, „Sie haben die Stadt doch gefunden. Schauen Sie nochmal genau hin, damit der Ort Ihnen sich dauernd einprägt. — So!" Der Paßbeamte ging an seinen Speditionstisch, nahm des Jerusalemer Wanderbuch, schrieb, stempelte, sandelte und übergab es dem Reisenden mit den Worten: „So mein Bester, hier, glückliche Reise ins gelobte Land!" Der belehmkuhlte und nun ahnungslos in den Zopf gewickelte Handwerksbursche dankte außerordentlich höflich und steckte es ein. Nebenan war die Herberge. Er setzte sich an den Tisch, that einen Schnalzer: „Einen Budel, Vater! Jetzt gehts flott nach Jerusalem!" „So? Hat er Ihnen visiert?" „Ja könnens gleich sehen, denn ich konnte draußen wegen der Masse Menschen, dem dummen Volke, das mich für den ewigen Juden hält, nicht aufmachen. Seht die Dummköpfe umlagern das ganze Wirtshaus; sie wollen mich steinigen, weil ich's Kreuz nicht getragen hätte und die Bande will nicht einmal ihr eigenes tragen, bis sie der Staat durch Zwangs-

gesetze dazu zwingt. Dieses Kreuz hat nur eine andere Form, die Steuerform.“ Der Reisende nahm einen tüchtigen Schluck, aber o weh, in dem Wanderbuch stand folgendes bedeutung- und andeutungsvolle Visa:

Inhaber dieses hat Jerusalem gesehen und geht direkt über A. und Z. nach Haus.

Zopfheim den 18...

Kgl. Polizeiamt
Haarbeutel.

Der Jerusalemer stolperte jetzt über verschiedene Herzensergüsse, z. B.: Wenn nur ein heil.... u. s. w., nicht heiliges Land sondern was anderes. Er mußte nach Hause in seinen Bundesstaat. Dort aber ließ er sich wieder ins nächste Ländchen und von diesem wieder in der Richtung — nicht nach Jerusalem, sondern nach — — Hamburg zum Lehmkuhl visieren. Herr Lehmkuhl staunte über die excellenten Verkehrseinrichtungen, als er den Jerusalemer schon wieder von dort zurückgekehrt vor sich sah, da doch noch keine Blitz- und Kollissionszüge eingeführt waren. Lehmkuhl blätterte dessen Wanderbuch durch und bei dem Visa Zopfheim ging ihm auch ein Licht auf, welcher Art man Jerusalem sehen kann. Er lachte und frug, was jetzt? — Eine Aufenthaltskarte auf 4 Wochen! Und dann? Ein Visa! Wieder nach Jerusalem, wieder südöstlich? Nein! diesmal reisen wir nordöstlich, diagonal von Jerusalem — nach Altona! Gut, sagte Lehmkuhl und händigte ihm den 4 Schillingschein ein. Mach' mein Kompliment, Herr Lehmkuhl! Danke, viel Vergnügen, machen Sie gute Geschäfte, aber immer eingedenk des „elften Gebots“. Adieu, adieu!

Lieber Leser! Das ist ungefähr ein Stück aus Lehmkuhls seligen Tagen. Hamburg war damals das Aranjuez der Handwerksburschen, Gesellen und Gehilfen; jetzt sagt man — Arbeiter.

Der tiefe Keller auf dem Venusberg in Hamburg.

Im tiefen Keller sitz' ich hier,
Bei einem Faß voll Reben.

Lieber Leser, auf diesen Keller paßt dies Trinklied schlechterdings nicht, wie du bald sehen wirst. — In Hamburg waren damals die meisten Schankwirtschaften unterirdisch, den ganzen Tag brannte das Gas. Etwas Tageslicht bekamen solche nur durch Fenster, an welche ein eiserner Rost stieß, auf welchem sich die

Passanten den Schaufenstern der Läden nähern konnten. Wem wären die Hamburger Austernkeller nicht bekannt? Das äußerste Extrem aber dieser luxuriösen, unterirdischen Restaurants ist (oder war?) der „Tiefe Keller auf dem Venusberg". Diese Stätte wäre eine Fundgrube für Shakespeare, Viktor Hugo, Alex. Dumas und für Zola gewesen. Der „Tiefe Keller" in Hamburg war das Eldorado der Vagabundage, der Heimatlosen, der Ausgestoßenen, derjenigen, die heute und morgen und alle Tage nicht wußten, wo sie anders ihr vor Kummer und Elend niedergedrücktes Haupt hinlegen sollen. Selbst die ordinärsten Kneipen fühlen sich gegenüber dem „Tiefen Keller" als Hotels und haben dem „Schrecken der Gesellschaft", den Vertretern des fünften Standes, diesen selbst von der Polizei so viel wie möglich gemiedenen Elenden, den Zutritt verwehrt. Dort in der Nähe der großen Michaeliskirche giebt es einen Platz „Venusberg" genannt; dieser Platz hat aber weder mit einem Berg noch mit einem Venusdenkmal etwas zu thun; obwohl es in solchen Städten gar viele giebt, die mit einem Venusdenkmal oder Venusdenkzettel herumlaufen. An einem alten Hause dieses Platzes führt ein unscheinbarer halsbrecherischer Eingang in die Tiefe. Es geht so weit hinab wie in den Esterhazy-Keller in Wien. Doch halt! ich gehe so, wie ich bin, nicht hinein. Es wird sich nicht leicht jemand in besserer Kleidung ohne Begleitung eines Polizisten zu diesen Gästen da unten wagen! Einen Polizisten nehme ich zwar nun nicht. Ich richte mich lieber nach dem Sprichwort: „Gleich und gleich gesellt sich gern." Ich kannte, nicht weit vom Steinweg wohnend, einen gemütlichen, durch—„kömden" und gewachholderten Eckensteher, alias Dienstmann. Der mußte mich vom Scheitel bis zur Zehe mit der feinsten Vagabunden-Kleidung versehen. Gesagt, gethan. Liebevoll kam er mir entgegen und in wenigen Augenblicken war ich in einen echten Lumpen verwandelt. Uhr und Portemonnaie ließ ich zurück und steckte nur in meine Westentasche einen Thaler voll Dreilinge und Sechslinge. Auf höherem Zinsfuß wollt' ich nicht stehen. Der Eckensteher bewahrte meine Effekten bei seiner Familie auf; ihn selbst brauchte ich nicht. Seine Anwesenheit hätte die Sache nur gestört und wäre verdächtig gewesen. Nun ging ich hinab in die Höhle des Löwen und der hungrigen Wölfe. Zuerst war es dunkel um mich, dann kam eine schwache Dämmerung und endlich ein matter Lichtschein

von einer in einer Dunsthülle schimmernden Lampe. Jetzt stand ich da, während mein Puls etwas schneller ging. Da lagen sie, und saßen sie, nicht die stolzen Fürstentrümmer, sondern der Ausschuß der Opfer des Kampfes ums Dasein, die Vertreter der physischen und moralischen Zersetzung, aber auch des unverschuldeten Elends, Gestalten des schrecklichsten Jammers, jeden Alters und Geschlechts. Auch an früheren Angehörigen der besseren Gesellschaft fehlt es nicht. Vom ausrangierten Baron und weggeworfenen Beamten bis zum ehrlichen, aber schmutzigen Mausefallenhändler sind alle möglichen Klassen vertreten. Wo Ratten und Mäuse hausen, darf natürlich auch der Fallenhändler nicht fehlen. Die Slovaken suchen eben, durch ihren ausgeprägtesten Sparsinn getrieben, die widerlichsten Spelunken auf, wenn's nur recht billig ist. Ich schaue mich um und befinde mich inmitten kreischender und keuchender Weiber und Männer, jungen und alten; selbst skrofulöse Kinder fehlen nicht. Hohle Augen aus kahlen Schädeln starren mich an; blaue Lippen, die nichts weniger als zu den rosigen gehörten; struppige, kurze oder zottige Haare ohne alle und jede Kammverbindung; fahlgelbe und blaurote, aufgedunsene Gesichter; luftige Rockärmel und siebartige Hosen, wozu die schäbigen Röcke paßen. Dort in der Ecke liegt eine angehende oder angegangene Jungfer oder eine solche, die mit dem besten Willen es hat werden wollen, in einer Verfassung, als hätte sie abgerechnet mit den Freuden dieser Welt; nur einige Lumpen bedeckten das Gerippe und nur das Haar zeigte mir, daß ich eine Tochter Evas vor mir da liegen habe. Nebenan sitzt auf dickschmutziger Bank, etwas lebendiger, eine andere Holde mit Sauäuglein und einem gleich einer Melone narbengespickten Gesicht. Was sind aber das für Individuen, die jetzt von allen Seiten auf mich eindringen, den Kreis immer enger schließen und mich mit Fragen, auf die ich weder antworten kann, noch mag, bestürmen? Ich kann sie dir nicht anders beschreiben, als wie sie vor mir standen in angetriebenen Cylindern, schäbigen Filzdeckeln und fragwürdigen Mützen, zusammengebundenen Schuhen oder vielmehr Lederlappen, deren Inhaber in des Wortes verwegenster Bedeutung auf deutschem Boden liefen. Unter diesen Söhnen Adams präsentierten sich manche als wahre Prachtexemplare für Weingärten, Kornfelder und Gemüsegärten, also als „Vogelsscheuchen" ersten Ranges. Wenn solche Gestalten aus den

Schlupfwinkeln der Abruzzen, des Bakonywalds, des Balkangebirges oder der Sierra Nevada oder Guadarama hervorbrechen, dann mag auch der stoischeste John Bull etwas Magenkrampf bekommen. Schade daß der Regisseur im hamburger Stadttheater nicht auf den Einfall kam, seine Darsteller zu den Schauer-, Räuber- und sozialen Elendstücken aus dem „Tiefen Keller" zu holen. Die noch vorhandene Fülle physischer, fast oder scheinbar unverwüstlicher Kraft, wie das schleichende Siechtum, wie die vollständige Entnervung gaben sich in diesem unterirdischen „Hotel zum fünften Stand" ihr Stelldichein. Mein Lieber! Dieses Hotel ist aber auch ein Logierhaus mit ganz besonderen, nur auf ganz alten Schiffen verwendeten Betten!

Betten? Ha, lächerlich! Schau mal um dich. Da siehst du von einer Wand zur andern ein Seil gespannt, aber nicht zum Tanzen, Seiltänzer sind keine hier — sondern zum — Schlafen. Diejenigen Gäste des „Tiefen Kellers", welche die vorhandenen Strohlager nicht bezahlen konnten, hingen sich an das ausgespannte Seil; das heißt nicht am Hals, sondern sie hingen mit eingefallenen Knieen ihre Arme über das ausgespannte Seil schlaff herunter und schliefen mit gesenktem Kopfe den Schlaf des Gerechten. Sehr possierlich anzusehen, wie wenn eine Reihe Fledermäuse, Froschschenkel oder Bücklinge in der Höhe baumelten. Schlafe wohl, du armer Teufel am Hängeseil, du kannst auf einige Stunden schöner Träume deine verlumpte nackte Wirklichkeit verbannen.

Diogenes gilt als Muster der Einfachheit und Enthaltsamkeit; allein er wäre sicher nicht in den „Tiefen Keller" gegangen; den Schlaumeier kenne ich. Seine ganze Philosophie hat ein Loch bekommen in dem Augenblick, wo er den Schatten einst verschmähte. Ein echter Philosoph muß sogar ein Mauerasselleben führen können und auf alle und jede Sonnenstrahlen verzichten und nicht, wie dieser Diogenes, gleich nach Licht und Wärme schreien, wenn ein Elephant ein paar Minuten vor seinem Schnapsfäßchen stehen bleibt. In den „Tiefen Keller" kam das ganze Jahr kein Sonnenstrahl hinein. Da wäre also der berühmte Anspruchslose doch nicht hinunter gegangen. Ich sag nur, wie man in den Schulen einen solchen Narren als Muster aufstellen mag!

Der Gastgeber zum „Tiefen Keller" befand sich wegen der Launen und Anwandlungen langfingeriger und prügellustiger Gäste

festungsartig abgeschlossen vom — „Gastzimmer". Eine Art eiserner Fallschalter war die einzige freie Verkehrsöffnung, durch welche er seinen verkimmelten und verbrandelten Wegweiser herausstreckte, die Sechslinge und Dreilinge mit katzenartiger Geschwindigkeit erfaßte und dann erst den Sekt der Proletarier, den gemeinen Fusel, seinen lechzenden Gästen präsentierte. War die Bedienung vorüber, so fiel sofort der Schalter herunter und Wirt und Gäste waren wieder vollständig getrennt. Ich weilte den ganzen Abend inmitten dieser Gäste. Ihre Freude an dem vollständig ähnlich ausstaffierten Zuwachs war aufrichtig und nahm den stärksten Ausdruck an, nachdem ich meinen ganzen Vorrat an Dreilingen und Sechslingen aus der zerlumpten Weste herausbrachte und — Brüder reicht die Hand zum Bunde — die eine Hälfte austeilte und dann für mich ein Nachtlager bezahlte. Das Stroh kostete 2 Sechslinge, das Seil 2 Dreilinge. Ich bezahlte für das Seil — und verwandelte den Rest der Barschaft in diversen Äther, den ich in die brandigen Kehlen der lungernden Sippe fließen ließ. Heisa! wie wurde da über die Lampe gegossen, wie glänzten da die triefenden Augen wieder, wie die Augen einer Katze im Dunkel der Nacht. Selbst der Wirt mit seiner sonst gleichförmigen und nichtssagenden Fratze schmunzelte jetzt durch sein Guckloch und so wenig er sprach, so entschlüpfte doch seinen Lippen: „Min Jungens, dat is en Krösus! Dat is de Sön von Frankfurter Rothschildt." Aber der Krösus hatte jetzt kein Blech mehr. Ich beugte auf morgen früh einen guten ehrenvollen Rückzug vor, indem ich der Gesellschaft weiß machte, bis morgen abend hätte ich wieder ein „Benefiz" bei einander, und sie schnalzten schon auf den morgigen Abend hin. Damit aber auch hier unten die Macht der Töne einen heiteren Augenblick schaffe, brachte ich etliche dieser Kehlen zum — Singen. Gesang erfreut des Menschen Herz. Einer fing gleich ein Drehorgellied an:

Frau Leisten, en lütt Schonstersfrau,
Di geit in Sammt und Sid u. s. w.

Ich sang dann ein Solo, das mit Applaus aufgenommen wurde:

Im „Tiefen Keller" sitz ich hier
Beim Vagabundenleben.

Darauf sangen wir en bloc; ich sang vor, die Gesellschaft nach, der Branntwein that immer mehr seine Wirkung und obgleich

ich immer nur nippte, so kam auch die Macht der Geister über mich herein. Alle standen um mich herum, während ich folgenden Gesang anstimmte:

Ein dunkles Leben führen wir
Viel schlechter als die Hunde,
Bei gutem Winde talfen wir,
Der Keller hier ist Nachtquartier,
Hotel für Vagabunde.

Heut kehren wir beim Rheder ein,
Beim reichen Kaufherrn morgen.
Da stecken wir Schilling und Abfäll ein,
Fürs andere lassen wir allein
Die Polizei hübsch sorgen.

Und haben wir mit Branntweinsaft
Den Spritschlauch ausgebadet,
So trinken wir bis wir erschlafft
Und trinken dem Wirt Bruderschaft,
Der niemals uns verratet.

Und wenn dann die Hermandad kommt,
Die unser Fechten lohnet,
So nehmen wir noch ein Gläschen voll
Und bringen der Freiheit unsern Zoll,
Die im „Tiefen Keller“ thronet.

Auf einmal machte sich der Schlaf mächtig bei mir geltend; ich faßte das Tau, hing meine Arme wie zwei Aale drüber her; meine Kniee beugten sich und ich war nicht mehr zu sprechen. Auch für mich kam der Morgen wieder, aber wie? Meine Achselhöhlen waren wund, meine Kniee wie erstarrt, gefühllos. Ich spielte eine jämmerliche Figur und blieb, als ich schon vom Seil hinweg war, noch in derselben lächerlichen Stellung; ich wußte nicht, sollte ich weinen oder auch — lachen, trotz allem Schmerz und prikelndem Gefühl. Da machte mich auch noch so ein Rabenaas von der Spree wütend. Er sagte: Ich sollte Buttenträger werden, dann könne ich in dieser Stellung bleiben. Doch es wurde lebendig im Hotel und ich wußte mir zu helfen: Herr Wirt! heraus mit einem Kornbrandy. Ich rieb mir Kniee und Arme tüchtig ein und in ein paar Minuten war ich wieder mobil. Darum sage ich: Der Branntwein wirkt besser äußerlich, denn innerlich. Oben auf der Straße, im Himmel, wieder angekommen, pustete

ich und that ein paar kräftige Atemzüge, um die meinen Körper ausfüllende Kellerluft mit einigen Stößen hinauszupumpen. Sofort gings nach dem Dienstmann, und bald stand ich wieder wie neugeboren in meinen Kleidern.

Es war mir später noch einmal vergönnt, dem „Tiefen Keller“ einen Besuch abzustatten. Eines Tages empfahl mich ein Wirt, der mich kannte, einem reichen Fremden, um mit demselben an einem Sonntag eine Fahrt durch Hamburg zu machen. Der Wirt hatte ihm vom „Tiefen Keller“ gesagt. Wir fuhren vor, nahmen aber einen Polizisten mit. Er teilte zum Staunen des Wirtes ein paar Harte an die Gäste aus. Der Fremde sagte: Aber wohl gemerkt, etwas ordentliches dafür essen und nicht alles verschnapsen. Ob sie auf diese Belehrung eingegangen, ist mir, so wie ich die Gäste kannte, sehr zweifelhaft. Einige kannten mich wieder und stutzten. Sie meinten, dies sei mein reicher Onkel aus Amerika, der mich restauriert hätte. Nach einer Viertelstunde waren wir wieder oben. Der Fremde wollte den Polizisten mit in Wilkens Keller nehmen, allein er durfte nicht aus seinem Viertel und so gab er ihm ein außerordentlich splendides Trinkgeld. Der Fremde warf aber nicht prahlhanserisch mit seinen Goldfuchsen um, wie ich im „Tiefen Keller“ mit meinen Dreilingen. Da sah ich wieder recht, wie vielteilig die Skala des Besitzes ist und ich fühlte wieder, welche jämmerliche pekuniäre Figur ich neben solch einem spielte. Er gab mir seine Karte und heute noch weiß ich seinen Familiennamen. Die Karte lautete: ... Amermü ... Rentier Lan ....
Ich hatte die Karte noch lange an meinem Spiegel hängen, bis meine Logisfrau unversehens beim Putzen sie ruinierte. Seiner Sprache nach mußte er von drüben herübergekommen sein. Das Deutsche ging ihm nicht flott von statten.

In Hamburg fahren alle Frühjahr Dutzende von Walfisch- und besonders Robbenfängern in die Region der Mitternachtssonne, die den dortigen Lebewesen vier Monate lang nicht untergeht. Wie du weißt, lieber Leser, entsteht dieses wunderbare und im hohen Norden erhabene Schauspiel dadurch, daß die Sonne nicht einen vertikalen, sondern einen horizontalen Bogen um das Himmelsgewölbe beschreibt. Diese kosmische Welteinrichtung macht es uns gemäßigten Zonenbewohnern auf einige Zeit im Jahr

möglich, in die eisigen Gefilde der Polargegend vorzudringen und den Kampf ums Dasein mit den Ungeheuern des Polarmeers und denen der gefrorenen Erde aufzunehmen und sie für die viel bedürftige Menschheit als Nahrungsmittel, als Arznei, Bekleidungs- und Gerätschaftsmaterial zu verwerten. Hat nicht jede Dame um ihre schlanke oder unschlanke Büste das biegsame Fischbein gespannt, damit ihr Leib verführerisch das vorstellen soll, was er nicht ist. Die Eva trug kein Korsett und hat dem Adam doch ohne dieses besser gefallen. Liebe Leserin, möchtest du doch das Fischbein mit Verstand benützen und von der Weisheit der Natur lernen. Sie, die Natur, läßt dieses Fischbein dem Walfisch von seiner oberen Rachenwand in langen Strähnen herunterhängen, damit durch seinen kleinen Schlund — wenn er das Salzwasser in den Rachen läßt — nichts unpassendes eingehe. Alles Unbrauchbare bleibt an diesen natürlichen Rechen hängen und wird beim nächsten Atemzug, der beim Walfisch größer ist als bei einem Dämchen, wieder aus dem Rachen gestoßen. Liebe Leserin! und du willst also gerade deinen Atemzug durch dieses Fischbein hemmen und erschweren, da du doch jeden Atemzug deines Lebens deinem gegenwärtigen oder künftigen Auserwählten hingeben willst? Hättest du einen Walfischatemzug, so könnest du natürlich mit einem einzigen Zug deinen Geliebten fürs ganze Leben befriedigen. Du bist aber kein Walfisch — aber warst einst ein Backfisch — und wenn du fortfährst, dir Lunge, Leber und Magen mit einem Korsett zusammenzuschnüren, daß diese Organe notleiden müssen, dann bist du mindestens ein — Stockfisch.

Um einen Finn-Wal zu erwischen, gehen heutzutage immer einige Jahre vorüber, da er sich wegen der wildverwegenen Jagd auf ihn nach den polarsten Gewässern zurückgezogen hat. Je seltener er wird, desto teurer, aber auch desto schwieriger sein Fang. Robben aber und Seehunde giebt es noch zahlreich. — Zu der Zeit als ich in der Hansestadt war, wurden Mannschaften für den Walfisch- und Robbenfang immer gesucht. Damals kam zu Frühjahrsanfang ein Werber oder Agent in die Schenken und Herbergen, und fragte die Handwerksburschen, wer Lust habe, auf 4 Monate nach Spitzbergen oder Grönland zum Robbenschlag mitzureisen. Die Leute verdienten sich in den 4 Monaten ein hübsches Geld, mehr als in zwei Jahren in einer Werkstatt.

Mein Prinzipal hatte auf einmal nicht mehr viel Arbeit. Es hatte mir gleich Anfangs geschienen, daß wir zwei: der Sachse und ich, nur eine momentane Aushilfe seien, um einen angehäuften Berg von Kundenbüchern und Sortimentskundschaft aus dem Wege zu räumen. Der Meister meinte, wir könnten gegen Ostern wieder nachfragen. Ich aber meinte das nicht. Ich wollte nicht zum zweitenmale auf die gleiche Stelle. Denn ich war nicht in der Absicht in die Welt hinausgegangen, um mich in einer Bude festzusetzen und darin fortzuhamstern bis zum Rekrutentag und nichts gesehen zu haben, als den gleichen Leimtiegel und die gleiche Pappschüssel, dann hätte ich getrost in Stuttgart bleiben können. Ich bin in die Welt hinaus, um Menschen, Sitten und Gebräuche, Handel und Wandel u. s. w. kennen zu lernen. So ziehe ich denn hinaus aus dem Steinthor durch die Vorstadt St. Georg, den Schrecken der Kranken, dann geht's mit einer kleinen Abschwenkung am „Rauhen Hause“ vorbei, und bald habe ich die Heimstätte von Claudius dem „Wansbeker Boten“ erreicht. Dort nimmt man nochmals einen Imbis und hinein gehts ins Herzogtum Lauenburg mit seinem prächtigen „Sachsenwald“, damals noch Dänenwald, denn Schloß wie Gehölz gehörte dem Danske und in ihm und auf ihm wehte der — „Dannebrog.“. Unter den Zweigen des Sachsenwaldes dahinwandernd, sang ich fröhliche Weisen und kam endlich auch nach Friedrichsruhe. Niemand hatte damals in diesem Walde — es sind auch Wiesen und Äcker da, man giebt eben dem ganzen Gebiet dort den Namen Sachsenwald — niemand hatte damals eine Ahnung, daß der politische Maulwurf, der pommerische Deichhauptmann und preußische Gesandte in der Eschenheimergasse in Frankfurt a. M., hier in diesem Walde seinen Sitz, seinen Hügel errichten und in diesen, in den 400jährigen Besitz der dänischen Könige, als Kanzler eines modernen deutschen Reiches und als Herzog von Lauenburg einziehen würde. — Ich schwenkte in Büchen von der Straße nach Boitzenburg ab und in kurzer Zeit war ich in — Mölln. Eh' ich nur einkehrte, ließ ich mich von einem kleinen Bürschlein nach dem Ruheplatz der Möllner Toten führen. Wir hielten an einem alten, damals schräg stehenden Stein. Der Kleine deutete darauf und sagte: „Do liegt he, de Spootmaker.“ Richtig: Hier liegt Till Eulenspiegel begraben. Wie nah sind jetzt zwei der berühmtesten Männer Deutschlands aneinander gerückt! Hier in

Mölln liegt der berühmteste Spaßmacher und Allerweltsnarrenseilführer Till Eulenspiegel zur Ruhe gebettet und eine kurze Strecke davon in Friedrichsruhe bereitet sich der berühmteste „Ernstmacher“ und Allerweltsnasenherumführer Exkanzler Fürst Otto von Bismarck auf dies Ruhebett vor. — Im Städtchen Mölln blieb ich über Nacht und abends gab es in der Herberge sogar für mich am Bürgertisch Platz. Man unterhielt sich über Eulen- und andere Spiegel. Ich riß schlechte Witze und bald trat der eine, bald der andere in meine Fußstapfen und das Plattdeutsch mußte dem Hochdeutschen öfter den Platz räumen. Am andern Tag kam ich nach dem lauenburgischen, hübsch auf einer Insel gelegenen, sehr alten Städtchen Ratzeburg, von dem aus ein langer, schmaler See gegen die Trave, gegen das Lübische sich hinzieht. Ratzeburg ist ein gemütliches, spießmanierliches Städtchen und es schien, als sollte ich dort einen Ersatzmann für meinen verlorenen Reisekollegen Gruber erhalten. Ein flotter junger Bursche aus Oberschlesien, Sattler, schloß sich mir an. Wir wurden bald vertraulich, wie man auf der Reise weit von der Heimat als junger Springinsfeld wird. In einem großen schönen Ort mit breiter Straße und hübschen Häusern machten wir Halt. Mein Kollege und ich teilten den Ort wie die Straße in zwei Hälften. Er focht die rechte, und ich die linke Seite ab und das Geschäft ging flott. Ich war mit meinem „Bezirk“ bereits bis über die Mitte hinaus fertig, da kam eine Bäckerei. Ich ging im Hausgang an den Schalter und verlangte ein Brötchen. Der Bäcker (es war der Geselle) fragte, ob ich Reisender sei. Und als ich es bejahte, gab er mir das Brot umsonst, frug woher ich sei und schmunzelte, als er mir sagte, er sei früher in der Schweiz gewesen und habe den Schwaben in Reutlingen und Stuttgart „Bretzle“ gebacken. Jetzt kam der Bäckerjunge aus der Backstube an mich heran und riet mir, „oben“ hinaufzugehen, — „da giebt's was, der Mann läßt niemand laufen.“ Ich ging hinauf und klopfte an: „Entschuldigen Sie, ein armer Rei . . .“, das Reisender brachte ich nicht mehr heraus, denn ich sah an der Wand einen Helm, einen Waffenrock und einen Pallasch hängen.

Du Schwert an der Wand zur Linken,
Was soll dein heiteres Blinken?

So schnell hat noch niemand eine Thür zugemacht. So, darum sagte der niederträchtige Junge, ich solle auch oben hinauf gehen! Aber gelogen hat er doch nicht, als er sagte: der lasse keinen laufen. Glaubs wohl, wenn man zum Gensdarmen selbst fechten geht. Wie der Blitz fuhr er heraus in Hemdärmeln und Hausschuhen, mit einer langen Pfeife im Mund. „Halt," rief er, „herauf wieder!" Ich verwünschte den Teigaffen, der mit seiner Fratze unten heraufgrinste, in seinen glühenden Backofen. — „Wollen Sie kommen, oder soll ich Ihnen packen lassen?" — Was thun? Ich ging hinauf. Wer A sagt soll auch B sagen. Er setzte sich aufs Sofa, hieß mich auch Platz nehmen und mit gestrenger Miene verlangte er mein Wanderbuch und musterte es sehr genau durch, während er dabei schreckliche Rauchwolken hinausblies, wahrscheinlich um mir anzudeuten: diesmal raucht's gewaltig. Er frug mich Verschiedenes aus und ich erzählte ihm, wie ich dazu gekommen sei, ihn zu besuchen. Der Gensdarm blies Ringelchen und lachte. Nun Schwabe! Sie haben ein gutes Mundstück, aber sind doch ein ehrlicher Kerl. Ihre Papiere sind in Ordnung. Haben Sie noch Reisemittel? Ich ließ ihn ein paar „Hanseaten" sehen. Da kam seine Frau herein, grüßte mich und sagte auf Platt zu ihm: „Ei, was machst denn wieder?" Mir war's als spiele er mit mir wie die Katz mit der Maus. Doch auf einmal kam es anders. Er stand auf, machte sich an seinem Waffenrock etwas zu schaffen und ich dachte, jetzt geht's ab. Er holte aber nur ein Buch heraus und blätterte darin herum, schrieb was ein und steckte es wieder in den Rock. Er winkte der Frau. Diese ging hinaus und kam bald mit Fleisch, belegten Butterschnitten und einem Glas Branntwein herein. Der Gensdarm blies fürchterliche Wolken auf dem Sofa. „So, jetzt greifen Sie tüchtig zu und trinken Sie eins, dann glaub' ich, kann es langen bis zur nächsten Herberge." Ich griff tüchtig zu. Die Frau wickelte mir den Rest in die „Lübecker Zeitung" schenkte mir nochmal ein, und nach einem herzlichen Dank meinerseits schob ich ab — erleichtert meine Blicke nach der Dekoration an der Wand werfend. Der Gensdarm lächelte, begleitete mich bis an die Treppe und sagte: „So, jetzt bleiben Sie mir hübsch inmitten der Straße, nicht mehr rechts noch links, sonst müßt' ich nachreiten. Adieu!" Er gab mir die Hand und ich fühlte einen Schilling darin. Grüßen Sie einmal meine Kollegen

in Schwaben, wenn Sie wieder heimkommen. Aber diese grüßte ich nicht, weil sie mich wegen Bettels vor drei Jahren an der Ostsee — verhaftet hätten. Beim Hinausgehen sagte mir der Bäckerjunge: „Hab' ich's nicht gesagt, der läßt keinen laufen. Entweder arretiert er sie, wenn sie keine guten Papiere haben, oder regaliert er sie, wenn sie gute haben." Draußen am letzten Wirtshaus wartete mein Kamerad und teilte mir das Resultat seines Geschäfts mit. Es war ausgezeichnet, wenn auch nicht mit meinem zu vergleichen.

In der Ferne blinkten die langen Helme der schiefen Türme der „Freien und Hansestadt Lübeck" uns entgegen und endlich, nachdem wir noch zwei weitere Reisende eingeholt, marschierte ich durch das Thor der dritten Hansestadt. Halt! hieß es an der Wache, Papiere vorzeigen. So, darüber; so, so, so dort hinüber! Sie, sagte der Polizist zu mir, Sie können gehen, und ihr drei — an die anderen gewendet — werdet gleich durch die Stadt eskortiert und richtig trat ein Soldat mit Gewehr aus der Wachtstube und fort gings per Militär- und Polizeischub. Ich fragte den Polizisten sehr leise und wichtig: was haben denn die drei angestellt? Nichts! Die werden bloß durch die Stadt zum andern Thor hinaus eskortiert, weil sie — nicht hierher visiert haben! sondern darüber hinaus nach Kiel, Rostock und Wismar! O, du heilige — „Eschenheimer Gasse!" In der Herberge seufzte der Wirt, dem ich das Vorgefallene erzählte, gar sehr über diesen Senatszopf der freien Stadt Lübeck, der ihm so manchen Reisenden von seiner Herberge ableitete.

In Norddeutschland waren die Gelasse für die Zugereisten immer getrennt von den andern bürgerlichen Gastlokalen. In das Herbergszimmer kam kein Kellner, bis man ihm rief. Da konnte jeder nach Belieben sein Essen und selbst Getränke mit hereinbringen und verzehren. Die besser gekleideten und mit Mitteln besser versehenen gingen des Abends wohl in die „Herrenzimmer". Von den Bürgern des Herrenzimmers rief zuweilen der eine oder andere in die Herbergsstube: keine Schneider da? — keine Töpfer da? — keine Klempner, Schuster, Böttcher da? — gerade wie bei uns die Gäumetzger in die Höfe der Bauern hineinrufen: „Nix Fett's?" In mancher Herberge hing auch eine Tafel, auf welcher die Gesellen suchenden Meister standen. Bei Röper am

Markt, welcher große Segeltuch-Musterkoffer für Geschäftsreisende machte, konnte ich aushilfsweise auf ein paar Wochen Arbeit finden, und ich nahm dieselbe gerne an. Es war nur noch ein Arbeiter da, ein sehr ordentlicher Mecklenburger. Die Familie bestand aus mehreren hübschen, liebenswürdigen Backfischchen und älteren Mädchen. Doch gehörten die Kinder nicht alle direkt zur Familie. Röper hatte eigene Kinder bei seinem Bruder in Rußland und dafür hatte er dessen Kinder in Lübek: — also ein deutsch-russisches Abkommen. Die Behandlung in diesen vier Wochen war eine sehr familiäre, und der Mecklenburger und ich hatten guten Tisch, gute Betten und ein nettes, auf den Markt hinausliegendes Zimmer. In diesen Wochen unterließ ich nichts, um so viel wie möglich von der einst reichen und mächtigen, verkehrsreichen Hansestadt kennen zu lernen. Die berühmte Uhr in der Marienkirche ist vielen bekannt. Aber man versäume auch nicht, das katholische Kirchlein anzusehen, an dessen Altarbild ein aufgeweckter Lübecker Knabe sich so sehr erbaute, daß er als Kind protestantischer Eltern diesen viel Sorgen und Kummer machte. Doch die Schwärmerei für die Kunst siegte und der Sohn machte den Lübeker Namen Overbeck weltberühmt. Der protestantische Knabe wurde ein großer Künstler kirchlicher, genauer katholischer Gemälde. Papst, Kaiser und Könige gingen bei ihm ein und aus. Versäume nicht, lieber Leser, dir die Ursache dieser großen Wirkung anzusehen, und aber auch — gleichviel ob du Katholik bist — dem Geburtshaus des herrlichen Dichters Emanuel Geibel einen Blick zu schenken. Der Hafen von Lübeck kann dir, Leser, wenn du vorher Bremerhaven und Hamburg gesehen, nicht mehr imponieren. Seine Glanzzeit hat den Kulminationspunkt überschritten. Doch, ihr biederen Lübecker, bedenket, daß ein Komet und wenn er jahrelang verschwindet, sich immer wieder der Sonne nähert, und so mag auch der Handel Lübecks durch irgend eine Attraktion wieder zu Glanz und Ruhm kommen. Von dem Tage an, wo die Ostseeprovinzen deutsch würden, käme für Lübeck der erste Pulsschlag lebhafteren Aufschwungs in Handel und Wandel. Dazu noch der Elbe-, Trave- oder Nordostsee- Travekanal, — dann könnte es nicht mehr fehlen. Nach vier Wochen stand ich mit einigen „Harten“ mehr in der Tasche auf dem Polizeibureau und ließ mir in das Innere Holsteins, nach Segeberg, abstempeln. Nach freundlichem Abschied

von Herrn Röper und Familie, wie auch von dem gemütlichen Meklenburger, ging ich in die Herberge zu einem Abschiedsgläschen, und sagte dem liebenswürdigen Wirt, bei dem ich manchen Abend zugebracht hatte, herzliches Lebewohl. Vorher aber holte derselbe schnell noch ein Fläschchen „Guten" von jenseits der Vogesen und wir tranken es auf das Wohl und Glück des jungen Schwaben, der des Abends von seiner Heimat, deren Sitten und Gebräuchen und von seinen originellen Reiseerlebnissen bis vor die Thore Lübecks den aufmerksam lauschenden Gästen zu erzählen wußte, daß mancher Lübecker Kaufherr wegen vorgerückter Stunde hinter den Gardinen einer kleinen Philippika ausgesetzt sein mochte. Doch, eine Unterhaltung in Ehren, wer will sie verwehren? Höchstens die Polizeistunde und von dieser fühlten wir nichts. An dem Holm, oder wie die Straße heißt, wohnte ein älterer Kaufmann, und dieser hatte mir ans Herz gelegt, bevor ich wieder abreise, zu ihm zu kommen. Dies vergaß ich nicht. Als er mich seiner freundlichen Gemahlin vorstellte, sagte sie, mit dem Zeigefinger drohend: „So, so, Sie sind der Schlemil, der meinen Mann, wenn er nach Hause kommt, so gesprächig macht, daß er aus dem Lachen nicht mehr herauskommt. Warten Sie nur, ich will's Ihnen heimzahlen." Sie ging fort und er nahm mich mit vom Wohnzimmer in sein kleines Comptoir. Da nahmen wir auf Polstersessel und Sofa Platz. Er stellte einen gefüllten Cigarrenständer — Havannasorte — auf den Tisch, und die Frau erschien alsbald mit dem Stubenmädchen, und tischten Rheinwein und eine Platte Belegtes auf. Ich mußte tüchtig zugreifen und dabei der Frau von meinen heimischen Sitten und Gebräuchen bei Taufen und Hochzeiten erzählen. Zum Abschied präsentierte mir mein Gastgeber Cigarren und als er sah, daß ich auch Pfeife rauche, rief er dem Mädchen und dieses brachte vom Nachbarladen vier Päckchen guten Knaster, den gelben

Den uns Apollo präpariert
Und uns denselben rekommandiert.

Was noch auf dem Teller lag, mußte das Dienstmädchen gut einpacken. Als ich mich höflich bedankte, griff der Herr Kaufmann nach der Börse und händigte mir etwas in einem Papier ein, mit den Worten: „Da ist auch noch was von mir und den Gästen der Abendunterhaltung." Werter Leser! was glaubst du,

als ich Abschied genommen und hinter der nächsten Straßenecke das Papier aufmachte und ein glänzender Fuchs meine Augen, meine Handwerksburschen-Augen blendete, wie mirs da zu Mute war! Wahrhaftig! Du steter Begleiter der Glücklichen auf Erden, du nobler in Gold strotzender Geselle, du verirrst dich aus der reichgestickten Börse in das abgenutzte Portemonnaie eines armen Reisenden! Ich verschaffte dem goldigen Freund ein Extraplätzchen in einem Brusttäschchen der Weste und fühlte mich als ein förmlicher Krösus.

Sechstes Kapitel.

Mitten im meerumschlungenen Land. — Ein braver Meister. — Geselliges Leben in Segeberg. — Turnfahrt und Wasserpartie. — Zurück nach Lübeck und Hamburg-Altona.

Mitten im meerumschlungenen Land.

Das Sträußchen am Hute, den Stab in der Hand,
Zieht rastlos der Wanderer von Lande zu Land,
Er sieht wohl manch Städtchen, er sieht manchen Ort,
Aber fort muß er wieder, muß weiter ziehn.

Wer schreitet da durch das altehrwürdige Holstenthor Lübecks in die schöne Gotteswelt hinaus und hinein in das mit fetten Weiden durchzogene, Rinderherden- und Pferdereiche deutsche Sichem, in das nordische Kanaan, wo Milch und Honig fließt. Was für ein origineller Kauz ist dieser junge Bursche, der so heiter und fröhlichen Muts den Wanderstab schwingt und ein fremdartiges Liedlein vor sich hinpfeift. Der im Vorübergehen alles auch das Unscheinbarste mit Aufmerksamkeit betrachtet, manchmal sein Notizbuch herausnimmt und kurze Notizen macht und dabei hie und da schelmisch oder befriedigt lächelt. Wer ist dieser Glückliche, auf dessen gesundem, frischem Gesicht kein Quintchen von Mißstimmung Platz finden kann. Es ist ein Fremdling, weit von der Heimat, der lieben teuren Heimat, und doch thut er wie zu Hause. Weißt du es nicht, wer der lebensfrohe Bursche ist? O ja du kennst ihn: Sein ganzes Denken und Fühlen aus der göttlichen Jugendzeit legt er dir ja in dieser Schrift nieder.

Ja! So schreite ich nun dahin in dem Lande, das unter dem Joch eines Staates seufzt, an dem etwas — faul sein soll. Jetzt

natürlich gilt dieses Sprichwort nichts mehr, denn seit damals hat sich noch in manchen andern Staaten vieles faul gezeigt.

Ich muß bedauern, daß ich bei meinem ersten Eintritt in das schöne Schleswig-Holstein im ersten Dorfe, wo ich Nachtquartier suchte, sehr ungastlich empfangen wurde. Als ich dort ankam, war die Dämmerung schon ziemlich vorangeschritten. Ich frug gleich nach einem Gasthaus, um zu übernachten. Man zeigte mir eines. Ich trat ein — es brannte noch kein Licht; Wirt und einige Gäste saßen im Zwielicht-Gespräch beisammen. Das Gastzimmer machte trotz der Dunkelheit einen noblen Eindruck. Ich fragte, ob hier übernachtet werde? „Ja! Was sind Sie?" — „Ein reisender Buchbinder!" — „Behalte keine Handwerksburschen über Nacht." — „Bitte, Herr Gastgeber, keine Regel ohne Ausnahme; ich bin reinlich, gut gekleidet und wenn Sie wollen, bezahl' ich Verzehrung und Schlafzimmer gleich im Voraus. Meine Schriften sind gut, zünden Sie ein Licht an und mustern Sie mich vom Scheitel bis zur Zehe, jeder Zoll ein Handwerksbursche!" — Der Humor half auch hier, ein Gast lachte und sagte: „Ja nun, eine Ausnahme kannst schon machen!" — „Hilft nichts, bleib' mir konsequent — wegen Ihnen zünd' ich kein Licht an; machen Sie, daß Sie weiter kommen."

Nach dieser freundlichen Aufforderung und dem Brummen eines Bulldoggen, empfahl ich mich dem gastlichen Hause. Auf der Straße fragte ich einige Bauern um Quartier und erzählte den Vorgang. Einer wollte mich in das zweite Wirtshaus führen, allein ein dritter Bauer gab es nicht zu und sagte: „den nehm' ich mit. He mut bi mi slopen. Der Hochmutsnarr da drin ist vielleicht noch froh an Handwerksburschen." Ich brauchte jetzt nur noch zum Vogt, um den Nachtzettel zu holen.

In des Bauern Wohnung wurde ich sehr gastlich aufgenommen. Ich speiste mit der Familie, Frau, Sohn und Töchtern. Die Frau sagte zu dem braven Manne: „Du gehst mir nicht mehr über dem seine Schwelle und der Klaus bleibt ja ohnehin weg von ihm." Nach Tisch stoppte mir der Sohn eine tüchtige Pfeife und nachdem die weiblichen Wesen in der Küche und der andere Sohn mit dem Knecht im Stall fertig waren, saß die ganze Familie um den Tisch, Knecht und Magd im Hintergrund und das gegenseitige Auskunftgeben nahm kein Ende. Der Wirt wurde gar nicht mehr erwähnt.

„After in der Döns“ bekam ich ein ausgezeichnetes Bett und in der Frühe, — ha, da stand auf dem Tisch eine Kaffeekanne und belegtes Brot, daß es eine Freude war. Beim Abschied mußte ich den Leuten versprechen, wo immer nur ich Arbeit finde, ihnen jedenfalls zu schreiben. Dies geschah auch. Nach einigen Stunden Weges erblickte ich in der Ferne einen Hügel. In der nordischen Tafelebene gilt er aber für einen bedeutenden Berg. Man sagte mir, dies sei der Kalkberg von Segeberg, an dem das Städtchen dieses Namens liege, welches ich auch bald erreichte.

Das Städtchen Segeberg ist ein kleines Städtchen mit einigen tausend Einwohnern, wenn es hoch kommt. Es lebte ruhig in seinem Kleingewerbe unter dem Schutze dänischer, aber doch gutgesinnter Beamten dahin. Das Städtchen hat teilweise schöne breite und sogar alleenartig gezierte Straßen, ist meist topfeben in der Richtung nach Hamburg, Neumünster und Oldesloe, nur der Stadtteil um den Kalkberg herum ist eng und buckelig. Eine Zierde der Stadt ist der prächige See mit seiner idyllischen Umgebung. Segeberg machte auf mich sofort einen sehr günstigen Eindruck, so daß ich mir sofort sagte, da möchte ich Arbeit erhalten. Mein Wunsch ward im vollsten Maße erfüllt. In der Herberge sagte man mir gleich, ich würde bei dem einzigen Buchbindermeister, der im Städtchen sei, bei Buchbindermeister Mayer, Arbeit finden. Dies war so und ich konnte sogleich eintreten. Der Meister bewohnte ein längliches, niedliches Häuschen nahe am Marktplatz. Unter gleichem Dache wohnte zur ebenen Erde ein Barbier mit nur einem (Adoptiv-) Sohn in meinem Alter. Herr Mayer trug einen langen schwarzen Bart und hatte einen vollständig semitischen Typus, so daß ich glaubte, in ein Haus Israels gekommen zu sein. Die Familie war lutherisch, stammte aber von jüdischen Vorfahren ab. Sie bestand aus einem vierzehnjährigen Sohn, einer zwölfjährigen, ebenso wie ihr Vater rabenschwarzhaarigen Tochter und einem neunjährigen Sohn. Außerdem war noch eine ledige Tante, die Schwester des Vaters da, eine sehr saubere und angenehme Jungfer. Sie hantierte allein in der Küche und daß sie dort Meisterin war, erfuhr ich schon am ersten Tage am Tisch. Herr Mayer hatte einen frequenten Schreibmaterialienladen, Leihbibliothek und Lesezirkel mit sämtlichen illustrierten Zeitungen Stuttgarts und Leipzigs. „Über Land und Meer“, das in meiner Lehrnachbarschaft bei Heinrich Koch für Hall-

berger geheftet und mit Decken versehen wurde, war mir jede Woche wie ein Gruß aus der Heimat. In der Werkstatt empfing mich ein schon länger da befindlicher Gehilfe aus Stralsund. Die Werkstatt konnte nur drei, höchstens vier Personen fassen. Die Arbeit ging ganz nach dem alten Stil. Maschinen waren keine da. Weder der Prinzipal noch der Kollege Kaminsky, wie er hieß, konnten sich eine in Thätigkeit befindliche Buchbindermaschine vorstellen. Nun gab es bei Mayer sehr viele Ries Schreibpapier, eine Masse Schreibhefte und Schulbücher zu beschneiden, denn er hatte die Ortschaften mehrerer Kirchspiele und die ganze Stadt zu seinen Kunden. Wenn ich ihm nun den großen Vorteil einer Schneidmaschine auseinandersetzte gegenüber dem zeitraubenden, beschwerlichen Hobeln, so fibrierte der ganze Leib des Prinzipals und er sagte: „Ja! ja, so eine muß mir so bald wie möglich her und mag sie kosten was sie will."

Eines Tages schrieb der Meister an eine Fabrik nach Leipzig. Der Katalog kam und ich suchte ihm die passendste Nummer aus. Es dauerte mehrere Wochen bis der Hamburger oder Segeberger Bote die zerlegte Maschine vors Haus führte. Alles sprang zusammen, das ganze Haus nebst der Nachbarschaft, um den Fortschritt der Zeit, der die alte Methode über den Haufen werfen sollte, zu bewundern. Die Teile der Maschine wurden heraufgebracht, aber trotz dem Montierungsplan konnten weder der Meister noch erster Gehilfe aus der Sache klug werden. Nachdem ich mich ein wenig an dieser Ratlosigkeit geweidet, sagte ich: „Jetzt geben Sie einmal acht! Sie Herr Meister und Sie Herr Kollege, halten Sie mir die Maschinenteile dahin, wo ich sage." Jetzt ging's los ohne Mechaniker und Monteur aus Leipzig oder Hamburg und ohne Schlossermeister aus Segeberg. In kurzer Zeit stand das Wunder in voller Ausrüstung. Herr Mayer hatte auf diesen Tag einen ganzen Berg von zu beschneidenden Papieren, Schreibheften, Notizbüchern und Schulbüchern zusammenhäufen lassen. Nachdem ich die Schrauben des großen Messers nochmal geprüft, das Räderwerk, Sattel und Presse besichtigt, stopfte ich die ganze Maschine mit Schreibheften. Im Handumdrehen stand das Punktierzeichen an des Balkens Kante. Im Handumdrehen sauste das Messer unter dem Gerassel des Räderwerks schräg hernieder und die Spähne legten sich um wie gemähte Halme. Das ging so leicht, sicher

und schnell wie durch Butter und der Schnitt glänzte wie ein Spiegel, so glatt war er. Den Leuten ging ein Schauer durch den Körper, als das stahlblanke, haarscharfe Messer durch das Papier knirschte. Die Maschine feierte in dieser kleinen Werkstatt größere Triumphe als die Guillotine vor hundert Jahren auf dem Grève-Platz in Paris. Feierlich und laut verkündete Herr Mayer: „Daß mir ja niemand an der Maschine etwas macht als der Schwabe." In dem ganzen Städtchen wurde es ruchbar, daß der Turnvorstand Mayer eine Maschine erhalten habe, mit der man in einer halben Stunde mehr Papier und Bücher beschneiden könne, als zwei Gehilfen mit dem Hobel in einer Woche. Der Meister schlug stolz auf die Brust und sagte prophetisch: wenn es so läuft, wie ich jetzt mit eigenen Augen gesehen, dann muß mir auch der Schlagstein und Hammer weg und einer Walzmaschine Platz machen. Ich machte nun den Eltern dadurch noch eine Freude, daß ich angesichts der Maschine den drei Kindern Schauergeschichten und thatsächliche Unglücksfälle erzählte, welche sich schon an solchen Maschinen aus Spielerei und Unvorsichtigkeit ereigneten. Dies wirkte, wie auch die nicht zu verachtende Bemerkung des Papa, daß er das erste beste, das er an der Maschine treffe, leder- und pappweich haue. Mayer liebte seine Kinder, aber wenn sie nicht folgten, dann wurden sie tüchtig „abgetogelt". Die Mutter dagegen streichelte sie wie Kätzchen und wenn die Rücken- und Podexbedienung hie und da zu stark ausfiel, konnte Frau Mayer am Tisch sich keiner guten Stimmung hingeben. Am besten thaten die Kinder, wenn so ein Gewitter im Anzug war, daß sie sich so schnell wie möglich in der Küche unter die wie Gluckhennenflügel sich ausbreitenden Tantenfittige begaben, denn diese ließ ihnen gar nichts geschehen, da war Papa selbst in Gefahr, von der guten die ganze Hauswirtschaft führenden Schwester eine Rührlöffel- oder Blasbalg-Berührung zu gewärtigen. Die Kost der Tante Mayer war ausgezeichnet. Wer das saftige Fleisch in Holstein kennt, der weiß, daß das kein schwäbisches Rind- und Kuhfleisch ist. Der Mayersche Mittagstisch hätte auch den unzufriedensten Gehilfen befriedigen können, und erst der Abendtisch. Wie schmeckte die Buchweizengrütze in Milch und mit Johannisbeersaft gemischt, oder fetttriefende Heringe mit Pellkartoffeln und französischem Senf. Und erst die gute, unverfälschte, fette Milch, frisch von der Koppel hinweg, — ah!

war das ein herrlicher Genuß. Sonntag Abends stellte man mir, ob ich heimkam oder nicht, einen Teller mit ausgezeichnet Belegtem: Butterbrod mit Schinken-, Fleisch- oder Fischlage neben gutem Chinathee auf den Werktisch. Ach, wie gemütlich war es in dem Segeberg!

Ich trat dem Turnverein bei und da wurde im Winter flott im Gasthof des Herrn Wilkens geturnt. Wie schaute da die Segeberger Bevölkerung, alt und jung, Fräuleins und Männleins durch die Fenster so aufmerksam zu, wenn wir unsere Körperwindungen, Gelenkübungen und Sprünge machten. Lag doch auch viel Politik in der Sache. Die Turnvereine in Schleswig-Holstein waren damals der Ausdruck der Opposition der Bevölkerung. Es ging eine politische Gärung durchs ganze Land, den Augenblick erwartend, wo

ein schönerer Morgen lacht.

Diesen Morgen glaubten sie gekommen, sobald Friedrich der Siebente seine Augen schließen würde, und diese schlossen sich bälder als man glaubte. Freilich dachten sich die Schleswig-Holsteiner dieses Morgenlachen nicht unter der Traufe, unter Preußens Scepter, sondern sie träumten von ihrem „upp ewig ungedeltem" Herzogtum, mit der Residenz in Kiel. Doch der Stärkste wird Meister und so lachte ihnen dieser Morgen von Berlin entgegen.

Für die Honoratioren und Bürgertöchter der Stadt Segeberg war ein Tanzkurs eingerichtet (Winter 1863) und da hatte ich als Fremder und Gehilfe das Vergnügen, hiezu eingeladen zu werden, um meine nicht gar widerspenstigen Tanzbeine mit weiblichen Läufern im Kreise drehen zu dürfen. Aus dieser gewählten Gesellschaft war weder des rotbefrackten Briefträgers Schwester noch die Gasthausbesitzerstochter ausgeschlossen. Nun es wäre auch dumm. Wir Menschen haben ja alle das gleiche Gestell. Zweimal in der Woche kamen wir im obern Saale eines Gasthauses, links an der Straße, wo es nach Kiel geht, zusammen. Der Tanzunterricht wurde mit dem üblichen Ball beschlossen. Festlich erschienen die Damen mit den Tänzern oder ohne Tänzer im Saal. Alle Mütter erschienen im Festgewand und ließen sich den Wänden entlang nieder, während die Papas sich mehr in den Nebenzimmern gruppierten, um von dort aus der sehr beweglichen „Schulprüfung" beizuwohnen. Ich glaube sicherlich, daß von all diesen Müttern jede den „schönsten Engel" hatte. Man durfte nur einen sehnenden Blick auf solch

einen Engel werfen und das Auge der Mutter wurde feucht vor — Einbildung. So sind nun einmal die Mütter, aber die Schleswig-Holsteinerinnen, diese hellblonden, rotwangigen, üppigen „söte Därn“ muß man kennen lernen, um zu erfahren, welche Gemütstiefe und aber auch Gemütlichkeit und Lebensfreude in ihnen steckt, wenn die Macht der Töne ihre Herzchen vibrieren macht. Der Ball verlief glänzend, wer aber das sprichwörtliche Glück hatte, „die Braut heimzuführen“, dies war ein elastischer, fein sich drehender Uhrmachergehilfe, ein Berliner, ein mit mir auf freundschaftlichem Fuße stehender Turnkollege.

Wie vergeht die Zeit! Jetzt ist seine ehemalige Tanzstunden-Dame die Mutter und Großmutter seiner vielleicht zahlreichen Kinder und Enkel, — denn, lieber Leser, damals kamen die Holsteiner spät aus der Schule aber früh in den Ehestand.

In Holstein wird viel getanzt. Alle Sonntage ist auf den Landstädtchen und teilweise auch auf den Dörfern Tanzmusik; man wartet da nicht bis „Kirwe“ kommt. Im Sommer wird auf den Ortschaften selbst die Scheune zum Tanzboden, die natürlich grün ausstaffiert wird. Es ist köstlich, wie dabei das gehörnte Publikum von seinem Stand aus mit Interesse zuschaut.

Der solenne Gesellschaftsabend in der dänischen Amts-Vogtei.

Motto:

Wenn die Katze fort ist, tanzen die Mäuse.

Der dänische Beamte verzichtete so wenig auf angenehmes Leben in der fetten holsteinischen Weide, als der englische Beamte in Ostindien und Ägypten, der holländische in den Sundainseln, der spanische auf den Philippinen, der französische in Tonkin und Algier, der italienische in Eriträa und der deutsche in Ostafrika, Neu-Guinea, Kamerun und Elsaß-Lothringen. So ist nun auch Keller, Küche und Speisekammer des dänischen Beamten der Amts-Vogtei in Segeberg für unsere Verhältnisse eine wahre schwelgerische Gourmands-Fundgrube gewesen. Die Amts-Vogtei lag einige Schritte von uns nebenan. Sie war, gegenüber ihrer Umgebung, ein stattliches Gebäude und der danske Beherrscher der Stormarner und Segeberger mochte sich darin sehr paschalisch fühlen. Der Garten der Amts-Vogtei stieß an den des Barbiers und dieser an den unserigen; ah, da war es herrlich im Sommer! Diese Luft,

diese Blumen und die Masse von Stachelbeeren und Johannisträubchen. Jetzt aber sind wir noch im Winter.

Die Köchin des Beamten war eine Segebergerin, die andern beiden Mädchen glaub' ich auch. Die Köchin, ein wunderhübsches Ding war die Braut meines Fritzchen, meines Werkstattkollegen Kaminsky. Werte Leserin, nimm dir das Wort Braut nicht so zu Herzen, denn siehe: wenn du in Holstein einigemal mit einem Mädchen spazieren gehst oder du ein Mädchen anzwinkerst und es zwinkert wieder, so ist es nicht dein Schatz — wie es im Schwabenland heißt, sondern deine — Braut. Das Wort Schätzle kennt man dort nicht.

Eines Tages verreiste der Beamte mit Familie nach Haus auf eine dänische Insel oder Kopenhagen und jetzt kam die schon längst gewünschte Stunde, wo die Mäuse tanzen dürfen. Die Mäuse wollten nun auch Ratten haben zu ihrem Tanzen und so bekam der Kollege Kaminsky eine regelrechte Einladung zu einem Mäusegesellschafts-Abend in den Gemächern der Amts-Vogtei zur Feier der Abreise der Katze nach Dänemark. Das ist die nobelste Herrschaft, welche, wenn sie verreist, alles so läßt wie es liegt und steht, dann braucht die zurückgebliebene Dienerschaft nicht zu sagen: „Giebst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!“ und dieselbe braucht mit keinem gleichgesinnten Schlosser Beziehungen anzuknüpfen. Es ist also besser, die Herrschaften machen es wie dieser dänische Beamte und manche reiche Hamburger Familien und Gesandtschaften es thun; sie überlassen ihre Vorratskammer der Fürsorge der Dienerschaft. Diese machen sich dann einmal einen vergnügten Abend, dann ist das Gelüste befriedigt und sie hüten das übrige mit Argusaugen. Wenn man ihnen alles verschließt, zimperlich beschneidet und vorrechnet, wird die Dienerschaft gleichgültig, streift wo anders herum und Einbrechern wird dann Thür und Thor frei. Diese holen sich dann Dinge, deren Verlust der Herrschaft oft näher zu Herzen geht, als der von ein paar Flaschen Champagner, Tellern voll Pasteten, Compots, Wurst, Käse u. s. w. Wer reich ist, soll seiner Dienerschaft solch eine Ausgelassenheit einigemal im Jahre gönnen, soll sie auch einmal Herr und Frau spielen lassen. Solche Dienstboten werden anhänglicher, nicht bloß an die leckeren Substanzen, sondern auch an die Herrschaften selbst. Wie manchmal sagte mir dies oder jenes Mädchen: „Bei dieser

Bande bleib ich nicht lange, die zählt jeden Rettigschwanz, Wurstzipfel, jede Zwiebel- und Eier-Schale. Alles verschließt sie vor einem." Andere Mädchen aber, die mehr Zutrauen erhielten, freuten sich darob, daß man sie nicht für schlecht hielt und hüteten alles pflichtschuldigst, sagten frei und offen, was sie verbraucht und regalierten ihren Besuch nach Herzenslust, ohne daß ihre Herrschaft dadurch bankerott geworden wäre.

Kaminsky ließ sein armseliges Stoppelfeld von unserem Hausfreund, dem Adoptivsohn, abrasieren und den Schädel frisieren. Mich mußte er auch rasieren, obgleich ich nicht einmal einen Flaum mein eigen nennen konnte. Desto mehr bearbeitete er mein damals schönes, üppiges Haar mit dem Brenneisen. Mein Kollege Kaminsky war durch die Einladung so aufgeregt, daß er, als er schon in Gala steckte mit dem Angstrohr auf dem Kopf, erst bemerkte, daß er das Waschen, die Grundlage aller und jeder Toilette vergessen hatte. Da es in Segeberg an Wasser nicht fehlte, so ließ sich das Versäumte bald gründlich nachholen. Kaminsky schaute von oben bis unten gleichmäßig aus. Der schmale Durchmesser des langen Seidenhuts entsprach genau dem Leib- und Brustdurchmesser. Der ganze Mensch sah aus wie ein Rohr und war einem Stück Schornstein nicht unähnlich.

In der Amtsvogtei befand sich ein junger angehender Tintenschlecker, wollte sagen Schreiber, und dieser wurde von der Köchin, die die Hausfrau vorstellte, an die Treppe kommandiert, um als Diener unsere Garderobe abzunehmen. Der Schreiber machte in dieser Rolle ganz domestikische Bücklinge und wenn er sich in dieser Gymnastik während seines Schreiberlebens weiter ausbildete, so konnte er es zum vollendetsten, devotesten Subjekt bringen, welches je die Bureaukratie aufweisen konnte. Wir betraten den Salon und wurden an den Flügelthüren feierlich von der honneurswütigen Frau des Hauses empfangen; wobei sie einen glühenden Blick auf ihren Auserwählten, das Kamin, warf. Nicht umsonst hieß er Kaminsky. Auch ich wurde außerordentlich aimable empfangen und wir wurden nun zu der Gesellschaft geleitet, die schon vollzählig anwesend war. Ich konnte mich des obligaten „Ah! superbe" nicht enthalten, als ich die prächtigen Toiletten des lebhaft plaudernden Damenzirkels zu bewundern die Gelegenheit hatte. Fräulein Staubwischer und Fräulein Windelheim befanden

sich schon in der animiertesten Konversation. Ich sagte wieder superbe. Da meinte monsieur Kaminsky, was ich auszusetzen hätte. Er glaubte, ich hatte was zu tadeln. Nein, sagte ich, superbe! — Unter den Gästen befanden sich noch zwei Seminaristen und die Schwester der Wirtin, eine Dame comme il faut, nur schade, daß sie von Mutter Natur auf dem Rücken zu viel unnötigen Ballast erhalten hatte, wodurch der Name Rücken sich in die drei Namen Kiste, Buckel und Höker verwandelt. Diese Dame war nun außerordentlich darauf verpicht, ein Kleinod zu besitzen, welches man Anbeter nennt. Ich fand leider durchaus nichts an ihr anzubeten; vornen entschieden nicht und hinten am Rücken wäre viel eher etwas wegzubeten gewesen. Ich dirigierte diese Holde durch das „Gewühl" der Gesellschaft einem Seminaristen in die Hände und bat ihn herzlich, diese Dame sich nicht langweilen zu lassen. Der Abnehmer schnitt ein Gesicht, als ob er Bitterwasser und Senneblätter verschluckt hätte. Nachdem die Dame des Hauses den Garderobediener, den Vogteischreiber, durch ihr — Machtwort in ein Mitglied der Gesellschaft verwandelt hatte, was von der Gesellschaft lebhaft beklatscht wurde, wurde das ersehnte Zeichen zum Angriff auf das Büffet gegeben. Ha, da knallten die Pfropfen, da klirrten die Tassen und Gläser. Nun führte die Dame des Hauses den Seminaristen an das Fortepiano und — eh man sich's versah, walzten wir Pseudo-Kavaliere im Salon herum. Zwar waren Gardinen und Rouleaux herabgelassen, aber das Instrument machte immer noch zu großen Spektakel. Die Dame des Hauses jedoch sagte, wie einst der Prinz Jerôme beim Ball an seinem westphälischem Hof: „So ist's recht, nur recht lustig!" So waren wir alle miteinander seelenvergnügt, als ob das ganze Gebäude uns gehören würde. Eine Flasche um die andere wurde geleert, eine Platte Kaltes um die andere wurde erleichtert, allerlei Spaß ausgeteilt, auch verliebte Blicke gewechselt und schmachtende Seufzer vom Stapel gelassen. Amor war ein Schelm, unversehens schoß er da und dort einen Pfeil ab und sogar einmal unserer Vielrückendame in den Buckel hinein. Warum auch nicht? Diese von Mutter Natur stiefmütterlich behandelten Menschen sind auch Wesen, die volles Anrecht haben auf alles was das Leben bietet. Ihre Gefühle, ihre Herzensbeklemmungen sind dieselben, und wie freuen sich solche Menschen, wenn man auf ihren Körpermangel nicht

achtet und ihnen auch den Weg zur Freundschaft frei läßt. Ich unterhielt mich deshalb mit dem verwachsenen, um ein paar Jahre älteren Mädchen gerade so gut als mit den Jungen und Schöngestalteten. Es ist nur eine Einbildung, wenn man glaubt, solche Leute seien falsch! Falsch nicht, aber scheu. Weil sie sehen, wie sie überall das fünfte Rad am Wagen sind. Gilt es aber ihre Dienste in Anspruch zu nehmen, o! so wird diesen stiefmütterlich behandelten Geschöpfen mit der größten heuchlerischen Schmeichelei begegnet und das wissen sie nur zu gut. Darum ist in ihnen oft eine gewisse Verachtung der Menschen. — Gegen 12 Uhr verschwanden auf einmal einige weibliche Gäste und wenn man nach ihnen frug, bekam man von den zurückgebliebenen Fräuleins nur ein geheimnisvolles Pst! oder Achselzucken zur Antwort. Es war mittlerweile Mitternacht geworden. Ich ging hinaus um frische Luft zu schöpfen. Auf der Straße war

Alles still und stumm,
Nur Verliebte — wie Gespenster
Wandelten herum.

Ich horchte. Nirgends etwas verdächtiges. Die ganze Stadt lag im tiefsten Schlummer. Die Sterne leuchteten so friedlich über das Holstenland und das Wahrzeichen des Städtchens, der Kalkberg, vom schwachen Mondlicht beleuchtet, warf seinen Schatten über einige Häuser hinweg gegen den See. Ich horchte wieder. Da hörte ich Tritte. Sie kommen näher. Aha, ich kenne sie, es ist der Nachtwächter. Er geht an mir vorbei, hört das Spielen des Instruments aber nur sehr schwach, er schaut nicht einmal hin. Dies Instrument hat er schon oft gehört. Nicht ein Lichtfunke dringt aus den Fenstern heraus. Es ist auch nicht möglich. Ich ging wieder hinein und machte die Meldung: alles in Ruhe und Frieden. — Nun öffneten sich auf einmal die Flügeltüren eines nach der Gartenseite gelegenen Nebenzimmers und die drei bisher abwesenden Mädchen kamen zum Vorschein. Ein reichgedeckter Tisch mit warmen Speisen war das Resultat ihrer verschwiegenen Küchenarbeit. Nun setzten wir uns allsamt zu Tisch. Die Köchin, ihre Schwester, die zwei Hausmädchen und eine Freundin, Kaminsky, zwei Seminaristen, der Schreiber und ich. Nach einstündigem Gelöffel und Gegabel hob die Köchin die Tafel auf und der Punsch wurde serviert. Auch Kaffee und Thee, wer wollte. Die einzelnen

Paare gruppierten sich da in der Ecke, dort am Sofa, hier am Tisch in gemütlichem Scherzen und Plaudern. Endlich wurden die Gläser zum letztenmal gefüllt, auf gegenseitiges Wohl und Glück getrunken und dann herzlich Abschied genommen. So verließen wir vollständig befriedigt die Räume der Amtsvogtei von Segeberg und als die Katze kam, waren die Mäuse verschwunden. Zernagt haben diese Mäuse nichts an Möbeln, sondern nur an den Fleischspeisen, das was sie alles vertilgt haben, ist, wenn man's rechnen würde, nicht soviel, als was der Vogteidiktator in einem halben Tage eingenommen. Adieu, Landvogtei von Segeberg. —

Mädchen, lieb Mädchen am See,
Du warst meine Freud—e!

Es findet sich oft bei jungen Leuten beiderlei Geschlechts, daß sie eine Zuneigung zu einander hegen, ohne daß es immer die obligate Liebe sein muß. Ich nenne solche Regung Freundschaft. Mädchen, die mir wegen meiner Fröhlichkeit, gutem Humor, schlechten Witzen in Freundschaft zugethan waren, traf ich überall an. Auch solche, die mir, so ich denselben meine Freundschaft angeboten — den größten Waschkorb über die Ohren gestülpt hätten. Liebe läßt sich nicht erzwingen und Freundschaft auch nicht. Beide müssen sich bilden wie die Körper des Weltalls durch: Attraktion! Wo diese nicht ist, giebt's keine Freundschaft noch Liebe.

Eines Sonntags nun bat mich eine solche Attraktionsfreundin, ich möchte den herrlichen Tag mit ihr zu einer Seepartie auf dem Segeberger See benützen. „Teuerste Freundin," sagte ich, „wenn ich je in meinem Leben einen Wunsch habe, so ist es der, mit einem sympathischen Wesen unter einem sanften Zephyr durch's Leben zu segeln; aber: wer, frage ich, wollte die Verantwortung übernehmen, Sie, meine Verehrteste, den launischen Wellen des verführerischen Sees preiszugeben." Aber die Freundin ließ sich nicht bewegen, von der Seglerei abzustehen und so sang ich, mit ihr ins Boot steigend:

Das Schiff streicht durch die Wellen, Fridolin!

Dies Lied erinnerte mich an die Heimat, an die Ufer des Neckars. Es war das Lieblingsstück der Hofener Musikkapelle, und der vielen Ruinenbesuchern bekannte Kapellmeister Peter Lambert wußte mit seiner virtuosen Klarinette dem „Fridolin" einen besonderen Nachdruck zu verleihen. Ich habe nirgends einen Musiker

getroffen, der mit solchem Eifer, mit solcher Hingebung auf das Klarinettblättchen gebissen, wie Lambert, wenn er die auf dem Neckar daherstreichenden Stuttgarter und Cannstatter Ausflügler mit dem „Fridolin“ zu empfangen hatte. Da konnte niemand mehr behaupten, der Kapellmeister habe ein mageres Gesicht. Es trieb sich so voll und rund durch die Fridolin-Melodie auf, daß man glaubte, der sonst hagere Kapellmeister habe den Kopf von einem Stuttgarter Bierbrauer oder Wiener Gastwirt entlehnt. Ich erzählte meiner Freundin von den Vergnügungen auf dem Lande in Schwaben und sie lauschte unter dem Plätschern der Ruder aufmerksam meinen heimatlichen Schilderungen. Ein Romanschreiber würde sagen: sie hing mit Inbrunst an meinen Lippen und verschlang mit Gier jedes meiner Worte. So kann ich und darf ich nicht schreiben, weil ich bei der Thatsache bleiben muß. Meine Freundin zeigte sich weder inbrünstig noch habe ich sie während meiner Unterhaltung etwas verschlucken sehen und so dick habe ich überhaupt nicht aufgetragen, daß sie daran zu schlucken gehabt hätte.

So segelten wir dahin, wie es uns der Wind vorschrieb. Ich war weder Landpost- noch Wasserpostbote und hatte nicht zu eilen. Darum fing ich auch ganz gemütlich an, meinem süßen Ballast etwas vorzusingen. Wenn man auf dem Wasser fährt, singt man nicht vom „Schiff der Wüste“, vom Kamel, sondern ich fing an: O seht! wie strahlet schön der Morgen und ruft uns ans Gestade hin. Die Leute standen am Ufer still und horchten auf mein Gebrüll. — Ja! und ruft uns ans Gestade hin. Zu dieser Tellsscene fehlte nur die Landschaft; der Geßler war da in dem dänischen Büreaukraten der Amts-Vogtei. Geßlers giebt es — beiläufig bemerkt — noch genug, während die Tells scheint’s auf dem Aussterbe-Etat stehen. Und ruft uns ans Gestade hin. Ja! wäre ich nur mit meiner Freundin ans Gestade hin, dann hätte uns nicht der grimme Boreas in seiner windigen Laune überrascht. Ja, halte dich still und rede nicht viel, gute, beste Wassergefährtin. Die Wellen begnügten sich nicht mehr mit Kräuseln, sie fingen an, sich in unliebsamer Weise aufzubäumen, und mir in förmlichen Stößen, daß die Planken ächzten und das Steuerruder krachte, meine menschliche Ohnmacht gegen die Elemente zu zeigen, die das Gebild der Menschenhand hassen. In das Heulen des Sturmes mischte sich das Schluchzen meiner Dulcinea. Jeden

Augenblick drohte uns ein gemeinsam nasses Grab. Sie klammerte sich krampfhaft an mich, der ich alle meine zähe Jugendkraft auf das Ruder werfen mußte. Der Sturm wollte das Schifflein im Wirbel drehen, und wäre die Bootseite unter den Anprall der Wellen gekommen, so wäre die Seglerei schnell zum Abschluß gelangt. Was ich leisten konnte, that ich, bis zum Beginn der Erschlaffung. Meine Freundin mußte Wasser schöpfen, immer mehr schlugen die Wellen ein, aber immer näher dirigierte ich unsere Backmulde, die uns zum Grab werden konnte, gegen die heranrollenden Wogen dem Ufer zu. Endlich fiel es einem Fischer ein, uns zu Hilfe zu kommen. Mit großer Mühe erreichte er uns und schnell legte er Backbord an und meine Dulcinea war gerettet. Ich aber mußte dem erzürnten wässerigen Neptun meinen Tribut zahlen. Ein Windstoß drehte mein Schifflein im Kreise und ich lag naß gebettet wie ein Kindlein in der Wiege. Ich mußte mich abzappeln, bis ich endlich Grund fühlte und die Untiefe vollends zu Fuß zurücklegen konnte. Da stand ich nun durchnäßt wie eine Maus, oder ein vollgesaugter Schwamm; sie aber nicht minder bis über die Hüften. Jetzt, da wir gelandet, ließ das Wetter nach, der Himmel heiterte sich wie zum Hohn für uns sehr schnell auf, und allmählich verschwand das Rollen des Donners in der Richtung nach Eutin und der Insel Fehmarn, denn lieber Leser, es war ein schweres Gewitter. Rabenschwarze tiefhängende Wolken flogen mit Sturmeseile unter zuckenden Blitzen über Stadt und See hinweg. Rechts und links schlug um uns der Blitz in die dunkle Wogenmasse. Man hielt uns für verloren. Nun sitzen wir da am traulichen Fischerhäuschen und geben uns in tiefe Gedanken versunken unserem wässerigen Zustande hin, — sie in halbem Negligé, ich in Hosen und Hemd und barfuß. Beileibe wären wir nicht als wandelnde Schwämme in die Stadt eingezogen. Nachdem wir ziemlich trocken geworden, ergingen wir uns am Ufer bis zum Busch, dort setzten wir uns mit erleichtertem Herzen an ein trauliches Plätzchen. In wohliger Sicherheit schwimmend sang ich ihr ein Lied vor, das weit über den nun wieder ruhig plätschernden See dahinschallte. „Ach wie so trügerisch sind stille Winde, wenn sie so säuseln, die Wellen kräuseln.“ Drüben aber näherte sich unser umgestülptes Boot dem Ufer. Du meine Wassergefährtin bist seither durchs Leben gesegelt und dabei Matrone geworden.

Hast du seither auch wieder Schiffbruch gelitten, oder hast du dein Schifflein in den Hafen des unsicheren Ehestandes gebracht? Lang lang, ach gar lang ist es her, seit dem Segeberger See-Malheur!

Der Sommer ist die Zeit der Ausflüge und da ist es vor allem der Segeberger Turnverein, der hiezu schöne Gelegenheit bot. Manchesmal zog er hinaus in die Ferne „mit lautem Hörnerklang". (Mich hatte der Verein zum Hornisten erkoren.) Wir trugen alle weiße Mützen, weiße Jacken, weiße Hosen und weiße englischlederne Schuhe. Eines schönen Sonntags marschierten wir auch so fröhlich und heiter durch die Dörfer und Gehöfte des so reich gesegneten Holsteins. Ich begleitete mit meinem Horn den Gesang der Mannschaft:

Die Barden sollen Lieb und Wein
Und jede Tugend preisen,
Und jeder echte deutsche Mann,
Soll Freund und Bruder heißen.

So kamen wir unter Gesang an einen Hof, wo wir sofort vom reichen Besitzer gastlich aufgenommen wurden. Der Turnwart stellte uns nacheinander vor.

Die Frau des Hauses war höchst überrascht bei meiner Vorstellung. Warum sie mir mehrmals und kräftiger wie den andern die Hand reichte und nicht mehr von meiner Seite wich, während die Tische von geschäftigen weiblichen Händen mit Kaltem und Getränken aller Art überladen wurden —? Nun, lieber Leser, — weil ich ein Schwäbchen war und die junge scharmante Gutsbesitzerin auch eine Schwäbin, eine echte „Schtugerterin" war. Die gegenseitige Freude übertrug sich auf alle, und auf dem Hof ging es nun lustig her. Das war „Würze" in das stille Landleben und ich that den nötigen „Senf" dazu, blies mit meinem Signalhorn „Silencium", bestieg mit Würde einen Stuhl und hielt eine Rede über die Bedeutung des Tages, die Überraschung und unverhoffte landsmännische Begegnung und — auf den leckeren Tisch hindeutend — über die staunenswerte Tragkraft desselben, welcher die Last der so reichlich aufgestapelten Substanzen kaum zu tragen vermochte. Ich ermahnte den Tisch zu ein klein wenig Geduld und versprach ihm im Namen der Herrschaft und der Gäste durch eine vollständige tabula rasa ihm Erleichterung zu verschaffen. Möge solch gütiges Geschick uns fernerhin auf unseren Turnwan-

derungen ereilen. Ich forderte die Versammlung schließlich zu einem Hoch auf, auf das Wohl der so freundlichen, splendiden Hausfrau, welche die Liebe, dieser internationale Magnet, von ihrer Heimat an den trüben schlammigen Fluten des Kölner Wasser bedürftigen Nesenbaches nach dem Norden an die klaren Wasser der Trave gezogen, um dort süddeutsche Lebendigkeit mit nordischer Ruhe zu paaren. Die Hausfrau lebe hoch, noch- und abermals hoch; wir waren gegen 40 Turner, macht also 120 mal hoch. Da konnte sie schon zufrieden sein. Dem Gastgeber weihten wir dasselbe Glas unter denselben üblichen und stets gangbaren Toasten, mit dem nie fehlenden Schluß-Tableau. Das ganze Hof-, Stuben-, Küchen-, Stall-, Garten- und Ackergesinde durfte dem Bankett zusehen und mittrinken. Nachdem wir unter Leitung des Gastgebers den ganzen Hof besichtigt, stellten wir uns vor der Freitreppe auf und sangen ein Turnlied dann: „Jetzt gang i ans Brünnele", was aber nur sechs bis acht mitsingen konnten. Ich sah, wie dabei die Frau des Hauses sich über die Augen fuhr. Es muß ihr eine Fliege hineingekommen sein! — Nochmal ein Hoch, Danksagen des Turnwarts, Händeschütteln, Mützenschwenken, Kommando rechtsum! Vorwärts Marsch! und unter Gesang und Hörnerklang: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus, Städtele naus und du mei Schatz bleibst hier —" aus dem gastlichen Gutshof hinaus und Arensbök zu. Liebe Leserin! Willst du wissen wie der Gutshof heißt? Nun, es ist der „Margarethenhof" und vielleicht kommt diese Schrift in die Hände von Verwandten dieser liebenswürdigen Frau, die schon längst eine Großmutter sein wird.

Auf einem anderen Ausflug war ich so naseweis oder frech, beim Marsch durch die Stadt, an der Spitze des Zugs marschierend, zu blasen:

Schleswig-Holstein meerumschlungen
Treue Sitte, hohe Wacht,
Wahre treu was schwer errungen,
Bis ein schönerer Morgen lacht —
Schleswig-Holstein stammverwandt!
Wanke nicht, mein Vaterland!

Sofort öffneten sich in den Straßen alle Fenster und man winkte mir zu mit Händen und Tüchern, blieb aber verstohlen einen Schritt von den Fenstern zurück. Als ich immer gewaltiger blies und die Holsteiner in den Gliedern schon Miene machten, mit Ge-

sang einzufallen, stürmte der Turnwart herbei, und hieß mich diese Melodie einstellen. Sofort ging ich in eine andere Melodie über. Anderen Tages erhielt ich eine Einladung in das Haus, wo König Friedrich von Dänemark an der Wand hing. Angesichts dieses königlichen Konterfeis erklärte mir der dänische Beamte, er habe mich kommen lassen, um zu erfahren, was ich für eine Melodie gestern zur Stadt hinausgeblasen hätte. Ich sagte ihm: Verschiedene. Ich möge ihm dieselben einmal vorpfeifen. Ich aber dachte: ich pfeif' dir was und sagte: ich bring's nicht fertig, ich müßte lachen und lachte auch wirklich. Der Däne meinte: er habe mich nicht zum Scherz kommen lassen, er wolle mir nur kurz bemerken, daß ich gut daran thäte, alle deutsche, nationale, politische Melodien, namentlich die gestrige, auf diesem dänischen Grund und Boden hübsch im Horn drin stecken zu lassen, sonst könnte ich mich in die Festung Kopenhagen hineinblasen; ich solle in Schwaben singen und blasen was mir beliebe, hier aber in Schleswig und Holstein teile die Regierung zu den nationalen Melodien das Programm aus und gebe sie den Ton an, und damit entließ er mich.

Der Herbst kam ins Land. Die Natur schüttelte allmählich ihre sommerliche Zierde von Baum und Sträuchern, Wiesen und Wäldern, um sich bequemer den Pelzmantel umlegen zu können; die Vieh- und Roßherden zogen ein in ihre städtischen und dörflichen Winterquartiere und die Störche, Schneegänse und Schwalben hatten sehr viel mit Reisevorbereitungen zu thun. Ich auch. Ich kündigte zünftig meine Abreise Meister und Familie an. Meine Freunde und Freundinnen verewigten sich mit Wort und Bild in meinem Stammbuch. Es war ein schöner Herbsttag, wo ich mein Bündel schnürte, und von einigen Freunden der Turnerschaft begleitet, noch einmal in das Horn blies, das mich auf allen Fahrten der Turnerschaft begleitet. Herzlich war auch der Abschied von Meister und Familie. Ich kann nicht scheiden, ohne noch einen hübschen Zug der Familie mitzuteilen. Das ganze Städtchen war lutherisch, nur der Gastwirt Höllriegel, ein Geselle und ich waren die einzigen Katholiken. In meiner Meistersfamilie sprach man das ganze Jahr nicht von anderer Leute Glauben, auch mit mir nicht. Nun bekam ich und mein Nebengehilfe einmal Streit wegen des Glockengeläutes, das in Holstein nur im Anschlagen des Schlegels an die Glocke besteht. Ich sagte, das sei nicht geläutet, das sei

in Schwaben das Alarmzeichen, wenn es brenne. Kaminsky bestritt dies und sagte giftig: „Man kann gar nicht anders läuten, als so wie hier.“ Diese Behauptung war mir allzu kühn, und das Ende des Wortwechsels war, daß wir wegen des dummen Glockenschlegels einander am Kragen packten. Der dazukommende Meister trennte uns freundlich mit dem Bemerken, daß wohl in anderen Ländern nicht bam, bam, bam, sondern bimbam, bimbam, bimbam geläutet werde. Erst infolge dieses Streites erfuhr mein Kollege, daß ich katholisch sei, machte aber nirgends davon eine Mitteilung. So kam unser höchster Festtag, der Fronleichnamstag, heran. Dieser Morgen ging mir auf wie andere Morgen. Ich stand am Werktisch und arbeitete. Das Jahr vorher hatte ich den Tag in der katholischen Kirche Darmstadts gefeiert. Kaminsky sagte: „Heute hast du ja deinen höchsten Festtag, aber ringsum keine Kirche.“ Ich sagte nichts, er aber sagte es dem Meister. „Sie sind katholisch, — ja, dann hören Sie nur sofort auf zu arbeiten!“ Ich glaubte schon, es sei eine Kündigung, aber dem war nicht so, Herr Mayer fügte hinzu, daß ich den ganzen Tag frei habe und hingehen könne wo mir beliebe; zum Mittagstisch müßte ich aber unbedingt wieder da sein. Als wir uns zu Tische setzten, war derselbe prächtig gedeckt. Frau Meisterin erklärte mir, daß ich heute, weit von der Heimat weg, auch meinen höchsten Festtag wenigstens am Tisch feiern möge. Kaminsky und die Kinder waren sehr erfreut über diese gemeinsame Feier. Des Abends mußte ich wieder kommen. Herr Mayer meinte, das dulde er nicht, daß ein Arbeiter von ihm seinen Festtag in der Werkstatt feiern müsse. Alle Achtung vor solch einem Manne, diese Gattung wird immer seltener.

Siebentes Kapitel.

Bei Tischlermeister Heyse im Quartier. — Dänenfeindliche Stimmung in Altona. — Meine Verhaftung am Geburtstag des Dänenkönigs und Verhör durch Willmoes Sun. — Die Dänen ziehen aus Altona ab und ich hintendrein auf den Kriegsschauplatz.

Meine Reise über „Eutin“, den berühmt gewordenen Ort des Freischütz-Komponisten, Kiel, Neumünster nach Hamburg, war von keinen besonderen Ereignissen begleitet. Kiel war damals ein

spießbürgerliches Städtchen, in welchem hie und da einmal ein Handelsschiff in seine Bucht sich verirrte. Die Kieler haben damals stets auf ihren Messias gewartet, aber lange vergeblich wie die Juden. Ihr Messias war ein Herzog. Nun haben sie sogar einen König und Kaiser dafür gekriegt. Neumünster hatte damals auch nur eine Bahn; jetzt gehen sechs Schienenstränge strahlenförmig nach allen Richtungen von dort aus.

Sieh dort in der Ferne werden Hamburgs Türme sichtbar. Ich rücke diesmal der Stadt von einer andern Seite auf den Leib. Vom Steinthor nach der Eulenspiegelgegend bin ich ausgezogen und nach drei viertel Jahren zieh ich durchs Holstenthor wieder ein, und bekomme, nachdem ich das Wanderbuch dem Gesellenvater übergeben, sofort Arbeit.

Durch einen Freund hatte ich ein familiäres Logis und zwar in Altona erfahren. Die Logisfrau nebst ihrem Mann, der übrigens ziemlich trocken und mürrisch war, nahmen mich sehr freundlich auf. Außerdem bewillkommte mich ein Schneidermeister, ein lediger Mann, der ebenfalls bei ihnen logierte und sein Geschäft mit einem Gehilfen umtrieb, ein kleiner mit hoher Brust und Höcker beschwerter, aber gutmütiger Schneidergeselle. Außerdem logierte noch da eine Kleidermacherin, ein 20jähriges Mädchen, Therese Rühling aus Hildesheim. Es war ein sehr fleißiges und geschicktes Mädchen, ein sehr sympathisches Figürchen. Der Hausherr war Tischler und hatte fortwährend Kundschaft. Er überließ aber die Arbeit einem Gesellen, einem Hannoveraner, der aber Kost und Logis außer dem Hause hatte. Jetzt ist noch ein Hausgenosse zu erwähnen, ein dänischer Soldat, der jedoch nur das Quartier da hatte. In Altona lagen nämlich alle Soldaten bei den Bürgern im Quartier. Meine Logisfrau hatte keine Kinder, aber dafür einen großen Freundeskreis. Kapitänsfrauen, die sich — wenn ihre Gemahle auf hoher See waren — zu Hause langweilten, gingen bei uns abends ein und aus.

Ich arbeitete nun in Deutschland und logierte in Dänemark. Jeden Morgen ging ich ins Geschäft nach Hamburg durch St. Pauli und des Abends wieder nach Altona durch den Lärm des Spielbudenplatzes mit seinen zahlreich aneinander sich reihenden Bordellhäusern, aus welchen alle Abend (Sonnabend ausgenommen) spektakulierende Tanzmusik erklang. Da strömten die Leute, jung und

alt, Land- und Seeratten massenweise hinein und heraus und die feilen Dirnen standen hoch und leicht geschürzt an allen Thüren als Magnetnadel. Gruppen von betrunkenen Matrosen, lärmenden, johlenden Hafenarbeitern, Handwerksgesellen, Auswanderern und Handwerksburschen, Kommis, Elbschiffern, Landleuten — kurzum alles, was den Freuden dieser Welt dient und fröhnt, tummelte sich da in St. Pauli herum. Manchmal des Abends, wenn ich zum Abendbrot von der Arbeit nach Altona heimging, rutschte ich geschwind da und dort hinein und schaute dem Menschentrubel zu. Gott erschuf die Geschlechter, damit sie sich beiderseitig an einander erfreuen und das Leben verschönern. Ob die Lebensverschönerung aber so gemeint war, wie sie in St. Pauli betrieben wurde, das ist sehr zu bezweifeln. Ich hielt mich natürlich abends nie lange in diesen Sodomshöhlen auf und machte, daß ich wieder in meine gemütliche familiäre Behausung kam.

So gingen die Tage dahin. Da kam der Geburtstag des Königs Friedrich VII. von Dänemark. Am Abend war vor der Hauptwache auf dem Rathausmarkt in Altona großer Zapfenstreich der dänischen Regimenter. Ganz Altona war auf den Beinen und auch aus Hamburg strömten Neugierige in Massen herbei, um die gärende Mißstimmung der Nachbar- und Schwesterstadt zu unterstützen. Als ich und und mein höckeriger Freund, der Schneidergeselle aus Marne in Dithmarschen, ebenfalls auf den Rathausmarkt kamen, stand schon die dänische Militärkapelle und ein Zug Soldaten aufgestellt. Das Volk brummte, lärmte und zischte. Ich drängte mich vor zur Musik, unter welcher ich einen guten Bekannten hatte. Mannschaft und Musik harrte auf den Glockenschlag. Der Lärm des Volks wurde immer heftiger. Hie und da herrschte wieder Todesstille und man hörte nur einzelne Rufe: „Schleswig-Holstein meerumschlungen." — „Mag auch Sturm und Brandung toben." — „Hanemann (Spottname auf die Dänen) 'naus, Hanemann 'naus. Hinaus mit den Eiderdänen!" — „Deutschland hoch! Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt u. s. w." — Als gerade einen Augenblick unter der erregten Volksmasse Ruhe eingetreten war, sagte ich zu dem nicht weit von mir stehenden Kapellmeister scherzhaft: „Herr Kapellmeister, spielen Sie mal ‚Schleswig-Holstein meerumschlungen' auf, dann ist die Volksmasse vielleicht befriedigt, auf einmal kommt es ja nicht an. „Der

Kapellmeister sagte mir, ich möge mich zurückziehen, was ich aber nicht konnte, weil hinter mir die Masse wie eine Mauer stand. Nun trat ein Unteroffizier auf mich zu und fragte: „Was haben Sie zum Kapellmeister gesagt?“ Ich: er möchte das Lied Schleswig-Holstein spielen, dann gäb' es vielleicht Ruhe. Der Unteroffizier holte den Offizier, dem sagte ich das gleiche. Der Lieutenant gab einen Befehl und auf einmal stürzten vier Soldaten über mich her und faßten mich. Aber die Leute hinter mir eilten mir zu Hilfe und so wurde ich von den Holsteinern und Hamburgern rückwärts in die Masse hinein und von den Dänen vorwärts gegen die Wache gezogen, unter ungeheurem Tumult. Es sah gerade aus, als wenn zwei Katzen an einer Wurst hin- und herzerren. Das Zivil ließ mich, als es durch Verstärkung zurückgedrängt worden, los und man schob mich — aber nicht im geringsten grob, sondern ohne Hieb und Stöße — hinein auf die Wache, wo mich der Lieutenant einlud, einstweilen in seinem Polstersessel Platz zu nehmen.

Auf einmal schlug die Glocke des Rathauses voll. Die Wache wurde herausgerufen, die Musik fiel ein und fort gings durch die Straßen der Stadt Altona, begleitet von dem frenetischen Gejohle der zum Angriff geneigten demonstrierenden Volksmasse. Ich aber erwartete im Lehnstuhl des Lieutenants mit größter Gemütsruhe die Dinge, die da kommen sollten. Angst hatte ich nicht im geringsten. Dagegen war mein guter Freund, der bucklige Schneidergeselle, als er gesehen, daß ich gefaßt wurde, so schnell vom Schauplatz verschwunden, wie es keine Maus unter den Tausenden von Füßen fertig gebracht hätte. Er rannte, wie ich nachher erfuhr, wie besessen nach Hause, um seinen Freund und Hausgenossen zu retten. Die ganze Haushaltung machte sich alsbald auf die Beine: Der Schneidermeister, die Frau Heyse, der Hannoveraner, der Tischlergeselle und allen voran die Nähterin aus Hildesheim. Auf der Wache — zu mir herein durften sie nicht — beruhigte man sie. Von militärischer Seite wäre nichts mehr zu machen, da ich schon ins Wachbuch eingetragen sei; morgen früh käme ich vor den Polizeipräsidenten und da müßten sie halt das Nötige thun. Nachdem der Zapfenstreich des Königsfestes vorüber, war ich der einzige, der aus der ganzen Masse herausgefischt worden war, obgleich während des Marsches an den Wohnungen der dänischen Beamten die Fenster eingeworfen wurden.

Der Oberst des Regiments betrat mit einigen Offizieren die Wachtstube. „Hier ist der junge Mann,“ sagte der Lieutenant. „Wo sind Sie her?“ — „Württemberg!“ — „Was für ein Geschäft?“ — „Buchbinder!“ — „Wo wohnen Sie?“ — „Gademannsstraße Nro 3!“ — Ein Offizier trat heran zum Oberst und sagte: „Bei sehr achtbaren Leuten: Tischlermeister Heyse.“ — „Wie kommen Sie eigentlich, da Sie nicht einmal Holsteiner sind, dazu, angesichts der aufgestellten Wachmannschaft vor einer solchen erregten Menschenmasse einen dänischen Kapellmeister aufzufordern und sogar an des Königs Geburtsfest, das Schleswig- und Holstein-Lied, das Krawall-, Revolutions- und Hochverrats-Lied zu spielen. Sie haben sich da schwer in die Klemme gebracht.“ — „Herr Oberst! Nun ja! Ich habe geglaubt, die Masse wäre hiedurch anders gestimmt worden!“ — „Glaub's wohl, wir Dänen kennen diese Stimmung zur Genüge, aber junger Mann, es mußte Ihnen doch klar sein, daß solch eine Aufforderung einer Beleidigung ja einem Hochverrat gleichkommt, das weitere werden sie vom Polizeipräsidenten erfahren, dem sie morgen übergeben werden. Ich für meinen Teil ließe sie schon laufen, denn während des Zapfenstreiches ging es so zu, daß ich lieber andere hätte packen lassen von größerem Gewicht als Sie, junger Politiker. Die holsteinische Frage werden wir hier nicht in der Altonaer Wachtstube lösen, sondern jenseits der Eider an der Dannewirk! Jetzt kommen Sie bis auf weiteres hier in Arrest.“ Alles war sehr freundlich gegen mich und ich schämte mich jetzt dieser Unüberlegtheit. Der Kapellmeister kam auch heran und sagte: „Dummheiten, weiter nichts. Wer wird sich aber so erkühnen, das streng verpönte Lied von der Kapelle zu verlangen. Dummheiten.“ — Man beförderte mich hinauf in Nro. Sicher. Mein erster Arrest in meinem Leben. Vor den Thüren patroullierte ein Danske. Man brachte mich in einen Arrest wo schon einer drin war. Ich sah ihn aber nicht, weil ich ohne Licht hineinkam. Es entwickelte sich nun zwischen mir und dem Unsichtbaren ungefähr folgender Dialog:

Er: So, kommt da ein Kollege?

Ich: Bitte sehr, könnt es nicht sagen.

Er: Na nu! Geripst haste doch wat.

Ich: Was? Das sagen Sie noch einmal. Ich habe nicht gestohlen, nichts geripst, noch stipitzt.

Er: So sagt ein jeder und wenn man auf die Polizei kommt, liegt ein ganzes Musterlager von jemausten Sachen vor.

Ich: Bei Ihnen vielleicht, bei mir nicht. Sie haben überhaupt gar nichts zu sehen.

Er: Dat stimmt, ik sehe ooch nichts. Dat is hierin 'ne Finsternis wie in de Berliner Gasfabrik.

Ich: Ah, da hab' ich einen Berliner vor mir!

Er: Wie können Sie in der Finsternis wissen, was vorne oder hinten ist.

Ich: Ich will jetzt nichts mehr wissen, Sie sind mir zu intelligent.

Er: Wenn Sie einmal soviel um die Ecke geschafft wie ich, dann werden Sie es auch.

Ich: Ich habe Ihnen schon 'mal gesagt, daß ich nicht gestohlen habe. Ich bin in den Krawall verwickelt.

Er: Ah! Da wären Sie nicht allein gepackt worden, es haben noch viele da unten skandaliert. Das machen Sie mir nicht weiß. Guter Freund, schämen Sie sich nicht, daß Sie jemaust haben. Geben Sie mir die Hand als Berufskollege und wenn Sie abjesitzt haben, treiben wir das Jeschäft in Compagnie!

Ich schlug jetzt an die Thüre. Aber der Posten verstand kein Deutsch. Endlich kam die Polizei und der Schließer.

Polizist: Was giebts da drin?

Ich: Machen Sie auf, ich will in einen andern Arrest, bei dem Kerl bleib' ich nicht. Ich kann ihn ja gar nicht einmal sehen.

Polizist: Es ist alles besetzt, nichts mehr frei. So lange werden Sie es bei dem Lumpen schon aushalten.

Er: Wat segg dat Rhinozeros da draußen, ick sei en Lump. Hab' in meinem Leben diesen Artikel noch nicht angerührt, ich arbeite in feinerer Ware. Und Sie sagen Kerl zu mich und haben mein eindrucksvolles Wesen noch gar nich jesehen.

Ich: Den Eindruck kenne ich — mit Diamantstein an Schaufenstern.

Er: Na nu! Sie müssen doch von det gleiche Jejäft sin, da Sie man gleich mit Diamanten und Perlen kommen.

Ich: Ich sage Ihnen noch einmal, schön sind die Jugendjahr, aber im Arrest war ich noch nicht und gemaust habe ich auch noch nicht.

Polizist: Jetzt giebts aber Ruhe da drin. Sie Fritze da drin, der junge Mann da bei Ihnen hat nicht gestohlen. Der kommt nicht wie Sie morgen zum Diebskommissär, sondern zum Präsidenten wegen Hochverrat.

Ich horchte und dachte: Ha, das muß doch nicht so schlimm ablaufen. Denn der Fritz Reuter von Mecklenburg drüben, den hat man ja auch wegen Hochverrat gepackt, und jetzt sitzt er in Hamburg und Altona und liest den massenhaft ihm zuströmenden Leuten seine „Olle Kamellen" vor. Ich dachte aber nicht an seine lange Sitzung in der Festung ohne Vorlesungen.

Polizist: Sie Schwabe, hätten Sie lieber zu den Dänen gesagt, sie sollen den tapperen Landsoldaten spielen!

Ich: Sonst nichts mehr! Dann hätte mich das Volk tüchtig durchgebläut.

Polizist: Immer noch besser, als am Sund in Hamlets Mauern brummen.

Ich: Sind Sie ein Däne?

Polizist: Ich? O bewahre. Ik bin en Altonaer.

Ich: So! dann stecken Sie nur bald um und der Schließer auch, der Wind kann sich bald drehen.

Polizist: Dat glöw ik ooch. — Nur ruhig jetzt da drinnen.

Und es ward ruhig.

Am andern Morgen in der Frühe hörte ich vor der Wache ein Weinen und heftiges Schluchzen. Da kam der Schließer und rief zur Thüre herein: „Schauen Sie 'mal hinaus, daß das Fräulein sieht, daß Sie noch da sind." Ich schaute und sehe mit Staunen wie die Nähterin mir mit ihrem Taschentuch winkte und heftig schluchzte, sie ging ins Geschäft hinunter in die kleine Reichenstraße am Nobisthor. Jetzt bekam ich auch feuchte Augen und winkte ihr eine Kußhand zu und endlich ging sie fort. Der Berliner, den ich jetzt von Angesicht zu Angesicht sah, bemerkte: „Meneken, jetzt seh' ik, dat Sie nich langfingern. Min Olle, de weint nich so um mich. Dat thut mir selbst wohl, wie das Mädchen so jammerte."

Ich: Das ist nicht meine Geliebte, weder meine „Olle" noch meine „Junge". Es ist nur eine Hausgenossin.

Er: Das glaub' ich nicht, so kann nur die Liebe weinen.

Nachdem die Toilette gemacht, der Schließer die Morgensuppe gebracht und diese vertilgt war, nahte die verhängnisvolle

Stunde und mit einem ganzen Transport weiblicher und männlicher Strafparagraphenvertreter mußte ich den schweren Gang durch die Königsstraße nach dem Tempel der heiligen Hermandad antreten. Ich schämte mich bis in meine innersten Eingeweide hinein. Ein Polizist kam zu mir heran und sagte: „Schwabe, gehen Sie nur drüben auf dem Trottoir allein, dann bemerkt man Sie gar nicht, und unter uns gesagt, sind Sie ja ein unerschrockener Mann, haben ein Herz für das Land. Ich ging am Trottoir und der Berliner sagte: „so ist's recht, der gehört nicht in Zug." Beim Vorübergehen an einem Laden sagte der Besitzer, der mich kannte und abends alles gesehen: „Nur Mut, — mag auch Sturm und Brandung toben."

Angekommen auf dem Polizeipräsidium wurde ich gesondert. Die Gesellschaft mußte unten vorrücken, ich allein hatte die Ehre, nach „Oben" abkommandiert zu werden, zu dem gefürchteten Beherrscher von Altona, den selbst seine Polizei fürchtete. Da sollte ich, armer, fremder Geselle noch Hoffnung haben? Ich mußte lange warten, bis ich dem gestrengen Herrn mich vorstellen durfte. Da geht die Thüre und wer tritt heraus mit verschmitztem Lächeln — mein sonst mürrischer Logisherr, Tischlermeister Heyse.

Es war keine Zeit, ein Wort zu wechseln, denn ich wurde jetzt vorgelassen. „Guten Morgen, Herr Präsident!" — „Guten Morgen" war die kühle Antwort. —

Nachdem er mich über Name, Herkunft u. s. w. befragt, fuhr er fort: „Sie sind gestern abend verhaftet worden wegen? warum?" — „Weil ich, Herr Präsident, den Kapellmeister der Inf.-Kapelle an der Hauptwache aufforderte: ‚Schleswig-Holstein meerumschlungen' spielen zu lassen, da ich glaubte, dann würde sich der Tumult vielleicht legen."

Präsident: „So! nun der wird sich schon noch legen ohne dies Lied und ohne Ihre Mitwirkung! Wie kommen Sie dazu als Ausländer, sich mit dänischen politischen Angelegenheiten im Königreich Dänemark zu befassen?" — „Sehen Sie, Herr Präsident, bei uns im Süden Deutschlands interessiert man sich auch für die Nachbarn an unsern Landesgrenzen und Dänemark ist ja wie Holland bezüglich Luxemburgs ein Mitglied der deutschen Bundesstaaten." — „Lesen Sie Politik?" — „Ja!" — „Scheint mir mit großem Interesse aber ebenso großer Unvorsichtigkeit. Da

Sie nun den ganzen Vorgang gestern abend selbst klar und deutlich eingestanden, so habe ich nichts weiteres zu thun als Ihnen die Aufruhr- und Hochverratsparagraphen unseres Landes vorzulesen." Willmöes Sun holte einen Dickleiber vom Real, schlug ihn auf und begann mir die nach der Citadelle von Kopenhagen weisenden, politischen Strafparagraphen vorzulesen. Dann eröffnete er mir, daß auf meinen Fall eine Festungsstrafe bis zu 6 Jahren gesetzt sei. „Allein — fuhr er fort — da ich vernommen, daß Sie sonst ein seelenguter, friedlicher Mensch seien und wegen Politik im Lande noch nie bestraft worden sind, auch Ihre Papiere im Paßbüreau unten sehr gut sind und insbesonders Herr Heyse Sie als soliden und häuslichen Menschen geschildert hat und auch andere Personen für Sie sich außerordentlich verwendet haben — (dabei verzog der Präsident etwas seinen Mund — ich aber dachte an die Hildesheimerin und den braven Schneidermeister Deßmer) — so, fuhr der Präsident fort, will ich von Ihrer Einlieferung nach Kopenhagen, sowie auch von einer Polizeistrafe absehen. Dagegen haben Sie die Stadt heute noch zu verlassen und da Sie in Hamburg arbeiten, so wird es Ihnen nicht schwer sein, dort Unterkunft zu finden. Merken Sie sich aber ein für allemal, am Nobis-Thor ist die Grenze, darüber hinaus ist dänischer Boden und da hört für jeden die Schwärmerei und Agitation für die dänischen Provinzen Schleswig und Holstein auf. So, Sie sind entlassen. Unten erhalten Sie ihr Wanderbuch und die nötige polizeiliche Weisung, halten Sie sich ja an diese und die spätere Aufhebung des Eintrittsverbots wird sich dann zeigen."

So „Willmöes Sun", der gefürchtete Polizeipräsident von Altona. Ich ging hinunter, oder stieg hinunter von der Höhe des Beherrschers von Altona zu den niederen Dienststufen seiner getreuen Diener in das Paßbüreau. Der visierende Beamte sagte zu mir: „Sie sind wahrhaftig gut weggekommen. Sie müssen auf unseren strengen Herrn da oben einen ungemein guten Eindruck gemacht haben. Wo wollen Sie jetzt hin? Wo soll ich hin visieren?" — Ich antwortete: „Zum Lehmkuhl!" Der Beamte kritzelte und lachte in mein Wanderbuch hinein, Sand darauf und Stempel. Ich schaute hinein, es war ein regelrechtes Visa nach Hamburg. Von Ausweisung stand kein Wörtlein darin, auch kein Zeichen, das auf so etwas deutete. Ich empfahl mich zum

letztenmal diesem Beamten, aber nicht zum letztenmal diesem Gebäude. —

Ich war nun wieder frei und eilte zu meinen braven Leuten, um ihnen herzlich zu danken. Ein Schutzmann ging mir von der Polizei aus nach und holte mich ein, kam ganz nahe heran und sagte flüsternd: „Hören Sie, wir werden nicht aufs schärffste wachen. Wenn Sie des Abends herüber wollen zu ihren Freunden, so sehen wir Sie einfach nicht. Aber beileibe nicht durchs Nobisthor und nicht an der Hauptwache vorbei, sondern durchs Hafenthor und unten bei der „Pall Mille“ herauf nach der Gademannsstraße. Natürlich Nachts wieder hinüber nach St. Pauli oder Hamburg.“ — „Danke schön, aber die anderen Schutzmänner?“ — „Nun ja, mit denen wird Herr Heyse und Herr Deßmer schon reden.“ — Zu Hause wurde ich mit Triumph empfangen. Herr Heyse war stolz darauf, bei dem „Gefürchteten“ Gehör gefunden zu haben; der bucklige Schneidergeselle von Marne aber brachte seinen Mund vor Freude nicht mehr zusammen und erzählte mir, welchen Schreck er ausgestanden, er sei wie gelähmt gewesen. „Lieber, guter Freund und Kupferstecher“, sagte ich, „dann ist ein Wunder geschehen; wie gelähmt!! Ein Lahmer kann nicht so schnell seine Persönlichkeit in Sicherheit bringen als du.“ Schneidermeister Deßmer, der 1849 bei Idstedt in den Reihen seiner Landsleute gegen die Dänen gekämpft — schüttelte mir stumm die Hand. Ich wußte genau, welch’ großen Anteil er an meiner Freilassung hatte. Sie aber, die brave Frau Heyse drückte mich an ihr Herz wie eine Mutter und sagte: „Min Sön wat häffst du bald forn dummen Streich mogt.“ Sie hatte keine Kinder und betrachtete mich als ihren Sohn und die Hildesheimerin als ihre Tochter. Der Tischlergeselle, unser Hannoveraner, hatte auch eine herzliche Freude über den günstigen Ausgang. Ich wollte jetzt meinen Koffer ordnen. Da wurde der sonst wortkarge Heyse redeselig. Er sagte: „Schwäbchen laß man gehen; du brauchst gar nicht nach Hamburg hinüber zu wandern, ich werde mit den Schutzmannen schon reden. Gehst einfach nach Feierabend durchs Hafenthor und nicht durch die Reichenstraße und dann ist’s fertig.“ Und so blieb es und ich auch. Frau Heyse machte ein besonders gutes Abendessen. Wir waren noch nicht bei Tisch, als die Hausglocke läutete. Frau Heyse gab mir einen schnellen Wink und ich mußte in den Nebenzimmern ver-

schwinden. Werter Leser, du glaubst wohl, eine Polizei-Kontrolle nahe. O nein, vor dieser sind wir in Vater Heyses Hause nicht belästigt, wohl aber ist es eine andere Kontrolle. Kaum hatte ich mich ins Dunkel des hintersten Zimmers zurückgezogen, so sprang die Wohnzimmerthüre auf und herein schoß wie ein Pfeil die Näh-terin, die junge Hildesheimerin. Atemlos fragte sie: „Wo ist er? Herr Heyse, wo ist er jetzt, ich hab' den Offizier der Wache ge-fragt, der sagte, er sei nicht mehr da. Herr Heyse, sind Sie nicht zum Präsidenten?" — „Na na, ist das eine Hast, ein Eifer! So würd' ja meine „Olle" nicht thun, wenn ich sitzen würde; Schwäbchen wird wahrscheinlich nach Dänemark kommen!" — Jetzt blieb sie stehen, schaute die Gesichter nach einander an, dann den besetzten Tisch und merkte, daß es doch nicht so schlimm stehen könne — und jetzt bemerkte sie auch noch, als sie ablegte, auf einem Stuhl in einer Ecke meinen Hut. Nun war das Maß voll, das Häfele lief über. Die Thüre aufreißen und mich suchen war eins. Ich stand hinter einem Kasten. Diese Ecke schien mir aber doch zum Empfang dieser guten Freundin zu klein, ich ging vor und — da lag sie an meiner Brust, keine Silbe kam über ihre Lippen — nur ein leises Schluchzen. Ich gab ihr die nötige Besiegelung meines gleichen Wohlwollens durch einen Freundschaftskuß und das Mädchen freute sich kindlich über den guten Ausgang dieses Zapfenstreichs des Königsfestes in Altona. Wir blieben gute Freunde und jetzt ist sie schon lang, lang verheiratet in — Berlin. An diesem Abend ging sie zeitig zur Ruhe um ganz allein sich ihrer Freude über mein Wiedererscheinen hinzugeben. Des andern Tags ging ich nach Hamburg ins Geschäft und auch zu Lehmkuhl. Dem brachte ich mein Wanderbuch, erzählte ihm die Sache und dieser sagte ein-fach: „Bleiben Sie ruhig in der Wohnung wo Sie sind — solang Sie nicht belästigt werden. Thun können die drüben Ihnen jetzt nicht mehr viel, namentlich wenn einmal einige Wochen darüber verstrichen sind." Und so blieb es. Am andern Morgen war mir aber der Hafenthorweg doch zu lästig und ich wanderte wieder durch das Nobisthor, nur nicht über den Rathausmarkt, und abends saß ich wie sonst beim Abendbrot am Tisch und schlief in meinem guten Bett.

Ein unverhoffter, sehr ereignisvoller Tag kam heran, dem zu Folge ganz Deutschland, ja ganz Europa in ein anderes Gleich-

gewicht geriet und wodurch an Tausenden von Menschen bestimmt wurde, auf den Schlachtfeldern vom Sundewitt, Sadowa und Sedan ihr Leben aushauchen zu müssen. Diese drei verhängnisvollen S, wer kennt sie nicht?

Unerwartet, 15. November 1863, kam die Trauerbotschaft, der Dänenkönig, dessen Geburtstag noch wenige Wochen vorher gefeiert, der für mich so verhängnisvoll geworden, Friedrich VII. König von Dänemark und Herzog von Holstein und Lauenburg sei gestorben. Er ist gestorben, wie wir alle Menschenkinder nach einander sterben müssen. Der König ist tot, es lebe der König! Es kann nicht anders in der Reihenfolge der dänischen Thronerben sein, als daß seit Hamlets Zeiten auf einen „Friedrich" ein „Christian" und auf einen „Christian" wieder ein „Friedrich" u. s. w. folgen muß. So sehen wir nun einen Christian IX. das Scepter Dänemarks führen. Ich hätte damals nicht geglaubt, daß ich bald unter dem Donner der Kanonen wenige Schritte von diesem Christian IX. entfernt stünde, auch nicht geglaubt, daß ich in dem Stammhause einer künftigen deutschen Kaiserin unter Sterbenden und Toten mich bewegte. Unter dem Donner der Kanonen, werter Leser, nicht der Manöverkanonen, dieser militärischen Spielerei, sondern unter dem Donner solcher Kanonen, die mit furchtbarem, vernichtendem Ernst in das Schicksal des Einzelnen wie Tausender von Menschen eingreifen. Von diesem Tage an, lieber Leser, vom Todestag Friedrichs VII. folge mit Aufmerksamkeit den Aufzeichnungen meiner Feder! Wer weiß, was du selbst noch mitzumachen hast gegenüber dem das meinige dann nur ein unbedeutender Vorgang ist.

Vierhundert Jahre war das Land Schleswig-Holstein unter dem bleiernen oder goldenen Scepter Dänemarks. Eine Urkunde aber war vorhanden, die immer und immer und immer ein Hindernis in der schleswig-holsteinischen Fragelösung bildete; — diese Urkunde nannte sich das

Londoner Protokoll.

Wie es manchmal mit den Protokollen beschaffen ist, dies sehen wir ja oft auf den Domänen unserer — Lebenslänglichen* und selbst unbefangene Gerichtshöfe mußten oft solche Pro-

* Damit sind die in Württemberg lebenslänglich gewählten Schulzen gemeint.

tokolle als gefälscht oder als nicht maßgebend verurteilen, und die Protokollführer mit. In der Hamburger „Reform“ kam in jener Zeit ein Bild, worauf der englische „Premier“ dem Herrn von Bismarck dieses Protokoll mit grimmiger John Bull-Miene hinstreckt. Herr von Bismarck sitzt im Bild gerade auf dem internationalen Thron, auf welchen alle Völker des Erdkreises täglich einmal sitzen müssen, wenn sie einen gesunden Stoffwechsel haben wollen. Bismarck ist auf dem Bilde gerade beschäftigt, diese Prozedur vorzunehmen und hat, um der Reinlichkeit die Ehre zu geben, als „Fidibus“ eben dieses vom Premier nur zum Lesen hingestreckte Protokoll zu anderer Verwertung in Händen.

Der König von Dänemark — gedrängt durch die Eiderpartei in Kopenhagen — wollte, statt den Herzogtümern ihre gemeinsame Verfassung zu lassen oder zurückzugeben — trennen, was sich „upp ewig ungedelt“ verbunden und die Provinz Schleswig vollständig mit Dänemark einverleiben und später mit Holstein es auch so machen.

Um diese Ausführung zu verhindern, erklärte der deutsche Bund Dänemark den Krieg und bestimmte hiezu Preußen und Österreich als Kombattanten, Sachsen und Hannover als Exekutionstruppen und die Herren Könneritz und Nieper von Sachsen und Hannover als Bundeskommissäre. Die Dänen machten sich zum Abmarsch und Rückzug fertig. Als am Weihnachtstage, 24. Dezember 1863, die ersten Österreicher unter frenetischem Volkssturm und Volksjubel unter den Klängen des Radetzkymarsches durch das Nobisthor einzogen, verließ der letzte Däne auch unter klingendem Spiel die Altonaer Hauptwache. Die letzte Kompagnie der dänischen Infanterie hörte noch den Radetzkymarsch und sah noch den ungeheuren Volksjubel, der von allen Seiten und aus allen Stockwerken die Österreicher durch Tücher- und Hüteschwenken empfing. Den abziehenden Dänen wurde auch gewunken, aber die Bedeutung war hier eine andere. Die Bürger und Turner versahen den Polizeidienst im Rathaus unter dem Gesang: „Schleswig-Holstein meerumschlungen.“ Dort oben aber rechts von der Königsstraße in dem bekannten und von den Bürgern verfluchten Gebäude saß in dumpfem Brüten „Willmoes Sun“, der letzte dänische Polizei-Mohikaner von Altona, über die Vergänglichkeit alles Irdischen nachdenkend. Er flüchtete seine Familie in

ein Haus der Königsstraße, wo seine Familie die Vorwürfe der erbitterten Menge unter fürchterlichem Gejohle anhören mußte. Es gelang mir endlich zum Polizeipräsidium hin vorzudringen und hineinzukommen. Ich wendete mich an einen Beamten mit den Worten: „Wollen Sie so gefällig sein und mich oder diesen Zettel zum Polizeipräsidenten zu bringen.“ Auf dem Zettel stand:

„Herr Präsident! Eilen Sie, ohne Ihre Familie, die Hamburger Grenze zu erreichen, in der Richtung nach der Lombardsbrücke, sonst setzen Sie sich der Gefahr der Lynchjustiz aus. Verlassen Sie so schnell wie möglich Altona.

Ein am Königsfest Ausgewiesener.“

Willmoes Sun glaubte noch nicht an das Ende seiner Altonaer Macht und Herrlichkeit. Der Sturm gegen ihn wurde zum Cyklon und drohte ihn jeden Augenblick sogar von der Bildfläche des Lebens hinwegzufegen, denn all seine einstigen Getreuen und Werkzeuge hatten ihn im Stich gelassen und irrten selbst als hirtenlose Schäflein in den Straßen der aufgeregten Stadt umher. Wäre er zur rechten Zeit hinter dem heiligen Geistfeld dem Jungfernstieg zu, so wäre ihm große Angst und Schreck erspart geblieben. Endlich kam die Rettung in einer Droschke, in welche man den noch vor wenig Tagen so Mächtigen als gefallene Größe einpackte, nach dem Sprüchwort: „Was purzeln soll, das purzelt doch.“ Ach wie oft hörte man dieses Couplet in den Singspielhallen und Theatern St. Paulis, aber in Altona waren all die Couplets politischer Satire verbannt und verpönt gewesen durch den Machtspruch des dänischen Pascha. Nun konnten sie ihren Einzug halten unter seinen Augen, in dem Augenblick, als er schleunigst sein unfreiwilliges Stadtverbot antreten mußte. Auf der ganzen Linie bis zum Nobisthor war seine Flucht signalisiert. Zuerst hielt ein Kutscher, den er sehr oft bestraft hatte, seine Droschke an und bedrohte ihn. Der Mann mußte trotz des Schutzes, den er bei sich im Wagen hatte, fürchterlich leiden. Am Rathausmarkt, an der Hauptwache, da ging die Droschke nimmer weiter. Kopf an Kopf stand die Menschenmasse, Pflaster waren aufgerissen und dergl. Er mußte das ihm so sehr verhaßte Lied: Schleswig-Holstein meerumschlungen aus Tausenden von Kehlen anhören und als er etwas weiter fahren wollte, kam der Bierbrauer Lorenzen, der eine besondere Wut auf den Dänen hatte, herbei und wollte ihn aus der Chaise herausziehen. Im Augenblick der höchsten Not gab's

eine Lücke, und vom Nobisthor an flog das Gefährt in sausendem Galopp der ihm verhaßten Republik Hamburg zu. Willmoes Sun nahm Absteigequartier am Alsterbassin, wo er erleichtert aufatmen konnte.

Der Abend des heiligen Abends kam. Überall in allen Häusern brannten und blinkten die Lichter des Tannenbaums, denn heute Nacht ist geboren der christliche Religionsstifter, der Heiland der Welt. Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind. — Aber werter Leser, an diesem Abend stand es mit dem Frieden im Holstenlande sehr schlecht. Eine kolossale Jubelprozession flutete durch die Straßen des von den militärischen Dänen befreiten Altona. Aber noch nicht befreit von den Zivildänen, obwohl ihr Oberhaupt Willmoes Sun das „Amtliche" gesegnet. Manches Haus, das bei dem Vorüberzug der Massen außer dem Christbaum nicht sämtliche Fenster mit Lichtern besetzt hatte, wurde angegriffen und hatte bald — denkt euch, bei der grimmigen Kälte — alle Fenster eingebüßt. Die dänischen Beamten konnten nicht schnell genug zu ihrem eigenen Untergang illuminieren.

Die Altonaer duldeten von der Stunde des Abzugs des dänischen Militärs keinen zivilen und geistlichen Beamten mehr, der vom König angestellt war. Das wollte sich aber der lutherische Stadtpfarrer zu seinem Schaden nicht gesagt sein lassen, obwohl er gewarnt worden war. Hören wir, wie es ihm am Christfest erging. Stolz wie ein Spanier stelzt der Hauptprediger der Stadt Altona in seinem schwarzen Talar aus seinem Garderobehäuschen zum Altar. Jetzt ging der Spektakel los, Toben, Johlen, Pfeifen, Zischen vermischten sich mit den Rufen: „Hinaus, hinaus." Man hätte aber glauben können, dieser Mann sei kein Däne, sondern die Wacht am Rhein, so fest und treu stand er da. Gesang, Orgelspiel und Höllenlärm waren sehr melodisch miteinander verschmolzen. Da seht! Rechts um, und wie im preußischen Stechschritt stelzt er der Kanzel zu und steigt hinauf. Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden. — Und eh' man sich's versah, eh' nur einige Worte von dem ‚Ehre sei Gott' fallen konnten, war der Prediger am weißen Brustlatz gepackt und im Eilschritt zur Kanzel herunter expediert. Er schaute noch mal hinauf auf seine Staatshandlanger-bude, wie man diese Kanzel damals nannte, und nahm stillen Ab-

schied von ihr, — und nun gings mit ihm in sein Garderobehäuschen — und dann schleunig in die Droschke und Far well Hamburg zu. Die Gemeinde aber sang: „Großer Gott, wir loben dich.“ In der katholischen Kirche gab es nicht die mindeste Störung, weil dieser Priester bekannt war als kein Staatshandlanger. — Allmählich kehrte mit dem Abschub des letzten Dänen auch die Ruhe in Altona wieder ein, dagegen durchzogen Tag für Tag Pickelhauben und Weißfräcke nach dem hohen Norden ziehend die Stadt. Brandenburger und Westfalen und von den Östreichern die Brigade Contrecour, das Regiment Martini, Coronini, Deutschmeister, Kaiserjäger u. s. w. Mancher kam nicht mehr zurück, und es bleichen seine Gebeine auf Jütlands Auen oder Sundewitt und Alsen oder Schleswigs Koppeln.

Als ich ein Knabe war, spielten wir Jungen gern Soldätles. Dies rührte viel von den Eindrücken von 1848 her; auch durch Erzählungen der Veteranen, durch Bilder der Feldzüge vom großen Napoleon, sowie durch die Bilderbogen vom Krimkriege, wurde diese Spielerei stark genährt. Ich dachte nicht daran, daß ich in späteren Jahren Gelegenheit haben werde, einen Krieg zu erleben und mitten unter einen solchen zu kommen, daß mir einstens die Bomben über den Kopf hinwegsausen und rings um mich zerplatzen würden. Der kriegerische Aufzug der endlosen Truppenmassen aller Waffengattungen, das stundenlange Vorüberfahren der schweren und leichten Geschütze und Pulverwagen, der Pontons und des Trains, die Begeisterung des Volks, sowie die rauschenden Musikkorps mit ihren kriegerischen Weisen, das alles machte auf mein Gemüt einen solch überwältigenden Eindruck, daß ich mein Bündel schnürte und schnell entschlossen den Wanderstab ergriff, um mir das vielbesprochene Dänemark und das berühmte Danewerk in der Nähe anzusehen.

Ich sagte mir (und auch meinen Freunden, die mich von meinem Vorhaben abbringen wollten), jetzt bin ich so nahe bei geschichtlichen Schauplätzen, an der Schwelle welthistorischer Ereignisse; wenn ich da nicht hinginge, wäre es gerade, als sei ich in Rom gewesen und hätte den Papst nicht gesehen. Also hinein nach Schleswig und noch weiter hinauf nach Skandinavien.

Ich marschierte anfangs Januar 1864 unter einer fürchter-

lichen Kälte ab, aber doppelt und dreifach warm gekleidet, so daß mir bald der Schweiß vom Gesichte rann, der sich rings um den Hals in einen Eiskragen verwandelte. Der Schnee knirschte unter meinen Füßen und die Eisnadeln spickten sich an meinen Körper wie die Nadeln auf einem Nähkissen. Mein Reiseplan war, an den unteren Lauf der Eider bei ihrer Mündung ins Meer bei Tönning oder Friedrichsstadt nach Schleswig hinein zu marschieren, um dort gleich vor das Danewerk zu gelangen.

Da und dort lag ein armes Vögelein, welches dem Hunger und der Kälte erlag. Wenn du, werter Leser, die reichsten, best-bestallten Bauernhöfe sehen willst, so mußt du mit mir in die — Marschen, ins Land der Dithmarschen, zu diesem kerngesunden, breitgedrungenen Küstenvolksstamm gehen. Wie die Menschen so die Haustiere. Dieses Vieh- und Roßmaterial mußt du gesehen haben, diesen fetten Grund und Boden, den Urschlamm des Meeres — in welchem Professor Häckel, wenn er forschte, vielleicht noch am ehesten den Keim zu unserem Dasein finden könnte, — dann mein Leser, sagst du wahrscheinlich: ja Bauer, das ist was anderes, das ist in Dithmarschen. Da sollst du sehen, wie d i e s e Bauern zu Markt fahren; und du Handwerksbursche, wenn du auf der Suche nach den Fleischtöpfen Ägyptens bist, so richte deine Nase nach Dithmarschen. Dort bekommst du ein Fleisch, das diesem Nahrungsmittel Ehre macht; kein Sohlenleder, wie man Daheim am Neckar oft bekommt. Werter Handwerksbursche, Drahtzieher, Talfgenosse und Fechtbruder! In Dithmarschen konntest du aus wenigen Gehöften bald dein Sammeltuch mit Speck, Schmalz, Butter, Schinken und Eiern füllen, daß du an einem Tag an Proviant reicher warst, als bei uns manch Bäuerlein in seiner Speisekammer besitzt. Kräftige Gestalten sind die Dithmarschen, dies haben einst deren Feinde, welche in ihr Land eingefallen sind, schwer empfinden müssen. Das Land ist von Gräben durchzogen und vermittelst langer Stangen setzen die Marschbewohner mit einer nur ihnen eigenen Fertigkeit über sie hinüber. Die nahe Nordsee, wenn sie schlechter Laune wird, und in Sturmflut- und Springflut-Wut gerät, bildet für die Küstenbewohner der cimbrischen Halbinsel eine permanente Gefahr. Ein großes Stück von Nordfriesland ist einstens untergegangen. Verschwunden sind in den Meeresgrund Städte, viele Dörfer und tausende von Menschenleben und das,

was damals das Meer — bis auf spätere Zeiten verschonte und zwischen den brandenden Wassern übrig ließ, nennt man heute die Nordsee-Inseln. Die Großen: Pelworm, Amrum, Föhr, die Badeinsel Sylt, Röm und Fanö und die Kleinen: die Halligen, die oft nur einem auf Stämmen aufgerichteten Gehöfte Raum gewähren, zwischen denen die flutbewegten Wellen sich hindurchwälzen. Freund, mit Grausen würdest du eine solche Heimat der Friesen betrachten und doch ist ihre Sehnsucht, wenn sie in fernen Landen sind, ihre Sehnsucht nach dem wässerigen, lockeren, vom Meere zerbröckelten, zernagten Heimatsboden so groß, als die des Schweizers nach seinem lawinenbedrohten Gebirgsdörflein und als die deine nach deiner schwäbischen Kraut- und Knöpflespfanne. So wandere ich dahin über Pinneberg, Elmshorn, Glückstadt, Itzehoe. Von da marschierte ich nach Wilster und Brunsbüttel und war somit in Dithmarschen angekommen. In Brunsbüttel blieb ich behaglich bewirtet über Nacht und des andern Morgens bestieg ich den Damm und schaute mir jetzt von dem holsteinischen Ufer aus die tosende Brandung und den Einfluß der Elbe ins Meer an. Ich aber wußte nicht, und konnte es nicht wissen, daß ich auf einem einst großen, kulturgeschichtlichen, verkehrs-, handels- und kriegswichtigen Fleckchen Erde mich befand, das bestimmt war, zu trennen was verbunden und zu verbinden, was getrennt war. Heute ist das Fischerdorf Brunsbüttel die Aus- und Eingangsstation des berühmt gewordenen Nord-Ostsee-Kanals. — So wandere ich nun fürbaß in dem frischen Lüftlein, in welchem sich gewiß Eisbärenlungen behaglich finden mochten. Den meinigen that er auch wohl, dieser eisnadeliche Ozon. Einmal schaute ich in den Spiegel, es ging aber nicht, denn kaum hatte ich ihn aus meiner Taschenwärme entfernt, so überzog er sich schnell mit den schönsten Blümchen, die man je an gefrorenen Fensterscheiben zu sehen bekam. Von ferne mußte ich einer wandernden Dampfröhre nicht unähnlich gesehen haben. Ich blies aus meiner Pfeife, die zu einem wirklichen Handofen geworden — mächtige Wolken und meine nie versiegende jugendliche Körperwärme zog sich in langen Streifen hinter mir her. Alles was man anrührte mit bloßen Händen brannte wie glühend Eisen und wehe dem Menschen, der verzärtelt oder empfindlich war. Ein Ofenhocker, ein Schreiber würde sich innerhalb fünf Minuten zu einer dünnen Eisnadel zusammengezogen haben.

Ach! und die Österreicher mit ihren hellgrauen dünnen Mäntelchen. O, ihr armen Soldaten, ihr werdet etwas erleben. Der Danske aber war damals der best- und wärmstgekleidete Soldat von ganz Europa, die Russen nicht ausgenommen. Dort liegt das Städtchen Marne, das mir besonders in der Erinnerung blieb. In Marne besuchte ich zunächst meinen „treuen Freund aus schwerer Not", den buckeligen Schneidergesellen, der einige Wochen vor mir in seine Heimat gereist war. Er war nicht wenig erstaunt, als die Thüre aufging und ich auf der Schwelle erschien. Mit einem Satz sprang er von der Bude herab und bewillkommte mich aufs herzlichste. Seht, sagte er zu seinem Meister, das ist der Schwabe, dem die Euch erzählte Geschichte in Altona passiert ist. „Aber ums Himmels willen, wo willst du denn jetzt hin bei dieser Kälte und dem nahen Ausbruch des feindlichen Zusammenstoßes der Truppen?" — „Guter Freund! Nach Norden ist mein Ziel, über die Eider und das Danewerk zur Königsau." — „Wirst dich brennen," meinte mein Freund, und auch der patriotische Meister. „Glauben Sie, die Dänen lassen jetzt, wo jede Minute die Gewehre und Kanonen losbrennen können — einen Deutschen hinüber? Bei den Vorposten heißt es rechtsum Kehrt zurück oder es knallt. Mach' nur, daß du wieder nach Altona kommst zu deinen guten Hausleuten." — „Freund von der Nadel, du Held vor Altonas Hauptwache, du machst mir den Gaul nicht scheu, ich glaube, daß der Däne, der jetzt unser Feind im vollsten Kriegssinn geworden ist, die Reisenden hinüber zu ihm, aber nicht wieder herüberläßt, damit niemand spionieren kann."

Bald kamen noch etliche Nachbarn, die wissen wollten, ob die deutschen Truppen bald heranmarschierten — denn über Pinneberg und Elmshorn hinaus war noch nicht viel zu sehen vom Kriegszug. Ich sagte, sie kämen hinter mir drein, was auch richtig war. Nun bereitete man mir die Überraschung, daß der reichste Wirt im Städtchen ein Landsmann von mir sei. Ich müsse unbedingt zu ihm, denn er habe ihnen den bestimmten Auftrag gegeben, sobald sie einen Schwaben treffen würden, sollten sie ihn abfassen und an ihn abliefern, er habe schon so lange nichts mehr von seiner Heimat gehört. Und so brachte mich die Gesellschaft in lustigen Bocksspröngen — der Kälte wegen — im Triumphe in das scharmante Gasthaus. „Da haben wir jetzt einen." — „Was für einen?"

— „Nun einen Schwaben!“ — „Daß euch die Flut wegschwemme,“ rief ein untersetzter freundlicher Mann vom Tisch schnell aufstehend und mir die Arme entgegenstreckend, „ist's wahr, ist's wirklich wahr?“ — „Vollständig, Herr Gastgeber.“ — „Grüß Ihne Gott!“ — „Grüß Gott. Ich bin ein echter Schwabe aus der Gelbfüßler Gegend um Stuegert herum, in der Nähe des Schmidener Feldes!“ — „Beim Blitz, wenn ich das nicht kennen würde, bin ja als Soldat oft genug darauf herumgerannt. Ich“ — fügte der Wirt hinzu — „bin aus Mergentheim und mein Name ist Keppler!“ — Ah, sehr berühmte Namen: „Mergentheim durch den Wein und Keppler durch den Astronomen.“ — „Ja, ja wir Schwaben haben schon weltberühmtes geliefert.“ * Nun überraschte ich den Wirt wieder, als ich ihm mitteilte, daß mein Vater einst Lehrgehilfe in Markelsheim war und schöne Tage dort wie auch in Mergentheim verlebte. Darauf erzählte mir der Gastwirt unter öfterem Schmollen seiner Gattin, wie er — auf seine Ehehälfte zeigend — zu dieser Perle der Wirtinnen, Gattinnen und Mütter, wie er unter dieses Dach, in diesen Erdenwinkel gekommen; in dessen Nähe schon jahrelang tausende von Schwaben auf den Wellen der Nordsee segelnd und dampfend dahinzogen nach allen fünf Weltteilen der Erde, um sich ein neues Schwaben zu gründen, oder für immer im großen fremdsprachlichen Menschenstrom aufzugehen. Alle diese Schwaben zogen ihm förmlich an der Nase vorbei. Er, Herr Keppler, war 1849 mit den württembergischen Truppen nach Schleswig-Holstein marschiert; und wie der österreichische Soldat Herr Höllriegel aus Leitmeritz nach Segeberg ins Geestland zu einer Gastwirtswitfrau ins Quartier gekommen war, so der württembergische Soldat, Herr Keppler aus Mergentheim nach Marne ins Marschland gleichfalls einer Gastwirtswitfrau. Der Frau fehlte ein Mann, dem Manne eine Frau und was sich neckt, das liebt sich und was sich liebt, das kriegt sich und was sich kriegt, das hat sich „upp ewig ungedeelt“, wenn es bei beiden niemals fehlt. Und hier, wie ich von meinem Schneider hörte, herrschte echte Liebe, die schönste Harmonie.

---

* Die schwäbische Psychiatrie war damals noch arg zurück, wenn sie auch schon einen Griesinger hatte; der Ruhm der Landenberger, Rank und Genossen lag damals noch in den Windeln.

Herr Keppler zeigte mir seine umfangreichen Wirtschafts- und Ökonomie-Gelasse. Er hatte alles schon parat zum Empfang und Quartier der deutschen Truppen und es war ihm gar nicht recht, daß zu diesem Kriege nicht auch wieder Schwaben einzogen. Er hätte sie mit Freuden aufgenommen und, wie er meinte, dem einen oder andern auch Winke zu einer gleichen Existenz geben können. Für solche Experimente war ich selbst noch zu jung, sonst hätte ich wahrscheinlich experimentiert. In mein Tagebuch mußte ich, von ihm unterzeichnet, einen herzlichen Gruß an den damaligen Kasernenverwalter in Stuttgart notieren, um denselben, wenn ich zur Rekrutierung heim käme, persönlich auszurichten. Hab' ich auch besorgt und der Kasernenverwalter hatte als Kriegskamerad von Schleswig-Holstein eine sehr große Freude ob dieser Erinnerung von seinem Freunde.

Wenn einer oder der andere der Leser sagen möchte: „Wahrhaftig, ich bin doch auch in der Welt herumgekommen, aber ich habe nicht so viel und so merkwürdig zusammentreffendes erlebt, ich kann es kaum glauben"; — so sage ich ihm freundlichst: „Männchen, erkundige dich nach den Thatsachen, ich lege sie dir ja auf dem Präsentierteller vor und wenn nicht alles stimmt, dann kannst du wieder kommen und mich berichtigen. Warum du nicht soviel erlebt wie ich bei gleichen Reisen mag daher kommen, daß du vielen Vorgängen keine Aufmerksamkeit schenktest, die Zufälle dir nicht so in den Weg kamen und du vielleicht weder ein papierenes noch — geistiges Notizbuch führtest. Ich aber, werter Leser, führte beide bei mir. Da ich nun das papierene Notizbuch schon längst verloren, so tritt mein geistiges in Funktion und daß ich dieses nicht verloren habe, trotz psychiatrischer Nörgeleien und Phrasensprüche seitens gewisser Begutachter über mich, wird dir diese Schrift hinlänglich zeigen und werter Leser, ich bin auch imstande und male als Dilettant mit Pinsel, Kreidestift, Kohle oder sogar Ziegelsteinmehl die Landschaften, die ich bereist in großen Zügen an die Wand, ohne daß mir dies je ein Fachmann oder irgend ein anderes Menschenkind gezeigt oder gelehrt. Bezweifelst du dies, dann geh' in den einen Hof der Irrenbastille aus der ich entflohen und beschau' dir dort die Bilder an der Hauswand, die ich unter der größten Belästigung Tobsüchtiger und Chikane anderer Individuen gezeichnet. Eines meiner letzten Bilder in der

Bastille war die Figur des Kanzler Leist, wie er ein nacktes Negerweib mit der Nilpferdpeitsche traktiert.

Am andern Tage reiste ich dicht dem Meer entlang von Marne nach Meldorf und über Heide, der Eider und dem berühmten Danewerk, diesem 14 Meilen langen in Waffen starrenden dänischen Schanzenwerk und seinen Vorposten entgegen. Nachdem ich zuletzt Lunden und Annen passiert, stand ich auf einmal vor der, hier mächtig breiten, dicht gefrorenen Eider. Ganze Eisblöcke waren ineinandergekeilt und da hinüber zu marschieren war kein sonderlich Vergnügen. Von drüben aber „brrr“ schauten Dutzende von langen Röhren von einem großen weit in die Ferne gegen Osten sich hinziehenden Erdwall, über die Eider zu mir her. Das ist also da drüben das Danewerk; „ja, dat is de Mulwurf sin Erdhaufen“ gab man mir zur Antwort. „Do wollt Sö hinüber? Na, do weren's söt empfangen.“ Auf einmal galoppierte hinter uns ein hannöverischer Dragoner daher, der zu einer Patrouille gehörte. Die Dänen konnten ihn nicht sehen, weil er hinter einer Anhöhe einherritt. „Sie, wo wollen Sie hin?“ — „Da hinüber nach Friesland!“ — „Was, da wollen Sie hinüber über das Danewerk? Sehen Sie die zwei dänischen Vorposten nicht! Himmel und Hölle, was fällt Ihnen ein, wenn die Kerls aus Mißverständnis auf Sie schießen. Ich sollte Sie eigentlich nicht da hinüber lassen. Haben Sie Schriften?“ — „Hier!“ — „Ah so, Sie sind Handwerksbursche?“ — „Zu dienen, Herr Dragoner.“ — „Bleiben Sie lieber diesseits der Eider. Sie kommen mit heiler Haut nicht mehr herüber.“ — Doch es drängte mich vorwärts. Hinein also in die Eisschollen. Aber! was ist das? Was ist das für ein langgezogener menschlicher Ton. Hooooooo! Richtig, das geht mich an, denn wie ich stehen blieb, hörte der Ruf auf. Die Dragoner zogen sich zurück und schauten den Dingen, die da kommen sollten, unbesehen zu. Nun wurde es am Ufer drüben lebendig. Die Doppelposten riefen einander unter vor den Mund gehaltenen Händen etwas zu. Und bald darauf kam ein großer Fischer oder Schiffer über die Eider zu mir herüber. Er sprach zuerst dänisch und dann plattdeutsch. „Wöllt je man herüber. Wohin?“ — „Nach Friedrichsstadt und Husum.“ — „So, dann laufen Sie nur hinter mir drein.“ Sein Weg, den er auf der gefrorenen Eider im Zickzack einschlug, ging stets an langen, mit Strohwischen

besteckten Stangen vorbei. Der Schiffer mit seinem Südwester und bis zur Hüfte gehenden Stiefeln sagte mir, auf der Eider seien große Löcher wegen des Fischfangs eingeschlagen und jeder Fremde, der ohne Führer herüberginge, sei verloren. Allein ich merkte bald, daß diese Löcher bei Nacht auch anderen Zwecken dienen sollten. Die deutsche Rekognoszierung oder Patrouille, die sich dem Danewerk nahte, sollte in diese Löcher bei stockfinsterer Nacht versinken. Ich fragte, warum man so gebrüllt habe. Der Schiffer bemerkte, ich sei der Vorposten-Wache signalisiert worden und von dieser sei die Antwort gekommen, mich in Empfang zu nehmen und dort abzuliefern. Ich dachte, wie lang wird die Geschichte wieder dauern. Ich folgte meinem teerjackichen Pfadfinder und stand auf einmal am Ufer vor dem dänischen Doppelposten. Die Kerls visitierten mich von Kopf bis zu Fuß und wollten durchaus mit mir über die deutschen Truppen plappern, allein es ging nicht. Nur Gesten und Pantomimen wie auf einem St. Paulier Theater brachten uns ein klein wenig aus der babylonischen Verwirrung. Nun kam ein Mann vom anderen Doppelposten, steckte mein Wanderbuch zu sich und wir trodbelten miteinander zum nächsten Posten. An diesem angelangt, kam einer vom dritten Doppelposten und so wanderte ich und mein Wanderbuch von Hand zu Hand, wie ein Backstein, den sich die Maurer an einem Bau weiter reichen. Endlich da hielt ich mitten unter Kanonen und aufgestapelten Bomben, Granaten und Schrapnells, unter allgemeiner Fixierung aus hunderten von Kriegeraugen, die tief aus der Mantelhülle hervorlugten, meinen Einzug auf dem Hauptwachposten des berühmten Danewerk. Ein Meisterstück des Schanzenbaus damaliger Kriegstechnik. Hier ging's mit mir von Pontius zu Pilatus und nachdem ich alle Sprossen der Chargenleiter bestiegen, durfte ich Halt machen beim Generallieutenant. Dieser nahm mein Wanderbuch in die Hand, blätterte es bis ins kleinste durch, kontrollierte jeden Stempel und besah auch die in dänischer Sprache hinten unter dem Scepter des Willmoes Sun ins Wanderbuch eingehefteten Wanderparagraphen, indem er mich dabei hin und wieder fixierte.

Sprechen Sie dänisch? Nein, Herr General — das Lieutenant ließ ich weg, um günstigere Wirkungen zu erzielen. Ich dachte, wie man in den Wald hineinschreit, so hallt es heraus.

Sind die württembergischen Truppen nicht auch ausmarschiert gegen uns? — Nein, Herr General! — -Lieutenant, verbesserte ein neben mir stehender Major. Ich lieh ihm aber nicht mein Ohr, sondern dachte: Du bringst mich nicht aus dem Konzept. Solang er selbst nichts sagt, so lang bleibt er nun bei mir der General. Er lächelte, dieser so schnell ohne einen Schuß Pulver avancierte Pseudo-General, aber wie leicht konnte ich zum Propheten werden, vielleicht in den nächsten acht Tagen oder acht Stunden schon. Darum lächelte er. Der Offizier hieß mich niedersitzen und ich mußte ihm über alles, was seit dem Abzug der Dänen in Altona sich ereignete und bezüglich des Truppen-Aufmarsches Auskunft geben. Am Schlusse sagte er: Ich lege Ihrem Weitermarsch, da nichts Verdächtiges vorliegt, kein Hindernis in den Weg, Sie werden aber schwerlich in unserem Land bei der Erbitterung des Volkes gegen die „Tisken", Arbeit finden, — und damit war ich entlassen. „Retour dürfen Sie aber jetzt nicht mehr —," meinte er noch. Ich bekam einen Posten bis zur Wache in der Stadt Friedrichsstadt und dann war ich frei. In der ganzen Stadt wimmelte es wie in einem Bienenkorb — voll Soldaten, welche die verhängnisvolle Stunde mit Hangen und Bangen erwarteten, wo der erste Schuß auf dem Danewerk fallen sollte. Die Herbergsmutter wußte sich gar nicht zu helfen, wo sie mich legen sollte. Endlich fiel ihr ein, mir oben auf dem Dachboden ein Nachtlager aufzuschlagen. Sie gab mir von ihrem und ihres Manns Bett, Kissen für Kopf und Füße, eine gute Decke und über diese ein paar Pferdedecken. Als sie aber mit mir abends hinaufging, war die ganze Bescherung schon mit einer dicken Schnee- und Eisschichte überzogen und wir hätten fast eine Brechstange benötigt, um das Oberbett vom Unterbett zu trennen. Sie ging jetzt schnell hinunter, holte in einem großen Steinkrug mit engem Halse kochendes Wasser und fuhr einigemal im Bett hin und her. Und während ich mich geschwind auszog, schäufelte sie vollends vom Lager die Eiskruste und den Schnee hinweg. Im Bett mullte sie mich von allen Seiten tüchtig ein. Ich schlief trotz des Lärms und des Getöses der Truppenmassen wie ein Hamster in seinem Bau. Als ich des Morgens erwachte war es Tag. Ich sprang sofort heraus, riß das Dachfenster auf und holte mir Schnee, rieb meinen ganzen Körper von Kopf bis zu Fuß tüchtig damit ein, verschluckte auch einen Eßlöffel

voll davon, schlüpfte rasch naß in die Kleider und sprang auf der Bühne hin und her, in Dampfwolken gehüllt, bis ich vollständig trocken war. Die ganze bittere Kälte spürte ich jetzt nicht mehr. Meine Füße schmierte ich wieder mit reinem warmen Talg und die Stiefel schmierte ich tüchtig mit Thran und etwas Schweine-fett ein. So die Rappen wieder hergestellt und den Magen mit Kaffee und Butterbrot, zwei Gläschen Bittern und einem halben Pfund Speck gefüllt und die Pfeife gestopft, sagte ich den braven Wirtsleuten und der Stadt Friedrichsstadt Lebewohl. Ich hatte nun inmitten feindlicher Mächte freie Passage und die Eider und das Danewerk hinter mir. Nach einem Marsch von ein paar Stunden erreichte ich das Städtchen Husum. Von Kriegsgetöse war hier schon nichts oder wenig mehr zu hören. Ein Strümpfe strickender Herbergsvater empfing mich mit seinem Garnkörbchen am Arm in der allerfriedlichsten Weise. Er bediente mich und sagte: Sie werden wohl nicht über das Danewerk und die Eider nach Holstein gelassen werden. Ich sagte ihm aber: Ist schon ge-schehen, aber in der Richtung von Holstein. Waaaas sagen Sie? Sie haben da herüber dürfen und was noch mehr ist, dies gewagt. Wo wollen Sie denn jetzt hin, kein Handwerksbursche ist weit und breit sichtbar? Glaub's wohl! wenn die Katzen herangerückt kommen, tanzen die Mäuse nicht mehr und ich, Herr Gastwirt, reise in der Richtung nach dem Nordcap. Die Richtung ist es allerdings, aber dies Endziel werden Sie nicht erreichen. Ah paperlapap, im Sommer oder Frühjahr wäre mir so eine Reise selbst zu Fuß ein Spaß. — Am Nordkap hat es ja gar keine Buchbinder! — Nun, in Christiania, Bergen, Drontheim giebt es wirkliche und in Hammer-fest und Dardehus solche, die es werden könnten, besonders seit diese Orte den ganzen Winter statt Sonne und Mond elektrisches Licht haben. Das hätten vor hundert Jahren die alten Walfisch- und Robbenfänger nicht geglaubt, daß neben dem Nordlicht ihre Thran-stationen noch eine künstliche Sonne taghell erleuchten würde. Hätte jemand diese Idee in seinem Kopf stecken gehabt, so wäre er zwar nicht wie heute wegen fixer Ideen ins Narrenhaus gekommen, son-dern als Kauz betrachtet worden. Solche Leute aber, welchen unaus-führbare Lymphen- und Serums-Ideen im Kopfe schwirren, die schiebt man nicht ins Irrenhaus, trotzdem die Anwendung dieser Mittel gemeingefährlich ist, wie es sich schon in der Praxis bewiesen hat.

Husum ist eine kleine Seemanns- und Fischerstadt und von hier aus bist du in kurzer Zeit auf sämtlichen Nordsee-Inseln. Dieses Städtchen und Umgebung liefert der Handels- und Kriegsmarine ausgezeichnetes Matrosen-Material. Von Husum machte ich einen Bogen ins Binnenland hinein und kam nach Översee. Hier übernachtete ich in einem Bauernhause und wir, die Familie und ich, hatten keine Ahnung, daß kurze Zeit darauf diese jetzt noch friedliche Stätte der Schauplatz eines Gemetzels zwischen Österreichern und Dänen werden sollte. — Nach der Hauptstadt von Schleswig kam ich nicht. Der Militärpark wurde in der Nähe von Flensburg immer gewaltiger, ein förmliches Chaos von Kriegsmaterial verbarrikadierte alle Wege und Stege. Ich wollte vorerst nicht nach Flensburg, schwenkte deshalb von der Heerstraße ab und wandte mich über Vizinalwege und mehrere einzelstehende Gehöfte wieder der Nordseeküste zu, nach Tondern und Hoyer. Hoyer ist ein sonderbarer weltverlassener Ort, Städtchen kann man doch wohl nicht sagen. Hätte ich in der Schule nicht mein Lieblingsthema, die Geographie, mit wahrem Fexeifer gepflegt, hätte ich nicht eine vorzügliche europäische Reisekarte bei mir gehabt, die mich belehrte, daß über Hoyer hinaus noch mehr Festes und Flüssiges sei, so hätte ich angenommen, in Hoyer sei die Grenze, das letzte Stück der Welt; hinter ihm kämen die bekannten vernagelten Bretter. Aber im Sommer herrscht hier regeres Leben; denn gegenüber von Hoyer liegt die vielbesuchte Badeinsel Sylt.

Bei Ribe betrat ich zum erstenmal den Vaterlandsboden des „tapferen Landsoldaten“, das Königreich Dänemark. Überall wurde mein Wanderbuch von der Polizei aufs schärfste kontrolliert und es schmeichelte den dänischen Beamten nicht wenig, wenn sie darin sahen, daß ich ein Württemberger war, dessen Truppen nicht gegen sie ins Feld zogen. Drei Meilen vom Städtchen Ribe überschritt ich die festgefrorene „Königsau“, dicht vor ihrem Eintritt in die Nordsee gegenüber der stockdänischen Insel Tano. Das Wetter war prächtig und spitzbergisch kalt und von den besungenen sonst prächtigen Jütlandsauen sah ich nichts, als das in flacher Ebene weit ausgedehnte winterliche Leichentuch, das glitzernde, wie in Diamanten funkelnde Schneefeld, unter das gar bald hunderte bis jetzt noch lebenslustige, in Kraft strotzende Menschen gebettet sollten werden. Ich marschierte der Königsau entlang, teilweise direkt

auf ihr, wieder nach der Küste der Ostsee oder genauer: nach den Ufern des Kleinen Belt, wo massenhaft „die Möve zieht". Auch etwas anderes zog noch, nämlich die dänischen Truppen und die grimmige Kälte, der ich mit meiner guten Bekleidung beharrlichen Widerstand entgegenstellte. Die Stadt Kolding und ihre Bewohner gefielen mir nicht übel. Sobald die Leute durch Dolmetscher hörten, daß ich Württemberger und kein Preuße sei, war die Stimmung etwas besser gegen mich. Überhaupt sind die Jüten oder Jütländer in keinem so erregten Nationalzustand gewesen, wie ich es später bei den „Inseldänen" und speziell den Kopenhagenern beobachtete.

Ich wollte in die Festungsstadt Fridericia hinüber und von dort aus nach Aarhus-Alborg am Lymfjord und in Friedrichshafen mit dem Dampfer über den Kategatt nach Göteborg in Schweden. Denn ich hörte von einem dänischen Soldaten, der von Schweden aus hatte einrücken müssen, daß es in Gothenburg und Stockholm Arbeit gebe. Es sei am besten, wenn ich über die Inseln Alsen, Tassing, Langeland und über den Großen Belt, Insel Seeland, Kopenhagen nach Schweden reise, weil der Kattegat gegenwärtig gefährlich sei. Ich folgte der Weisung meines dänischen Berufskollegen, der mir nach Gothenburg und Stockholm Adressen und Empfehlungen auf schwedisch hineinschrieb. In Christiansfeld kam ich schon wieder auf schleswigschen Boden und ich glaubte auch deutsches Entgegenkommen zu finden, allein da irrte ich mich gewaltig. Auch in Hadersleben war man haderlustiger gegen die Tisken als im Danskelande selbst und in Apenrade drehte sich das Rad auch mehr nach dänischem Dampf. Überhaupt am „Kleinen Belt" sagten mir die Bewohner in Stadt und Land: Lieber ganz dänisch als preußisch. Sie hatten damals nicht ganz unrecht, denn als einverleibte Dänen hätten sie freiere Gesetze gehabt, als ihnen die Preußen brachten. Von Apenrade marschierte ich nun nach Flensburg und kam so von Norden her in diese Stadt. Aber welcher Durcheinander in den Straßen; ich konnte kaum auf den Holm in mein Absteigequartier ins Gasthaus zum Bären gelangen.

Ich wurde freundlich empfangen und die Bärenwirtin teilte mir freudig mit, daß ich über der Straße bei Buchbinder Eggert Arbeit haben könne. Ich möge aber jetzt nur essen und trinken, was ich wolle, es koste heute nichts; morgen könne ich wieder bezahlen. Ich machte sofort, um die Gastfreundschaft nicht zu be-

leidigen, den umfassendsten Gebrauch von diesem Anerbieten und überlegte mir dabei, ob ich wirklich hier meine Reise nach Dänemark und Schweden unterbrechen und die Arbeit bei Eggert annehmen oder weiter marschieren solle.

Ich ging hin zu Herrn Buchbindermeister Eggert, der mich sehr freundlich empfing. „Entschuldigen, fremder Buchbinder!“ „Spricht um Arbeit nach“, dies habe ich selten noch dabei gesagt, weil dies nicht immer der Fall war. Arbeit kann man überhaupt auf der Reise nicht immer erhalten, aber das Geschenk läßt man niemals im Stich. Herr Eggert sagte mir gleich, daß er keinen Arbeiter brauche. Ich dachte: Gott Lob und Dank für den Irrtum, jetzt komm' ich doch nach Skandinavien. Aber Herr Eggert kam gleich mit dem dummen — „aber“ hinterher. „Aber,“ sagte er, „mein Bruder Eggert in Sonderburg auf der Insel Alsen hinter den Düppler Schanzen hat Arbeit und stellt Sie sofort ein. Er hat mich beauftragt, den ersten besten Gehilfen ihm zuzuschicken.“ — So, so, dachte ich, wenn nur dies auch ein Irrtum wäre. Ich breitete meine Reisekarte auf dem Tisch aus und fingerte nach Düppel. „Herr Eggert, wie sieht es aber mit dem Durchmarsch durch diese zehn sich in einem Bogen am Alsensund hinziehende Schanzen aus. Werde ich da durchgelassen?“ — „Jetzt schon noch, aber beim ersten Schuß auf dem Danewerk an der Eider wohl nicht mehr! Deshalb machen Sie, daß Sie hinüber auf die Insel kommen, eh' der Tanz losgeht“ — und der Tanz ging los, wie wir noch sehen werden.

Ich schnürte meinen Bündel wieder und hinaus gings des andern Tags durch das Kriegschaos gen Sonderburg auf der Insel Alsen. Ich marschierte durch Bau, dem Schlachtfeld von 1849 und an der Flensburger Bucht entlang und nur durch die Bucht getrennt am Hause Glücksburg vorbei, das zwischen hohen beschneiten Bäumen herüberlugte. Einige Trupps Militär- und Requirierwagen von Bauern geführt, zogen auf derselben Straße nach Düppel entlang.

In dem Dorfe Atzbüll kehrte ich ein, trank das dunkle Bier und einen guten Schnaps, vertilgte ein gewaltiges Stück Speck dazu und schmauchte behaglich meine Pfeife. Da hörte man ein großes Gerassel und pfeifende Räder, welche immer näher kamen. Es war eine Batterie schwerer Geschütze, auf einige der Düppler

Schanzen bestimmt. Sie hielten in Atzbüll am Gasthaus an und kehrten ein. Wir wurden bald gesprächig miteinander und ich fragte einige, die deutsch konnten, ob ich nicht aufsitzen könne bis zu den Düppler Schanzen. Warum nicht, sogar bis hinein! So, das war mir recht. Nun zeigte mir ein dänischer Sergeant die Kanone, auf welche ich aufsitzen könne. Die war für Schanze Nro. 6, dicht an der Straße bestimmt, während die andern am Wenningbund auf Schanze Nro. 1 und nach Satrupp hinauf nach Schanze Nro. 9 und 10 kamen. Nachdem alles geschmaust hatte, wurden auf meinem Lauf einige gute Lagerdecken zurecht gelegt. Ich stieg wie in einen Sattel auf das Monstrum von Kanonenrohr; dann wickelte man mich noch in einen Kapuzenteppich ein, als wenn ich zu der kriegerischen Soldateska gehören würde. So zogen wir nun ab, jede Kanone 16 Pferde, hinauf nach Düppel an Gravenstein, Wester- und Süderdüppel vorbei. Endlich! Ha! welch' ein Anblick! Hier liegen sie, die Zeugen dänischer Schanzenbaukunst, mächtige Erdwerke von Gräben, Pallisaden und Drahtgeflechten umgeben; drohend strecken sie ihre Kanonenschlünde im Halbkreis herum, den Feind erwartend, um das „Dannebrog" zu verteidigen, das lustig in leisem Ostwind flattert. Wir fuhren hinauf nach Schanze Nro. 5 und darinnen lagen, in mit Stroh und Teppichen gefüllten Erdlöchern Dänen und Schleswiger herum. Letztere sprachen nichts anderes als deutsch, sie waren meistens von der Umgegend, und manche davon konnten sogar über Gamelmark oder Wenningbund hinweg hinüber in ihr heimatliches Dorf sehen.

Ich steige herab von diesem Bollwerk Nro. 5 und siehe, noch einige Schritte, da liegt vor mir die Ostsee, ein Stück vom Kleinen Belt, der Sund und die Insel Alsen mit der dicht am Wasser aufsteigenden Stadt Sonderburg und ihrem düsteren Schloß am Meer, in welchem 25 Jahre lang ein Scepter- und Kronenträger schmachtete und sein Leben beschloß.

Hier, wenige Schritte von mir, steht noch aufrecht die berühmte Mühle und klappert noch, bis sie bald fällt. Dort drüben aber auf der Insel links liegt Augustenburg, dessen Bewohner und Besitzer einstens in stürmischer Nacht in leichten Kähnen vor der Rache des dänischen Königshauses flüchten mußten. Heute schwebt über dem Schloß von Augustenburg, diesem sonst so bäuerlichen, idyllischen Plätzchen die deutsche Kaiserin-Krone. Ich aber mar-

schiere vollends zwischen Nro. 5 und 6 die Steige hinunter am Brückenkopf vorbei, hinüber über die Königin-Karolinen-Schiffbrücke, hinüber über den Sund, auf die Insel Alsen in die Stadt Sonderburg. Jetzt stehst du noch, aber wenige Monate und du wirst ein Trümmerhaufen sein.

Achtes Kapitel.

Die Schreckenstage von Sonderburg: Belagerung der Düppeler Schanzen, Brand von Sonderburg und Sturm auf die Schanzen. — Reise über Kopenhagen, zu Wasser nach Lübeck, und Altona. — Heimkehr über Berlin nach Hofen zur Rekrutierung.

Ein Sonntag war's, als ich in der Hauptstadt der Insel Alsen, dem Stammlande der Herzoge von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg ankam. Die Schiffbrücke aber trägt den Namen der unglücklichen Königin von Dänemark — Karolinenbrücke. Der außerordentlich tiefe Beltarm — Sund oder Alsensund — den sie überbrückt, mahnte mich beim Übergang auf Alsen an das Lied:

Was ist des Deutschen Vaterland?
. . . Wo am Belt die Möve zieht.

Im Gasthaus zur Stadt Hamburg hielt ich Abstieg. Es war gerade Tanzmusik und von den vielen anwesenden Soldaten hielt mancher binnen kurzer Zeit in der Stadt oder gleich drüben auf Düppel seinen Totentanz. Die Wirtin bestätigte mir, daß ich bei Buchbinder Eggert Arbeit bekommen könne, er habe keinen Arbeiter und sehr viel zu thun für Laden, Schule und Militär. Dabei setzte sie mir noch einen Floh ins Ohr, indem sie mir still zuraunte: und zwei heiratsfähige Töchter hat er auch, da könne ich einmal eine heiraten. Ich schmunzelte schon in Gedanken nach den zwei Töchtern, doch eilte ich nicht zu sehr, mir dies Glück anzusehen. Seit ich von Hamburg fort war, hatte ich keine Musik mehr vernommen. Ich tanzte gemütlich mit der nächsten besten Insulanerin, ohne mich vorzustellen. Ich machte nur einen Knix, sie machte auch einen und fort wirbelten wir mit einander durch den Saal nach den Weisen der danske Musik. Nach der Tour fragte ich meine Tänzerin, wie ist Ihr werter Name mein Fräulein — das Wetter ist wirklich sehr angenehm. Aber ach! die Holde fing an: nix deutsch,

jei ka egge talle tiske. So jetzt wußte ich, woran ich war, und ich gab ihr zur Antwort: nix dänisch. Unsere Trennung war nicht schwer. Ich schaute jetzt — was mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen — den Mädchen nicht mehr gleich in die Augen, sondern horchte vorher was sie pappelten, dänisch oder deutsch. Die Auswahl war schwer, denn einige konnten deutsch und wollten nicht und andere mochten gerne und konnten nicht. Ich machte meiner Lage dadurch ein Ende, daß ich mir sagte: beim Tanzen braucht man ja nicht zu sprechen und so nahm ich, was ich erwischte deutsch oder dänisch, friesisch oder platt. Etwa vier Tänze hatte ich hinter mir, da bekamen die Soldaten Streit miteinander und in wenigen Minuten lag einer dicht neben mir — seine Linke hatte er noch auf meinem Fuß liegen — erstochen am Boden. Das erste Erlebnis auf der Insel Alsen. Man schaffte ihn fort und den Messerhelden, der übrigens aufs höchste gereizt worden war, auch. Es geschah ihm nicht viel, weil man in einigen Tagen gerade die Messerhelden alle samt und sonders auf Düppel notwendig brauchte.

Mein künftiger Meister wohnte oben in der Hauptstraße links. Er hatte ein großes Haus gerade gegenüber von Schanze Nr. 4 und der Düppler Mühle. Herr Eggert empfing mich mit Freuden und nahm mich sofort in Dienst. Seine Familie bestand aus sechs Köpfen. Er und sie, drei Töchter und ein Knabe und noch eines auf dem Rutschweg in die Welt. Herr Eggert war ein Fünfziger, seine Frau — es war die zweite — ziemlich jünger. Die zwei Töchter Katharine und Marie waren Stiefkinder der Frau, Marie war vierzehn, Katharine dreizehn; ich hatte ein heiratsfähigeres Alter erwartet. Beide waren cymbrische Blondinen mit bläulich schimmernden Sternen in ihrem kindlichen Himmelsgesicht. Die Marie war ganz verliebt in die Deutschen, die Trine aber schwörte auf den „Danebrog“ und ließ nur selten — wenn sie nicht anders konnte oder mit den Eltern oder Lehrburschen oder deutschen Ladenkunden sprechen mußte — deutsche Laute über ihre rosigen Lippen, sonst sprach sie dänisch. Das dritte Töchterlein war der Frau eigen Kind und wie diese dunkelbraun, sie zählte 5—6 Jahre, war munter und guter Dinge und sprach immer deutsch; ein Knirps von zwei Jahren ein herziger hellblonder Junge bildete den Schluß der Familienglieder. Ferner gehörte zum Hause Peter, der schwarzhaarige

Lehrjunge, der aber ein Jahr älter als ich war. Peter war ein Friese und sprach nichts anderes als platt oder friesisch; er war vom Städtchen Wyk auf der Insel Föhr in der Nordsee. Mit Kamm, Wasser und Seife ging er so sparsam um, daß er manchmal an den Struwelpeter erinnerte. Peter hatte wie ich rote glühende Pausbacken, aber seine Haut war dunkelbraun wie die des Zigeuners aus der ungarischen Pußta. Er war ein seelenguter Mensch und mir ganz zu willen. Er liebte die Deutschen und haßte die Dänen nicht. Nationale Schwärmerei war ihm fremd, dagegen blinzelte er gern nach der Katharine, die dem Wasser ebenfalls nicht sehr hold war und ihr Näslein ebenso gleichgültig behandelte. Marie war immer sehr reinlich und aufgeputzt und sie legte es darauf an, daß mir der Unterschied zwischen ihrer und der beiden andern Reinlichkeit recht zum Bewußtsein kommen sollte. Sie war ein kluges, beobachtendes Mädchen, während Kathrinchen den Dingen ihren Lauf ließ, ohne sich viel zu besinnen. Endlich habe ich noch eine Person aufzuführen, nämlich das mit mir ziemlich gleichalterige 19jährige blond- und kraushaarige, schlanke Dienstmädchen von Satrupp auf dem Sundewitt unweit der Schanze Nro. 9 und 10. Ich glaube, sie hat auch Marie geheißen. Sie war der Gesinnung nach eine Stockdänin, doch konnte sie auch deutsch radebrechen, wenn sie keine andere Wahl hatte. Sie war ein wildes Ding und der Meister seufzte oft wegen ihr und sagte: „Die macht mir noch viel zu schaffen. Hätte ich sie nur nicht im Haus, aber wenn ich sie fortschickte, wäre es für mich doppelt schlimm.“ Lieber Leser! Das Verhältnis oder die Sache stand so: Buchbindermeister Eggert von Sonderburg war mit seiner Frau, die von Garding unweit der Eider zu Haus war, und seinem lieblichen Töchterchen Marie durch und durch deutsch gesinnt und sprachen, wo immer möglich, deutsch. Herr Eggert war wegen deutscher Umtriebe 1849 oder 50 unverhofft von den Dänen nachts aus dem Bette geholt, in Ketten gelegt, nach Kopenhagen eingeschifft und dort in die Festung interniert worden. Seither hatte er einen fürchterlichen stillen Haß gegen die Dänen, ihn vor Fremden laut werden zu lassen, zumal jetzt beim Ausbruch des Krieges, durfte er sich ja nicht unterstehen. Bei mir allein ließ er seinem Grimm freien Lauf; sobald aber das Deutsche-hassende Dienstmädchen in die Werkstatt kam, fing er geschwind einen andern Diskurs mit

mir an. Dabei rauchte er den ganzen Tag bei der Arbeit oder im Laden die Pfeife. Er hatte stets ein volles Tabakfaß neben sich in einer Ecke stehen. Das Dienstmädchen lauschte stets, ob wir nicht über die Dänen schimpften und so hatte die Grille die ganze Familie in ihrer Gewalt.

Wenn die Familie und wir anderen bei Tisch saßen, so mußten wir oft lachen über die Verschiedenheit unserer Sprechweise. Der Meister und die Meisterin redeten mit mir hochdeutsch und unter sich plattdeutsch. Der Lehrling sprach friesisch, mit mir aber hochdeutsch, Marie sprach hochdeutsch, Trinchen und das Mädchen aber dänisch. Nun wohnte gleich neben der Werkstatt zur Miete bei meinem Meister ein verheirateter Uhrmacher von der Insel Moen. Der konnte nebst seiner Frau kein Wort deutsch. Das Dienstmädchen trug ihm alles zu was gesprochen wurde und wenn er mich beim Vorübergehen durch die Glasthüre der Werkstatthüre mit Marie allein plaudern sah, so mochte er dies schon nicht leiden, weil er keine Silbe davon verstand. Denn, sagte er wohl auch einmal zu Frau Eggert, Marie könnte dadurch noch ganz abgeneigt gegen die Dänen werden. Aber Marie fragte nichts nach Uhrmacher Johansen und hielt es mit mir. Trine aber huschte hin und wieder hinüber zu ihm, nur um dänisch sprechen zu können! Marie konnte sehr gut dänisch, machte aber nur bei Kunden Gebrauch davon. Neben uns wohnte der reichste Mann der Umgegend, Landwirt und Kaufmann, Namens Karberg. Er besaß viel Vieh und mehrere Pferde, große Gebäulichkeiten und hatte sogar eigene Schiffe auf See, die nach China fuhren. Der nächste Nachbar war Maler Jansen und diesem gegenüber Kaufmann Hansen; vielleicht hieß er auch Petersen, Olsen, Christensen, Jakobsen oder Paulsen.

Sonderburg ist selbstverständlich gleich dem ganzen Norden lutherisch. Neben der alten Kirche befindet sich ein Witwen-Asyl, sonst ist außer dem kastellartigen, unheimlichen, baufälligen Schlosse Sonderburg nichts Bemerkenswertes zu sehen. Die Stadt war nicht befestigt; sie hatte nur am Alsensundufer unweit des Schlosses und auf der anderen Seite, oberhalb der Schiffbrücke hinter der Kirche und dicht „am Ruheplatz der Toten, wo es sonst still zu sein pflegt“, je ein Schanzwerk mit schwerem Geschütz und Schrapnells armiert. Im übrigen war die Insel Alsen an mehreren Stellen armiert, um eine feindliche Landung zu verhüten. Eines Tages dampfte ein sonderbares eisernes Schiff-Ungetüm — gleich dem amerikanischen Merrimak oder Monitor —

in den Hafen von Sonderburg, um die Schanzwerke im beginnenden Kampf zu unterstützen, allein den gezogenen preußischen Geschützen konnte er — es war der ‚Rolf Krake‘ — auf die Dauer, wie wir bald sehen, nicht Stand halten.

Unsere häusliche Gemütlichkeit sollte leider nicht lange dauern, es sollte uns bald klar werden, daß die Kanonen und Kugeln dort drüben auf jenen lichten Höhen nicht zum einrosten gegossen wurden und es sollte uns bald klar werden, daß, so lange es noch Länderhunger, Herrschsucht und national getrennte Menschenkinder giebt, der „Friede auf Erden“ chimär ist und bleibt.

Es kam der 2. Februar 1864 und die ganze Stadt Sonderburg und die Insel Alsen kam auf die Beine. Gearbeitet wurde nicht, und in meines Meisters Augen waren Freudenthränen zu sehen; Freudenthränen über das Schauspiel, das sich nun drei Tage lang unaufhörlich vor unsern Augen und mitten unter uns entrollte. Der erste Akt des Dramas: Sauve qui peu! hatte für die Dänen begonnen. Dort drüben wälzt sich zwischen den Straßenschanzen hindurch, der Schiffbrücke zu ein endloser von allen Uniformen und Militärgattungen wimmelnder Menschenstrom in schrecklichem Durcheinander und eilender Hast. Waffengeklirr, Pferdegetrappel, Räderknarren, war das einzige vernehmbare Geräusch, während all die dreißigtausend Menschen in unheimlicher Stille über die Schiffbrücke in die Stadt und hinaus auf die Ortschaften zogen. Erst nachdem das flüchtende Heer sein Bollwerk, die „Düppler Schanzen“, hinter sich hatte, atmete es wieder auf und sagte: so Tiske, jetzt komm', jetzt halt ich stand, monatelang stand, daß dir es bitter aufstoßen wird. Ja, da zog sie herüber, die dänische Süd- oder Alsenarmee mit ihrem General de Mezza, während die Nordarmee nach Jütland der Festung Friedericia zueilte. Reiter, Infanterie, Pioniere, Train, Artillerie, Genie, alles wälzte sich drei Tage lang daher, hunderte von Bäuerlein mit Wägelchen mit sich führend. Was ist denn das? Da kommt ja ein Bäuerlein und hat statt Proviant und Munition, statt Toten und Verwundeten, statt Tornister und Verbandzeug — nun was? Das würde selbst ein Psychologe nicht erraten, was da noch auf der Flucht in letzter Stunde der Däne sich angeeignet und dem requirierten Bäuerlein aufgeladen hat. Wenn ich es nicht selbst gesehen hätte und der Karren nicht dicht an meiner Nase vorbeigefahren wäre, so würde auch ich an der Thatsache zweifeln. Ich will dir's sagen: eine Kanzel! eine wirkliche

und sogar prachtvolle Kanzel. Ich lief eine Strecke mit, setzte mich dann schnell hinauf zum Bäuerlein, — dessen geistiges Ich wie ich bemerkte, gar nicht auf dem Wagen war, sondern zu Hause bei seiner Familie — und betrachtete das Prachtwerk von Schnitzerei. Ich fragte das Bäuerlein, das durch meine deutschen Laute aus seiner Träumerei erwachte, ob denn die dänischen Feldprediger eine Kanzel und dazu noch eine so kostbare mit sich führten? Der Bauer verstand gut. Er zupfte sich an seinen Eisnadeln im Bart, lächelte und sagte: Der Hannemann sei nicht so fromm und seine Pastorens auch nicht, daß er eine Kanzel mit sich führe, de Kanzel heb er stohlen aus de Schloßkirche in Gottorp und nun müsse er auch noch den Diebstahl unfreiwillig mit herumführen. „Ich sträubte mich," — fügte er hinzu — „aber es half nichts, die Danske hätten mich durchgeprügelt und dennoch hinaufgesetzt. Das hätte ich nie geglaubt, daß ich einmal gestohlene Sachen herumführe, ohne daß ein Gensdarm oder Staatsanwalt mir etwas anhaben darf, ja wenn ich es nicht thu, noch geprügelt werde. Wie doch durch Gottes Fügung oder besser durch der Menschen Ansichten, Recht in Unrecht und Ordnung in Unordnung, Sicherheit in Gemeingefährlichkeit und umgekehrt verwandelt werden können." — Ich fragte den Bauern, ob ich in die Kanzel hineinstehen dürfe. „Warum denn nicht? Da bekümmert sich kein Mensch um das Ding." So bestieg ich denn die ambulante Kanzel vom Schlosse Gottorp, nicht um gefrorenen tauben Ohren zu predigen, sondern nur um eben auch in diesem Gehäuse gestanden zu haben, von dem aus das Wort und Gebet verkündet wurde: „Du sollst nicht stehlen." — „Du sollst nicht töten, weder einzeln noch in Masse." Die Soldateska bekümmerte sich gar nicht darum, nicht einmal die hohen Offiziere. Das Publikum aber schaute und sperrte ob diesem merkwürdigen Phänomen die Augen auf. Lachen durfte es nicht, sonst hätte der Däne geglaubt, man lache über seinen Rückzug. Die schleswigschen Regimenter 10, 12, 13 lachten aber doch, daß Hannemann ohne einen Schuß Pulver das mit so vielen Kosten hergestellte Danewerk bei Nacht und Nebel im Stich gelassen hatte, so daß die Pickelhaube, als sie des Morgens auf das Werk stieg um dem Dänen „guten Morgen" zu wünschen, glaubte, die ganze Armee habe abends einige Zentner Morphium eingenommen und sei verschlafen. Aber Fritz fand das Nest leer, die Vögel ausgeflogen auf der ganzen 14 Meilen langen Strecke. Nachdem ich eine Weile gefahren, stieg ich wieder von der Kanzel herab. Als der

herzogl. Pastor zum letztenmale auf ihr stand, ahnte er gewiß nicht, wer sein nächster Nachfolger sein würde und daß sie vom Kriegsvolk herumgeführt werde. In einem Kriege kommen eben Thron und Kanzel gar oft ins Wackeln und werden abgebrochen.

Nachdem die große Retirade vorüber und General de Mezza seine zweite Armee bei uns in Sonderburg, Alsen und Düppel geborgen, das Gefecht von Översee vorbei und die Nordarmee von den Österreichern nach Friedericia zurückgedrängt war, zeigten sich auch bei uns drüben am Weningbund, in Broaker und in Satrup die blanken Spitzen der preußischen Pickelhauben. Die preußischen Maulwürfe arbeiteten Tag und Nacht, um sich in den Trancheen oder Laufgräben einzugrabeu und so Schritt für Schritt unter dem Donner der Kanonen den Schanzen näher zu kommen.

Endlich krachten eines Tages die ersten Schüsse von den Düppler Schanzen. Es war das erstemal, daß mein Ohr den Tod und Verderben bringenden Geschützesdonner vernahm. Die Geschosse sausten mit unheimlich zischendem Ton durch die Luft; die Wände der Zimmer bebten und die Fenster klirrten. Das Theater hat begonnen, und die Stadt Sonderburg gewährt von jetzt an bis zu ihrer Zerstörung ein anderes Bild. Tausende und Tausende wurden in den Häusern einquartiert. Wir hatten zwei- bis dreihundert Mann im Hause, Kaufmann Karberg sogar gegen tausend Mann. Im Hausgang, im Keller, auf der Bühne lag Mann an Mann auf Stroh und Teppiche gebettet. Des Abends wenn die Ablösung kam, mußte ich mit der Arbeit aufhören und die Mannschaft legte sich auf Stroh in die Werkstatt und sogar auf den Werktisch. Ich mußte zwischen die Männer durch in mein Bett steigen, nicht ohne den einen oder andern unliebsamer Weise auf die Nase oder die Füße zu treten. An allen Wänden hingen die kriegerischen Ausrüstungen herum. Das Dienstmädchen schwamm mit Trine in Wonne, wenn lauter Dänen im Hause waren; da ging ihre Zunge wie der bekannte Teil einer Bachstelze. Aller flüssige und feste Proviant wurde den Soldaten geliefert und die Frauen im Quartier hatten nichts zu thun als fortwährend zu kochen. Wenn die einen gingen kamen die andern und so ging es fort. Zufuhr kam aus Dänemark alle Tage mit Transportschiff. Eier und Milch wurden zuletzt etwas rar, doch bekam man immer noch. Wir in der Werkstatt arbeiteten unverdrossen weiter, wenn auch hie und da einmal eine Granate sich nach Sonderburg über unsere Köpfe hinweg verirrte.

Den ganzen Tag, oft die ganze Nacht, wurden die Kanonenrohre beiderseits und so wochenlang nicht kalt. Die Dänen machten immer Ausfälle, um die Preußen aus ihrer Maulwurfsstellung zurückzutreiben, vergebliche Mühe, langsam, aber deutlich und doch ungesehen kamen sie näher. Wenn die Sonne des Morgens für Gerechte und Ungerechte aufging, so bemerkten die Dänen zu ihrem Schrecken und die schleswig'schen Soldaten zu ihrer Freude, daß der preußische Laufgräbengürtel sich immer enger um die Schanzen zog und so die Geschosse weniger wirkungsvoll wurden, weil sie den Feind überschossen. Die Preußen richteten tagtäglich mit ihren Granaten auf den Schanzen ein Blutbad an und die Mannschaften konnten sich dagegen ohne einen Ausfall nicht wehren, weil nur das schwere Geschütz in Betracht kam. Jede Ablösung abends 6 Uhr war eine Trauerscene und für jeden einzelnen ein Todesmarsch. Manchen, den wir noch vor 6 Uhr im Hause hatten, kam des andern Abends nicht wieder. Der Krieg mit all seinen Schrecken machte sich uns immer fühlbarer. Manchmal ging ich mit einem dänischen Offizier, von denen viele deutsch konnten, hinauf auf die oberste Dachluke und wir schauten mit bewaffneten oder unbewaffneten Augen hinüber nach der preußischen Weningbund- und Gamelmark-Batterie. Da standen sie kohlschwarz mit Pulverruß und Blut bespritzt und zielten mit bewunderungswürdiger Genauigkeit, Präzision und Schärfe auf ihr Objekt. Da, ein Feuerstrom und Pulverdampf, ein Blitz, einige Augenblicke und dann kam der Knall und schon schwirrte pfeifend und zischend das Ungeheuer durch den Raum, oft über die Schanzen und den Sund hinweg nach der Stadt zu, dort fürchterlich einschlagend, daß es sofort brannte; oder auch blieben die Projektile unexplodiert im weichen Boden stecken. Wenn die Feuerschlünde aller zehn Schanzen und die sämtlichen Batterien des Feindes brummten, wenn das dänische Panzerschiff Rolf Krake herbeischnaubte und mit seiner Armierung in das Konzert einstimmte, so bebte die Erde, zitterte die Luft und schaukelte das Meer. Man glaubte, der jüngste Tag sei gekommen. Dazwischen hinein das entsetzliche Jammern der Frauen und Kinder, der schrecklich verwundeten Soldaten oder Bürgersleute. In solchen Augenblicken stürzte dann das Dienstmädchen mit geballten Fäusten auf mich ein und rief ergrimmt auf dänisch: „ihr deutsche Hunde," und Trine schaute mich bös und vorwurfsvoll an als ob ich den Krieg angezettelt hätte. Marie aber schmiegte sich an mich mit verweinten Augen und sagte: „Sie können nichts dafür, so wenig wie

wir, wenn's nur einmal vorbei wäre." Diese Jammerscenen muß man angesehen haben, um einen Abscheu selbst vor dem patriotischesten Krieg zu bekommen. Wenn ein Fürst die wirkliche Gesinnung der Verwundeten in den Kriegslazareten erfahren könnte, so wäre er wahrscheinlich zeitlebens für die Friedensidee gewonnen. Mit keinem Fürsten auf dem Throne, mit keinem Priester im Beichtstuhl, mit keinem Pastoren tausche ich, was ich selbst bezüglich von Verwundeten und Kranken erfahren. Nur gegenüber seinesgleichen leert der Soldat sein Herz aus. Folget mir jetzt in die Kirche von Sonderburg, aber nehmt eure Nerven zusammen: Während es ringsum kracht, blitzt und donnert, kommt dort ein Leichenzug in den von einem Laufgraben durchzogenen und von Granaten aufgewühlten Kirchhof. Ach, sie bringen eine Frau, die schon lange schwer krank darniederlag und der man seither den Krieg verheimlicht hatte. Aber die schwer leidende Frau glaubte es nicht. Ach, rief sie oft, es muß Krieg sein; das ganze Haus erbebt ja und die Fenster klirren, mein Sterbelager wird ja von Kanonendonner erschüttert. — Bum, da krachts und herüber fliegt eine brennende kreischende Bombe, oder ist es eine Zündgranate und schlägt in den Kirchhof ein, die Gräber aufwühlend. Der Leichenzug stellt schnell ab und flüchtet. Siehst du, dort diese Frau im verlassenen Sarg ist die Frau eines Handwerkers, die Frau des biederen Malers Hansen, der nun seine eigene Frau vor dem Grabe im Stich lassen muß. Sieh, dort liegen Stücke herum von einem Mann und hier der nackte Körper einer schon längst begraben gewesenen und nun durch den Kolonnenwegarbeiter herausgeworfenen Frau. Dort streckt aus einem von der Granate gesprengten Sarg ein Weib die zerschmetterten Füße heraus und hier stößt du an einen zerrissenen Kindeskadaver. Niemand deckt sie zu oder bekümmert sich darum. Sieh, dort wenige Schritte von uns blitzt es wieder auf. Es ist die Kirchhofschanze. Sie schickt eine große Bohne den Preußen zur Mahlzeit hinüber; sieh da der Gegengruß trifft schon ein. Es kracht und blitzt; ha, wie fliegen die Stücke herum. Der Rauch und Sand hat sich gelegt, — aber zwei brave Artilleristen haben sich auch gelegt um nicht wieder aufzustehen, andere sind schwer und leicht verwundet. Nur einige Schritt vor uns hält der Tod seine Ernte, das Werk eines Augenblicks.

Die Leute betrinken sich, um ihre Nerven zu stärken. Da ist kein Furore zu machen mit psychiatrischen Ratschlägen und Anweisungen zur Erhaltung des Nervensystems. Der Geist des Spiritus muß als

rettender Engel, als „Mutlieferant“ herhalten. Komm herein in die Kirche, werter Leser. Sieh, überall liegt das Stroh herum, sogar auf dem Altar und dort stehen einige Pferde zusammengekauert, Mitleid erregend und um — Futter um ihr täglich Brot bittend. Sie können nur wiehern und erbarmungswürdige Blicke nach ihren betrunkenen Pflegern senden. Aber der Soldat verläßt sein Pferd nicht, so lange er etwas hat. Dort bringt schon einer für sie einige Laibe Brot, Heu und Haber, auch Wasser dazu. Nun können sie es unter den warmen Teppichen schon aushalten.

Aber zum Teufel! was treiben die betrunkenen, immer mit zwei Füßen im Grabe stehenden Soldaten hier in diesem Bethaus? Sie ordnen sich in Prozession, ziehen heraus aus der Kirche, reißen die hölzernen Grabkreuze aus den Gräbern und ziehen wieder in langem Zuge zum Hauptthor in die Kirche. Dort steht ein Soldat in der Pseudo-Kleidung eines lutherischen Geistlichen. Zur rechten hat er einen großen Haufen runden durchlöcherten Zwiebacks, die den Soldaten zum Kaffee geliefert werden, zur Linken sind große, bis zum Rand gefüllte Schnapskrüge und einige Lederfeldflaschen und nun gehts an. Rechts und links hat sich Assistenz aufgestellt, der Pseudo-Pastor hält die Beichte ab und während einer hinter dem andern vor den Altar tritt, bekommt er ein Stück Zwieback ins Maul geschoben und einen Schluck Schnaps in die Gurgel geleert.

Werter Leser! Es wird dir nicht schwer fallen zu enträtseln, was die betrunkene Soldateska in der lutherischen Kirche, wo ja alle selbst lutherisch waren, in kirchenschänderischer Roheit markiert haben.

Der Charfreitag an der Düppler Mühle.

Der Charfreitag 1864 war ein schöner Tag und über das ganze Düppler Kriegstheater oder Schlachthaus wölbte sich ein tiefblauer Himmel. Feierliche Stille ringsum. Heute am Charfreitag hielt es der Däne ernst mit seiner Religion, keinen Schuß feuerte er ab. Alles lagerte sich der Düppler Mühle entlang und sonnte sich an dem Ofen und der Laterne des Weltalls. Ich schaute von den Sonderburger Mühlen aus, von wo man die ganze preußische Stellung und Niederlassung überschauen konnte, mit einem Offiziersfernrohr hinüber und die Preußen schienen mir heute ebenfalls ihren Kanonen Feiertag — nicht Feuertag — geben zu wollen. Aber der Hauptmann, ein mir zugethaner Offizier, sprach: „Schwäbchen, versuchen Sie die preußischen

Götter: die Kanonen, nicht.“ Doch ich ging hinüber über den Sund über die Karolinenbrücke, (jetzt war noch eine militärische neben ihr) am Brückenkopf herum nach der Düppelmühle auf die herumlagernden Truppen zu und setzte mich zu ihnen, beschaulich vertieft in den Anblick des Meeres, der Insel Alsen und der Stadt Sonderburg. Viele Soldaten schrieben Briefe, sie rauchten, sie kauten und machten allerhand Spaß. Ich marschierte zwischen den hingelagerten Truppen hindurch ein wenig um die Ecke bei Schanze Nr. 1 und schielte zu den Preußen hinum. Es waren Westfälinger und Brandenburger und auch „Jottvolle“ von der Spree dabei und ich glaube Gardegrenadiere vom Königin-Augusta-Regiment. Einige Artilleristen lehnten sich über die Lafetten, andere fixierten herüber, kurzum, die ganze Ruhe, die wir nicht mehr gewohnt waren, schien mir verdächtig; doch legte ich mich wieder auf den ringsum von Granatsplittern, Gewehr- und Säbelstücken, Spielkarten und Briefcouverts bedeckten Boden.

Als ich da nun am sonnigen Rain in heimatlichen Gedanken versunken war und mein geistiges Auge sich mitten in die Kirche von Hofen versetzte und meine Eltern und Geschwister vor meinen Augen dort sah und ich daran dachte: Könnt’ ich euch Angehörigen und euch allen dort in der Kirche Versammelten dies Bild des Todes hier vor euren Augen entrollen. Seht dort drüben in der Stadt steht auch ein Gotteshaus, aber wie sieht es heute darin aus? Ich habe es geschildert und von rückwärts winkt der Kirchturm von Broaker herüber, wie es dort drinnen ausschaut, weiß ich nicht, denn er liegt auf feindlichem Gebiet. Wie nah stehen sich die feindlichen Brüder einander gegenüber. Denn, sind wir nicht alle Brüder, alle auf ein und dieselbe durch den Weltenraum dahin rasende Kugel angewiesen? Wir machen diese Fahrt alle Jahre wie in einem Eisenbahnwagen miteinander um die liebe Sonne, die manchmal gewiß denken würde, wenn sie Denkvermögen hätte: Ihr Geschmeiß da unten auf dem Stäubchen, Erde genannt, seid nicht wert, daß ich euch erwärme, bescheine und ernähre! — Dann wanderten meine Gedanken wieder in die Heimat und ich dachte: Sehe ich dich wohl wieder, komme ich wohl in die Arme meiner Angehörigen, Freunde und Bekannten, kann ich noch ihnen allen dieses Trauerspiel schildern oder ist die Erde auf dem Sundewitt oder der Insel Alsen bestimmt, auch meinen jugendlichen Leib aufzunehmen? Da, Bum, kracht es, daß die Luft erzittert und das bekannte Geheul durchschwirrt die Luft. Das Projektil flog

nach den Schanzen. Also doch! Entheiligt der Preuße also seinen größten Festtag. Bum, und so fort immer in gleichmäßigen Zwischenräumen, wie, um sich die Langeweile zu verscheuchen und etwas Leben in die erwachende, aber doch tote Natur zu bringen. Ich war natürlich in der Stadt drüben um kein Haar sicherer als hier, allein jeder Mensch wird das Gefühl haben, so er in Gefahr ist, diese lieber im Verein mit andern anhänglichen Wesen auszustehen, und so verduftete ich schleunigst von dieser unsauberen Gegend und lief der Brücke zu. Bum! Ah, nun kommen die Zuckerhutstücke auch hier her. Ich warf mich schnell platt auf den Boden und die Eisen- und Bleifragmente flogen in kleinen Bogen über mich hinweg und ich war ganz in Erde und Staub gehüllt. Ich sprang auf und brummte vor mich hin: ihr miserable Preußen, ihr jämmerliche Fritzchen, muß denn heute am Charfreitag geschossen werden, könnt ihr nicht warten bis morgen; morgen ist wieder ein Tag. Endlich erreichte ich die Brücke und nach einem kurzem Dauerlauf die Stadt. Ich ging zum Mittagessen nach Hause und Nachmittags machte ich einen Spaziergang nach Hörup-Haff an den kleinen Belt und nahm am Saume eines Waldes unweit der Käkenisschanze in der Nähe eines Postens ein Meerbad. Nachher wanderte ich Augustenburg zu, ins Schloß hinein, von Saal zu Saal, und besuchte die Verwundeten und Kranken. Was ich hier sah, kannst du dir denken.

Nach der Retirade vom Danewerk dankte General de Mezza ab und es wurde General Gerlach zum Oberbefehlshaber des ganzen dänischen Heeres ernannt, das ungefähr 55—60,000 Mann stark, in zwei Hälften in Jütland und auf Alsen lag. Das Hauptquartier nahm der Oberkommandant unten in der Apotheke. Eines Tages ließ er meinen Meister zu sich kommen. — „Sie, Herr Eggert, sind der einzige Buchbinder hier?" — „Ja!" — „Haben Sie Familie?" — „Ja!" — „Wie stark?" — „So viel!" — „Haben Sie Dienstpersonal?" — „Ja!" — „Wo sind die her?" — „Peter, der Lehrling ist von der Stadt Wyk auf Föhr und Marie, das Dienstmädchen ist von Satrup drüben auf dem Sundewitt!" — „Sprechen sie auch deutsch?" — „Nur Peter, deutsch und friesisch. Marie, das Dienstmädchen nur dänisch." — „Haben Sie auch einen Gehilfen?" — „Ja!" — „Woher ist er?" — Von Deutschland!" — „Wie? ein Deutscher, ein Preuße?" — „Nein, ein Württemberger!" — „Kann

er auch dänisch?“ — „Nein!“ — „Lesen auch nicht?“ — „Nein!“ — „So, Herr Eggert“ — sagte der dänische Feldmarschall General Gerlach, „Sie müssen von heute an alle Nacht die Ihnen aus dem Hauptquartier durch einen militärischen Bedeckungs- und Überwachungsposten zugeschickten Tagesbefehle für die dänische Armee in Jütland und Alsen beschneiden und in Päckchen bandieren. Dabei bemerke ich Ihnen, daß von dem Inhalt dieser Tagesbefehle, weder von Ihnen, noch von einem Ihrer Hausgenossen Kenntnis genommen werden darf. Die Kriegsartikel lauten hierüber folgendermaßen. Die betreffenden Artikel endigten mit „Tod durch Erschießen.“ Herr Eggert kam nach Haus und teilte mir diese Aussicht auf nächtliche Ruhestörung und die Perspektive des Erschießens mit. Nachmittags hatte ich die Ehre, dem Hauptquartier einen Besuch abstatten zu dürfen und der Oberbefehlshaber, General von Gerlach, war sehr erbaut von meiner Antwort und da ich weder Österreicher noch Preuße war, so durfte ich ruhig der Nachtarbeit obliegen — aber stets eingedenk des Erschießens bei Übertretung der bekannten Artikel. Hiezu gehörte auch: „Wenn ich von irgend einem Platze der Stadt oder unseres Dachgiebels oder sonst irgendwo durch Zeichen, Winke und Gebärden oder mit Gegenständen die Preußen drüben aufzuklären versuche.“ — Von jetzt an durfte keine Mannschaft mehr unsere Werkstatt Nachts belegen, dieselbe mußte frei sein für die geheimnisvolle Arbeit. Neben der Werkstatt, in der Kammer, wo zugleich eine Liniermaschine stand, schlief ich und Peter. Nacht für Nacht schliefen wir unter dem Donner von Düppel und dem Geheul einzelner über unser Haus dahinsausender Granaten.

Im Hauptquartier stand inmitten des Zimmers ein großer, runder Tisch und eines Tages fiel es einem von den vielen herumschwirrenden Geschossen ein, einen Besuch bei seiner dänischen Exzellenz zu machen, schlug mit wahrem Feuereifer ins Haus der Apotheke und mitten durch den Tisch. Exzellenz von Gerlach fand es für gut — damit er ruhiger schreiben könne — zu uns herauf zu ziehen, das heißt: „vom Regen in die Traufe.“ Wir hatten den kommandierenden Herrn jetzt als Nachbar und hin und wieder kam ein preußischer Offizier mit verbundenen Augen, begleitet von einem Trompeter. Dieser blinde Kuh spielende Preuße empfahl dem General, das Pulver zu sparen und das Schießen aufzustecken. Hannemann möchte Fritze ohne Sturm die Düppler Schanzen und Alsen überlassen und nach Fünen abziehen.

Billiger wäre dies allerdings für beide Teile gewesen, allein

Herr Gerlach hatte Instruktionen von den Eiderdänen in Kopenhagen: nicht nachzugeben, denn es werde noch Hilfe von Frankreich, England und Schweden kommen. — Ja, wenn das Wörtlein wenn nicht wäre! —

Nun kam die erste Tagesbefehl-Nacht. Ich lag fest im Schlummer und träumte, alle die Granaten seien zu Zuckerhüten geworden und die Freude war groß, da er bei uns immer seltener wurde; mein Struwelpeter lag neben mir und schnarchte mir ein friesisches Seemannslied in die Ohren. Da auf einmal schüttelte mich eine derbe Hand aus meiner Zuckerhut-Illusion. Es war ein dänischer Sergeant und neben ihm ein Soldat in voller Ausrüstung. Der Sergeant konnte etwas deutsch, der Soldat nicht. „Auf, auf, Buchbinder, schneiden Tagbefehl, präsier, die erste Sendung kommt gleich fort nach Friedericia." — Mit einem Satz war ich außen. Peter durfte nicht heraus. — Nun ging ich an die Arbeit. Der Sergeant setzte sich hin und der Posten lief das Gewehr im Arm hinter mir auf und ab, mir immer dabei auf die Finger sehend. Bomben und Granaten, dachte ich. Ich, ein Buchbinder, soll nicht lesen dürfen, was er in Arbeit hat! Wartet ihr zwei Danske, ich will euch schon kriegen. Die Tagesbefehle sammle ich mir, die muß ich haben und wenn eine ganze Kompagnie zuschaut. — Nachdem ich die Stöße Tagesbefehle beschnitten, kamen sie partieenweise in die eiserne „Stockpresse" damit sie nicht mehr bauschig und besser zu bandagieren waren. Neben mir hatte ich die Pappschüssel. Geschwind hineingetupft, dann mit den pappigen Fingerspitzen auf den oben aufliegenden Tagesbefehl getupft und hinein in die Presse. Einige Drucke, wieder auf und das Päckchen heraus, das um ein Blatt leichter geworden war. Dieses hing an der Druckplatte in der Presse und Hannemann hatte keine Ahnung von der ganzen Manipulation. Des andern Abends machte ich es noch besser, da schmierte ich gleich im voraus die Platte oben ein und ich brauchte nicht mehr zu tupfen. Wenn die zwei Danske fort waren, löste ich den Tagesbefehl, konnte ihn aber nicht übersetzen. Das liebliche Töchterlein Marie übersetzte mir diskret die Wörter. Jeder Tagesbefehl fing so an: „Hans Majestät Kongen fra Danmark har allerhöchst resolverkt som folger" gegengezeichnet vom Kommandierenden von Gerlach. — Diese Tagesbefehl-Nachtarbeit dauerte von der Retirade 2. und 3. Februar 1864 bis zur ersten Zerstörung der Stadt 2. und 3. April 1864.

Unter den vielen Soldaten in unserem Hause befand sich auch

ein junger Hornist. Es war ein Holsteiner, ein blonder Junge mit blauen Augen. Er hatte nur noch seine Mutter und ich meine auch eine Schwester zu Hause. Er war so alt wie ich und wir waren einander sehr zugethan. Wenn er von den Schanzen abends herüber kam, sprang er auf mich zu, zeigte mir das Signalhorn und sagte: sie hat noch keine Blessur. Dabei standen ihm die Thränen in den Augen und ich merkte, wie der Wurm der Sehnsucht in ihm nagte und sein junges Herz zu zerspringen drohte. Ein Schleswiger, der dabei stand, sagte, ich laufe nächstens über; wenn du nur bei uns wärst, dann wärst du bald zu Hause. Ja! er kam bald zu Hause. Ein Signalbläser kann nicht leicht überlaufen und im Gefecht ist er stets die Zielscheibe des Feindes. Ehe die Truppen abends 6 Uhr durch die tief ausgegrabenen Kolonnenwege nach der Brücke und unter heftiger Beschießung der Brücke im Dauerlauf nach den Schanzen zur Ablösung eilten, pflegte ich Freunden und Bekannten, Dänen wie Schleswigern, die Hand zu geben und ihnen zu wünschen, daß sie mit heiler Haut davonkommen möchten. So auch meinem lieben Holsteiner, dem dänischen Hornisten; denn gleich in der andern Nacht, welche unserem erwähnten Gespräch folgte, wurde zum Sturm auf die preußischen Laufgräben geblasen. In wenigen Augenblicken stand alles auf den Beinen.

Im Sturmlauf wälzten sich die Truppen durch die Straßen, meinem Holsteiner drückte ich nochmals die Hand und fort gings an der Seite seines Truppenführers. Nur noch wenige Augenblicke und man hörte zwischen den Pausen des Kanonendonners ein Geschrei aus tausenden von Kehlen und dann nichts mehr als einzelne Rufe, Schreie und ein heftiges Gewehrfeuer. Sie waren jetzt aneinander und wie es aussieht, wenn sie wieder auseinander gehen, wird der blutgetränkte Boden und die reiche Ernte des Sensenschnitters zeigen. Da kommen sie ja wieder aus dem Kampfe! — aber nicht alle. Wo ist denn mein Hornist, mein Holsteiner? Ich bekomme keine Antwort. Wieder fragte ich, wieder keine Antwort. Ich sagte: Ist er noch drüben? „Ja!“ bemerkte ein Ekernförder und ein anderer setzte hinzu, — „um drüben zu bleiben, er ist gefallen, das zerschmetterte Horn krampfhaft in Händen haltend“. Ich mußte in die Kammer eilen; dort preßte ich mein Gesicht in die Kissen meines Bettes und weinte, weinte auch zugleich für seine Mutter, die es noch nicht wußte.

Besonders dauerten mich die armen Bauern, die alle Tage auf die Schanzen fahren mußten, um Proviant und sonstiges Material hin=

zubringen und Verwundete und Tote zurückzubringen. Oft kamen die abgeschundenen Rößlein allein, denn der Wagenlenker ist nicht mehr, drüben über oder auf der Schiffbrücke liegt er hingestreckt von einem Projektil, oder auch lagen die Rosse dort und der Fuhrmann kam allein zurück, oder endlich das ganze Fuhrwerk: Roß und Mann sind dahin. Einmal — es war auf der Straße von Sonderburg nach Ulkebüll — flog ein Granatenstück, die Basis vom Projektil, (bis 20 cm im Durchmesser und 3 cm Höhe), direkt an meinem Arm vorbei und kaum hatte ich mich platt auf den Boden geworfen, sauste wieder ein Stück an meinem Fuß vorbei, es war handgroß und ein Stück vom Bleimantel.

Eines Tags, in der zweiten Hälfte des März, war es besonders lebendig. Peter kam eilig in die Werkstatt und sagte: „Jetzt endlich fällt sie bald auch!" — „Wer?" — „Die ‚Düppler Mühle'", das Wahrzeichen so vieler Kämpfe 1849 und jetzt wieder, das Wahrzeichen der Umgegend. Die Preußen schossen mit wahrer Beserkerwut auf sie und legten endlich ihre mächtigen, sonst so schön im Kreise sich drehenden Flügel lahm. Züngelnd schlugen die Flammen aus allen ihren Luken, die brennenden Flügel schwankten nochmal im Kreise, — da ein Ächzen und Stöhnen, ein mächtiger Krach, und das Gebäude, das idyllische, stürzt in sich zusammen, — der Rest nur noch Asche und Stein. Die Düppler Mühle ist nicht mehr, der Schlupfwinkel für die Dänen im Falle eines Kampfes ist zerstört. Mir that die Mühle leid. Ich betrachtete sie immer mit Behagen.

An einem schönen Tage fuhren von dem Innern der Insel und dem Hafen „Hörupp Haff" kommend, 30—40 Wagen durch die Stadt mit sonderbarem Kriegsmaterial, das du, werter Leser, dein Lebtag nicht erraten würdest. Es waren lauter Eggen, womit sonst geackert wird. Dieses Werkzeug des Friedens sollte in ein raffiniertes Kriegswerkzeug verwandelt werden. Eine Egge hat bekanntlich viele spitze eiserne und hölzerne Zacken. All diese Eggen legte der pfiffige Danske um sämtliche Schanzen herum in die Erde mit den Spitzen nach oben, bedeckte sie mit Erde, verwickelte sie noch mit Draht und legte Bomben dazwischen, alles vor den Pallisaden und Schanzgräben, damit der Preuße beim vorauszusehenden Sturm auf die Schanzen hängen bliebe und so Hannemann mehr Pickelhauben wegputzen könnte. Aber Fritze merkte bald, nachdem er einiges Lehrgeld bezahlt, daß dies kein Trottoir unter den Linden in Berlin sei, auch keine Hopfenanlage mit Draht. Fritze besah sich die Geschichte näher und räumte mit den Fallen auf, nicht

ohne dabei Leute zu verlieren. Alle Nacht wühlte der Preuße sich in seinen Laufgräben immer näher heran und des Morgens, wenn der Tag graute, sah der Danske dem Preußen immer deutlicher ins Gesicht, so daß er bald jeden Kopf unterscheiden konnte.

Aber alle Kriegslist der Dänen war aufgewogen durch die Listigkeit der preußischen Waffe, durch das pfiffige Zündnadelgewehr. Hier auf dem Sundewitt probierte der Preuße im Ernst zum erstenmal diese neue Waffe, welcher er zumeist seine damaligen und späteren Siege verdankt. Bis des Dänen Ladestock allmählich seine Pflicht gethan hatte und wieder an seinen Ort gesteckt war, purzelten derweil von der Zündnadel 2—3 Dänen. Die Dänen wurden dadurch sehr niedergeschlagen und mutlos. Sie wünschten sich je eher, je lieber den Sturm, die Entscheidungsstunde herbei, damit dies Hinschlachten in den Schanzen ein Ende nehme. Wenn man bedenkt, daß die Dänen zu allem Nachteile hin auch noch widerspenstige, aufrührerische, überlaufende Regimenter hatten, wie es die schleswigschen waren, und daß sie alle Abende bei der Ablösung auf der Brücke dem Feuer des Feindes offen preisgegeben waren, ohne sich wehren zu können, so ist es nur zu verwundern, daß diese kleine Dänenmacht zwei Großstaaten wie Preußen und Österreich, so zäh standhalten konnte.

Der König und die Kopenhagener erfuhren, daß die Soldaten auf Alsen allmählich wankelmütig würden und Seine Majestät beeilte sich daher, in Person seinen Kriegern frischen Mut einzuflößen. Auf einmal stand er da, mitten unter uns. Christian IX. machte nicht viel Umstände, ging sogleich auf die Schanzen und Fritze hatte keine Ahnung, welche hohe Persönlichkeit an jenem Tage unter seinem Kanonendonner lustwandelte. Solche Ehrensalven, — 84pfündige — hatte Christian IX. noch nie erhalten. Bei den Truppen aber wollte keine rechte Begeisterung für den Besuch aufkommen und der König mußte selbst einsehen, daß bisher seine Soldaten samt den Schleswigern das Menschenmöglichste geleistet hatten, zumal bei der damals grimmig herrschenden Kälte. Mehr verlangen, wie es die Kopenhagener wollten, hieße einen Aufruhr herbeiführen. Diese Stimmung konnte er bald nachher drüben am Ufer in der Stadt selbst an sich erfahren. Da waren die Regimenter, die gerade nicht auf den Schanzen waren, aufgestellt, so auch die Schleswiger, die Regimenter 10—12 und 13. Ich stand ganz nahe beim König, und lauschte jedem seiner deutlichen Worte. Er flößte den Truppen Mut ein: wie bisher, auch ferner ihre Pflicht für Thron

und Vaterland, für Haus und Herd, zu thun. „Sollte das Schicksal, das Glück des Krieges in unserem rechtlichen Streite auf die andere Seite sich neigen, so habt ihr doch alle bei der Rückkehr ins Vaterhaus das Bewußtsein, eure Pflicht voll und ganz, wenn auch unter herben Strapazen, bitteren Wehen, voll und ganz erfüllt und dem Feinde den Sieg nicht leicht gemacht zu haben. Der Dank des Vaterlandes und der Meinige, eures Königs, wird nicht ausbleiben und die Geschichte Dänemarks wird eurer mit Stolz und Achtung in Liebe und Bewunderung gedenken. Seid standhaft und ausdauernd, steht treu und unerschütterlich zum Danebrog. Möget ihr siegreich aus dem Kampfe gehen, das walte Gott.“

So, in diesem Sinne hat er gesprochen. Als der Oberbefehlshaber hierauf die Truppen aufforderte, ein Hoch auf den König auszubringen, da — blieben die Schleswiger stumm und auch die Dänen fühlten einen Druck in der Kehle. Es war mehr ein Hüstele als ein Hoch. Christian IX. aber dachte wohl beim Abschwenken der Truppen: ich nehme es euch nicht übel, in eurer Lage ginge es mir auch so. — Der Däne hätte, wie der Preuße wünschte, gern eine regelrechte Schlacht gewagt, allein die Chancen standen zu ungleich wegen des Zündnadelgewehrs und der Stimmung der Schleswiger. Als der König aufs Rathaus kam, entließ er sofort den Doppelposten, indem er sagte: Die Leute haben so genug unter der Kälte zu leiden, da brauchen sie nicht auch noch wegen meiner zu frieren. Diese Ansicht wäre nicht übel, wenn sie von allen, immer und überall ausgeführt würde. Christian IX. besuchte auch das Hauptquartier und nachdem er — glaube ich — eine Nacht auf Düppel unter seinen Kriegern geschlafen, reiste er wieder nach Kopenhagen ab, um den ihn drängenden Eiderdänen klaren Wein einzuschenken, daß sie sich auf die schlimmste Nachricht gefaßt machen müßten.

Da Tage um Tage das gleiche Abschlachten auf den Schanzen war und noch gar kein Wendepunkt in dem Menschenmorden abzusehen war, die Preußen noch nicht stürmen und die Dänen sich nicht weit herauslocken lassen wollten, so fand eines Abends am Eingang der Stadt, nicht weit von unserem Hause, ein peinlicher Auftritt statt. Die Soldaten wollten um keinen Preis mehr hinüber nach den Schanzen, sie lärmten und bedrohten ihre Offiziere. Entweder sollte man eine Schlacht liefern oder freiwillig den Preußen die Schanzen übergeben. Da alles Befehlen und Bitten nichts fruchtete, so schickte man hinaus

nach Ulkebüll ins Lager und nun sprengten einige Schwadronen herbei, — nur um herbeizugaloppieren, für weiter nichts. Ich möchte es ihnen nicht geraten haben, feindlich gegen die revoltierende Infanterie vorzugehen, es wäre der Kavallerie übel bekommen. Dieselbe that was anderes, sie redete den Leuten freundlich zu, doch hinüber zu gehen, und verschwand wieder wie sie gekommen.

Ich mußte lachen. Andere aber auch. Was wäre da herausgekommen, die Leute auf einander schießen und einhauen zu lassen? Nichts gutes. Sofort ein Krieg im Krieg. Endlich traten die Truppen den schweren Gang durch die Kolonnenwege an, an welchen lange Stangen mit Strohwischen und Tonnen mit Pech als brennende Wegweiser aufgestellt waren.

Dem Preußen war der Aufenthalt der Truppen in der Stadt Sonderburg schon längst ein Dorn im Auge. Er gönnte dem Feinde dieses Obdach nicht und kam daher auf den Gedanken, die Dänen mittelst der Beschießung der Stadt hinauszutreiben. Am Morgen des 2. April 1864 begann er die wehrlose und von allen Seiten freie Stadt, ohne einen besonderen Nutzen daraus ziehen zu können, zu bombardieren. Die sämtlichen preußischen Batterien eröffneten in gleichen Intervallen ihr Feuer und sofort stiegen aus den getroffenen Häusern Flammen und Rauchwolken. Wir sahen, wie ruhig die Preußen die Kanonen bedienten, wie ruhig sie das Visier richteten und gemütlich der Granate zuschauten, als wäre alles ein Kinderspiel und sie hatten doch von Sonderburg aus gar nichts zu riskieren und zu befürchten. Wenn die Dänen aus der Stadt vertrieben wurden, nun so gehen sie eben zurück nach Ulkebüll, errichten dort ein Lager, — was sie auch thaten — und sind vor den weittragendsten Granaten geschützt. — Das erste Opfer des Bombardements war ein Dienstmädchen, welchem ein Stück Granate die Brust zerriß. Der zweite Tote war ein Kaufmannslehrling. Jetzt brannten schon 10 Häuser. Der Jammer der aus den brennenden Häusern stürzenden und auf den Straßen von den Sprenggranaten empfangenen Bewohner war schrecklich. Immer ruhig machte der Preuße fort, — so eine Arbeit wird oft zur zweiten Natur, etwas alltägliches. An einer solchen Roheit sind die Professoren und Erzieher — nicht bloß in Deutschland, sondern auch im Ausland — viel schuld, die schon für die unreife Jugend — sog. patriotische aufs Morden hinzielende und es verherrlichende Geschichten schreiben und einen ganz falschen und übertriebenen Nationalkultus

züchten. Heimatliebe ist jedem Menschen natürlich, — Nationalsinn ist aber ein ziemlich künstliches Produkt. Welcher Mensch ist imstande, zu behaupten, er habe vollständig nationalen Sinn. Da, guter Freund! da wo es dir gut geht, da und nirgends anders ist dein nationaler Sinn; und wenn es dir jämmerlich schlecht geht, so verwünschst du den sog. Vaterlandsboden in die siebente Hölle. Die nationale Begeisterung ist vielfach etwas gemachtes und durch Schrift, Bild, schöne Reden und das Feiern sog. Gedenktagfeste künstlich erzeugtes. Ich kenne keine Veteranen, die jetzt sehr nüchterne Betrachtungen über die nationale Herrlichkeit anstellen, nachdem sie bitter erfahren mußten, wie schlimm es nach dem Kriege ist, Veteran und Invalide zu sein, denn der Gaul, der den Hafer heimführet, kriegt denselben häufig nicht zu fressen.

Wie wird der Vaterlandsverteidiger später beachtet? Nicht viel. Klagt er mit Recht über die Nachwehen des Krieges, über Kopf-, Brust- oder Gliederschmerzen, so heißt es gar oft: o, der Schnapslump hat immer was zu winseln und zu hüsteln und zu lamentieren, der Krieg ist ja schon lang vorbei, wie kann einem von dieser Zeit her noch etwas anhaften. Klagt er, daß er nicht jeder Arbeit mehr gewachsen, so heißt's: O, der Kerl mag nicht arbeiten. Kriegt er Arbeit, so heißt es: jetzt nimmt der Schuft auch noch andern die Arbeit weg, er hat Invalidengeld, er hat zu leben, was braucht der anderen die Arbeit wegzuschnappen? Will er eine Drehorgel, so heißt es: o, der will nur vagabundieren! Sitzt er vors Haus und thut sich sonnen, so heißt es: seht, wie der unserem Herrgott den Tag und die Sonnenstrahlen abstiehlt! Thut er um Gaben bitten, so faßt ihn ein Gensdarm und der gestrenge Bettelbeamte befördert ihn hinter — das eiserne Kreuz! Der Mann ist versorgt und aufgehoben, der Herr wird seinen Diener loben. — — —

Doch zurück in die brennende Stadt. Immer weiter verbreitet sich der Brand und jetzt, hu! fliegen auch die Granaten über unser Haus hinweg, da und dort einschlagend. Schnell schaffen wir alles Werkzeug — welcher Unsinn! — in den Garten und vergraben es in den Sand. Da schlägt es auch im Garten ein. Das Kinderwägelchen heraus, und die jammernden Kinder und die hochschwangere Mutter, die Meisterin, in Sicherheit zu bringen, ist jetzt die allerwichtigste Arbeit. Marie und Trine weinen bitterlich, Peter macht ein dummes Gesicht und das Dienstmädchen ballt die Fäuste und ruft nicht ganz mit Un-

recht: ihr tifkerne Satan, ihr preußerne Satan. Ich zog das Wägelchen fort, Peter und die Kinder mit Bettenbündeln neben her und die Frau hinten nach, mitten durch die platzenden Geschosse zur Stadt hinaus, dem nächsten sicheren Gehöfte zu. Halbwegs kehrte ich um und ging wieder in die brennende Stadt. Auf einmal flogen zwei große Projektile in Kaufmann Karbergs Anwesen neben uns an. Sofort loderten die Flammen; das zahlreiche Vieh riß sich los und die Pferde rannten wie rasend in den Straßen herum, andere wieder wollten gar nicht aus dem Stall heraus. Karberg rief den Soldaten zu: Holt mir mein Vieh ein, holt mein Vieh ein. Ich zahl' was ihr wollt. Aber die Soldaten hatten was anderes zu thun, sie mußten den Schanzen zueilen, denn auch dort drüben brannte es und ein Gefecht war in Aussicht; ruhig im gleichen Tempo flogen die preußischen Kugeln über die Düppler Schanzen und das Wasser hinweg von allen drei Seiten her in die Stadt hinein, Tod und Verderben bringend. Der vierte Teil der Stadt brannte jetzt schon und drunten in der Stadt gab's inmitten des Flammenmeers, der einstürzenden Häuser und der fort und fort einschlagenden und explodierenden Projektile Tote und Verwundete nacheinander. Unser Uhrmacher Johannsen packte so schnell wie möglich sein Uhrenlager in Kisten und Körbe ein. Das war ein Fahren, ein Schieben, ein Rennen aus der Stadt, ein Tragen von Kranken, Erwachsenen, Säuglingen; Kinder, die kaum watscheln konnten, trugen ihr Kätzchen, ihren Vogelkäfig oder eine Henne u. s. w. Auf einmal sprengte unser Uhrmacher wie besessen aus dem Hause und rief: Rettet meinen Vater, rettet meinen Vater, (d. h. seinen Schwiegervater). Derselbe war Amtsdiener im Rathaus, das Feuer gefangen hatte. Er selbst that aber keinen Schritt vorwärts, seinen Schwiegerpapa zu retten. Meister Eggert rührte gar nichts an, er ließ alles liegen und stehen. Er sagte nur, alles was verbrennt, thut mir Deutschland wieder ersetzen. Dieser Meinung huldigte ich nicht ganz. — Der Uhrmacher und seine Frau jammerten immer fort, aber er selbst wollte nicht in den Qualm hinunter. Da, jetzt fängt auch der Turm zu brennen an, er wankt und mit einem fürchterlichen Gekrach stürzt er, mitsamt der Rathausgiebelwand in die Straßen, aber der Schwiegervater läßt sich nicht blicken. Derselbe hatte sich beizeiten aus dem Staub gemacht und kam unversehrt wo anders zum Vorschein. Endlich konnte auch Karberg sein lebendes Inventar vor der Stadt in Sicherheit bringen, seine Hintergebäude wurden zerstört. Um das Drama recht ‚feuerlich‘ zu machen — brannte es

zugleich in einigen Dörfern und auf sämtlichen Schanzen qualmte der Pulverdampf. Danske rührte sich und machte der Pickelhaube fürs Stadtanzünden tüchtig heiß. Durch diesen Vorgang kam wieder Leben in die Truppen. Fort und fort platzten die Granaten, loderten haushoch die Flammen und das blaue Firmament nahm über der Stadt eine immer dunklere Farbe an. Es regnete Ruß und aus den brennenden Magazinen der Kaufleute drang intensiver Teer-, Pech-, Thran- und Schwefelgeruch. Die Stadt war ein Flammenmeer. Nun rückte die Nacht heran und Peter, der auch wieder zurückkam, und ich kampierten unten in der Stube auf dem Boden. Die Wände und die Decke des Zimmers schimmerten blutrot von dem Scheine der Flammen, die sich weit hinaus in das Meer zogen, und schauerlich anzusehen war der Widerschein der brennenden Stadt im Spiegel des Wassers. Fern am Horizont, wo sich das Meer mit dem Himmel vermählt, wo beide ineinander verschwimmen, war noch ein dunkelroter Schein der Riesenfackel bemerkbar. Bum bum, so donnert es immer in gleichen Intervallen. Es ist der Morgen des zweiten Tags seit der Bombardierung; da rasselt etwas seltsames in die Stadt herein. Es ist die Feuerwehr, denkt euch, von — Kopenhagen und will löschen. Noch niemals ist eine Feuerwehr so weit hergekommen, per Eisenbahn und Dampfschiff, um einen Brand zu löschen, selbst bei Hamburgs großem Brande Mai 1842 nicht. Die Feuerwehr h i e r löschen!! Fritze sah mit erstaunten Augen die Männer in ihren blanken Helmen auf Leitern und Häusern zwischen den Flammen herumklettern und dachte: wartet, ich will euch Kopenhagener herunterkriegen und bum, bum, bum flogen die Granaten ins ärgste Feuer zwischen die Männer hinein, die ungeheure Wassermassen in die Glut schleuderten. Da purzelt einer, dort wieder einer. Die Feuerwehr sah bald ein, daß man unter einer solchen Beschießung nicht löschen konnte. Erst am dritten Tage in der Früh hörten die Preußen mit dem Bombardement auf, die Stadt aber brannte noch volle a c h t Tage fort bis der letzte Funke erloschen war und man durch die immer noch dampfenden Trümmer gehen konnte. Unser Haus und noch einige benachbarte nebst Kirche und Witwenhaus wurden von dem Brande verschont, aber in jedes hatten die Granaten geschlagen, die Dachräume waren wie besät mit Granatstücken. Acht Tage lang zog sich von der Stadt aus bei Tag eine dichte Rauchsäule und bei Nacht eine schreckliche Feuersäule über das Meer hinweg. Nun gruben wir wieder das Werkzeug aus dem Sande und arbeiteten weiter. Der Laden

blieb auch offen für die vielen Briefschreiber. Des Nachts schliefen wir auf dem Stubenboden der Wohnstube: Peter, Trine, Marie und ich, während der Meister und das Dienstmädchen draußen bei der Frau und den kleinen Kindern im Dorfe übernachteten. Da kam abermals eine Militärrevolte abends 6 Uhr am 17. April. Doch gingen sie auch diesmal wieder hinüber. In der darauffolgenden Nacht aber wurde von den Preußen der Sturm auf die Schanzen eingeleitet. Aus sämtlichen Feuerschlünden des Sundewitts flogen die ganze Nacht ununterbrochen die verheerenden Granaten auf die Schanzen und teilweise auch auf die Stadt. Wir blieben alle auf in den Kleidern. Die Mädchen weinten bitterlich und klammerten sich krampfhaft an uns. Die Luft erzitterte und die Erde bebte und das Meer brandete vom Druck der Luft. Ringsum Feuer, brennende Dorfreste, brennende Schanzenwerke und als der Tag anbrach stellte Fritze sein höllisches Nachtwerk ein und feierliche Stille herrschte über der ganzen pulvergeschwängerten Gegend. Da, in der Früh sammelten sich die Preußen in feierlichem Aufzug in großen Gruppen. Feldgeistliche kamen und der Gottesdienst begann. Die verschiedenen Konfessionen nahmen das Abendmahl. Jetzt ging dem Dänen ein Licht auf, was auf dieses kommen würde. Alles rüstete sich zum Entscheidungskampf. Horch! es ist Schlag 10 Uhr vormittags und das Wetter so ausgezeichnet schön, der Himmel so klar — für viele ein Himmelfahrtstag. Also Schlag 10 Uhr! da krachen von neuem die Geschütze und die Bataillone der Preußen rücken auf alle 10 Schanzen los unter niedermähendem Schanzenfeuer. Die Trommeln wirbeln, die Signale schmettern, Hurrahgeschrei tönt aus tausenden von Kehlen und die Gewehre knattern schrecklich. Da fallen sie wie Halme. Sackträger springen vor und füllen die Schanzgräben aus, auch Leiterträger sind bemerkbar. Immer näher rücken sie an die Schanzen, hinauf wird gestürmt, hinein gehts und das Gemetzel beginnt. Ha! da erhebt sich schon auf einer Schanze die schwarzweiße Fahne und ein frenetisches Jubelgeschrei muntert die anderen zur weiteren Arbeit auf. Die Dänen wehren sich mit aller Macht, aber vergeblich. Die Schanzen waren durch das Bombardement in der Nacht zu sehr zusammengeschossen. Da und dort erhebt sich die preußische Fahne und verschwindet der Danebrog. Eine ungeheure Menschenmasse wälzt sich gegen die Brücke herunter, es sind unsere sich zurückziehenden Leute, viele haben keinen Gewehrkolben mehr am Lauf. Auf Schanze Nro. 2 ist der Kampf am hartnäckigsten, dort weicht der uns sehr bekannte in

unserem Laden öfters gewesene Lieutenant Anker keinen Schritt zurück, ringsum drängen die Bajonnette auf ihn ein, aber Anker ist ganz rasend und haut fürchterlich um sich. Schließlich muß er sich ergeben und da er sich so ritterlich verteidigt, schont der Feind sein Leben und macht ihn zum Gefangenen mit der Erlaubnis, seinen Säbel tragen zu dürfen. Es ist 3/4 12 Uhr und der Brückenkopf muß noch genommen werden. Diese Scene spielte sich vor unsern Augen ab. Da wurde nicht mehr geschossen; die Leute packten einander am Kragen, stachen mit Messern und Bajonnetten zu und schlugen mit Gewehrkolben, Steinen, Radspeichen und Granatstücken auf einander. Die Brücke wurde in Brand geschossen, um den Dänen den Rückzug abzuschneiden. Schlag 12 Uhr war auch die Blutarbeit am Brückenkopf beendet, die letzten Dänen versanken mit den Resten der Brücke in dem Sund und der Verkehr zwischen Düppel und der Insel Alsen war abgeschnitten. Ringsum war der Boden mit Toten und Verwundeten bedeckt und in den Straßen fielen noch manche schwerverwundet um und hauchten ihr Leben aus. Auf allen Schanzen wehte die preußische Flagge und auf einmal hörten wir einen Choral von den Regimentsmusiken spielen und die Truppen sangen: Herr Gott, dich loben wir!

Prinz Karl, Herwarth von Bittenfeld und ich glaube auch Vogel von Falkenstein schauten herüber zu uns. Jetzt waren die Preußen uns so nahe, daß wir miteinander über den Sund hinübersprechen konnten. Wir schauten zu, wie sie die Toten und Verwundeten aufräumten, Freund und Feind. Die Preußen spielten dabei Grablieder. Auch während des Kampfes hörte man die Burschen Märsche spielen, als wenn sie nur auf dem Paradefeld und nicht auf dem Schlachtfeld wären. Die dänischen Truppen aber waren herzlich froh, daß der Düppel-Akt vorüber. Jetzt kam nur noch der letzte: die Einnahme von Alsen.

Die Preußen hätten bei dieser Lage der Dinge zweifellos unter dem Schutze der Düppelkanonen, die sie ja jetzt gegen uns auf Alsen gedreht, sogleich mit den Dänen herüber können. Diese hätten sich gleich ergeben — Schiffe waren nicht viel in Horup-Haff — dann wären ganze Regimenter nach Berlin als Gefangene gekommen. Das ist so gewiß als zwei mal zwei vier ist.

Mit dem Buchbindergeschäft war es jetzt aus, nur unser Laden blieb immer noch offen und Marie hantierte ganz allein im Haus. Die Soldaten kamen vom Lager von Ulkebüll und kauften Schreib-

materialien und Leihbücher zur Unterhaltung, denn jetzt hatten sie keine Beschäftigung mehr, als im Lager und in den Laufgräben am Alsensund herum zu liegen und die Preußen drüben am Ufer zu fixieren und zu hänseln. Darum mußten Spielkarten, Tabak, Bücher und Schnaps herhalten. Der schreckliche, grimmige Winter war jetzt vorüber und ein prachtvolles, wolkenloses Frühlingswetter erfreute wieder das so schwer und so lange bedrängt gewesene Menschenherz.

Ich und Peter waren kurz besonnen. Zu leben hatten wir genug, aber wir wollten auch etwas verdienen. Wir annexierten ein herrenloses Leiterwägelchen, stellten ein Fünfzigliterfäßchen darauf, kauften für mehrere Thaler Schnaps und füllten es bis zum Spuntloch. Eine Kiste bepackten wir mit allerhand Schreibutensilien, Cigarren, Schnupftabak u. s. w. Fort ging es damit in die Trancheen der Dänen. Wir machten mit den Danskeu in diesen an der Uferhöhe sich hinziehenden Laufgräben mit ihren großen, in die Erde gewühlten Quartierhöhlen sehr gute Geschäfte. Peter war der Ausschenker und Dolmetscher, ich der Kassier. Die Preußen von drüben streckten gegen uns ihre Schnapsflaschen in die Höhe, und schwenkten ihre Mützen, namentlich wenn ich gut deutsch hinüber rief: Prosit Kalauer und Kümmelblättler! Einer schrie herüber, wir sollen ein großes Speckstück aufstecken, er wolle sehen, ob er's treffe. Dies wollte ich thun, aber die dänischen Offiziere erlaubten mir es nicht. Die dänischen Soldaten waren an uns zwei — an mich und den Struwelpeter — so gewöhnt, daß sie uns jeden Tag erwarteten. Mit denen, die kein Geld hatten, führten wir Tauschhandel, indem wir Commisbrod und Speck annahmen, die wir dann auf der Insel verkauften.

Es kam der schöne Monat Mai! Ach diese Schönheit der Insel! Wie schnell machte die Natur wieder gut, was der menschliche Wahn zerstörte. Diese erfrischende Ostseebrise, diese herrlichen Wäldchen, dies saftige Gras und die herrlichen Blumen. Ach schön ist ja die Welt überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Bevor ich mit meinen Erinnerungen an Sonderburg schließe, muß ich auch noch des Besuches des preußischen Königs auf den Düppler Schanzen erwähnen. Es war bald nach der Einnahme derselben, als wir gewahr wurden, daß im Lager der Preußen hoher Besuch sein müsse. Ein Unteroffizier gab mir sein Fernrohr, ob ich den König nicht erkenne und wahrhaftig, als er einen Augenblick seitwärts ging, stob seine ganze Begleitung ehrfurchtsvoll beiseite und einer

schien mit einer Karte oder einem Taschentuch in der Hand immer etwas zu erklären, vielleicht so ungefähr: „Sehen Sie, Herr König, Ihre Truppen haben durch diese Erstürmung die Brücke gebaut, auf der das herzogl. Stammhaus Augustenburg dort drüben zum deutschen Kaiserthron sich hinaufschwingt. Aus diesem Schlosse dort drüben Herr König, holt Ihr Enkel sich eine Kaiserin." — Mein Fernrohr war scharf; ich zog die Leute ganz zu mir her. Einen sah ich, — eben diesen in der Mitte — besonders geehrt, er trug einen Backenbart. Ich meine, Er sei's gewesen, von dem der Buchbindermeister Eggert in Sonderburg manchmal prophetisch weissagte: „Auf den Trümmern von Düppel erhebt sich noch ein deutscher Kaiser!"

Ich rüstete mich, da ich doch der Familie Eggert nicht zur Last fallen mochte, zum Abschied aus der Ruinenstadt und zum Verlassen der Insel Alsen. Aber die Dänen wollten mich nicht aufs Festland hinüber lassen. Sie meinten auf dem Hauptquartier, das jetzt in Horup=Haff, dem Belt=Hafen von Alsen, war, ich dürfe nicht hinüber, da ich die ganze Insel und alle Verhältnisse, die militärischen wie civilen, zu gut kennen gelernt habe. Ich müsse über Schweden nach Deutschland zurück, da kein dänischer Dampfer mehr den Passagier= und Postverkehr vermittele. Das war mir ganz aus dem Herzen gesprochen, denn meine so lange eingedämmte Reiselust erwachte von neuem.

In der zweiten Woche des Mai, nachdem ich meine Granatstücke nebst andern Kriegstrophäen, darunter der Danebrog von der Kirchhof=schanze zu mir genommen und über einen Zentner Eisen und Blei meinem Freunde dem Malergehilfen zum Aufbewahren übergeben, nahm ich Abschied von der Stätte der Trümmer, wo stündlich gegen 4 Monate lang der Tod über meinem Haupte geschwebt, wo ich so viel Elend geschaut, wo ich gesehen, welchen Wert ein Menschenleben hat. Ich nahm Abschied von Freunden und Bekannten, insbesondere von Peter, dem Malergehilfen und von dem guten Mariechen. Wie gerne hätte ich während des Krieges all die frischen Eindrücke, die Ereignisse, die sich dicht vor meinen Augen und um mich herum entrollten und in denen ich selbst direkt ein Mitwirkender war, Woche für Woche über Dänemark und Schweden nach Cannstatt geschickt, damit sie mein ehemaliger Schulgenosse Bosheuyer in seinen „Neckarboten" aufnehme. Ich glaube nicht, daß der verehrl. Staatsanzeiger sich wie bei Kuhnle wohllöblich gegen mich aufgebäumt hätte. Lieber Leser! wenn ein Pferd

wild wird und sich aufbäumt, so zieht man es am Zügel ganz gemütlich wieder herunter, und es wäre mir nicht schwer gewesen und heute noch nicht — solchen Zügel zu erfassen und das wild gewordene Büreaukraten-Rößlein zu besänftigen und in seinen Stand zu führen, alles nur eben wieder mit der gleichen Waffen wie die Gegner, unsere oder meine Widersacher sie führen, mit der verflixten Feder.

In Horup-Haff erhielt ich vom Hauptquartier einen Ausweis, daß ich während des Kriegs mich da aufgehalten und auch fürs Hauptquartier gearbeitet habe. Die Polizei trug mir die Arbeit bei Eggert in das Wanderbuch und visierte mir nur bis Korsör auf der Insel Seeland.

Nachdem meine Papiere geordnet, stand mir die Welt wieder offen und stand ich am Ufer des kleinen Belt und wartete auf ein Passagierschiff den ganzen Tag — vergeblich. Da, am fernen Horizonte zeigten sich mächtige Rauchwolken und zuletzt sah man auch das Schiff selbst daherschaukeln. Ich freute mich, daß ich jetzt bald weiter könne. Der Wirt aber nahm sein Fernrohr und schaute in die See hinaus. „Guter Freund!“ — sagte er, — „das ist kein dänisches Schiff, das ist ein englischer Kriegstransportdampfer; der kommt und geht mit Kriegsmaterial.“ Der Schiffskoloß — er hieß ‚Freya‘ — landete und begann gleich unter militärischer Hilfe auszuladen. Ich wartete noch einen Tag, aber es kam wieder kein Schiff. Jetzt gab mir der Wirt den guten Rat, ich solle während des Durcheinander der Ladung auf das Kriegstransportschiff schleichen; mich dort verstecken und eine halbe Stunde nach der Abfahrt zum Vorschein kommen, dann könne ich umsonst fahren. Diesen billigen Rat befolgte ich sofort, ich wartete beinahe bis zum Schluß der Ladung. Da brachte man einen schön verzierten Sarg, in welchem ein dänischer Major seine Ruhe fand. Die Verwandten wollten ihn in der Heimat gebettet haben. Diese Sargverladung benutzte ich zur Einschmuggelung und als ich an Bord war, ließ ich mich zwischen Kriegsutensilien aller Art nieder. Nachdem der Koloß die Anker gelichtet, drehte er sich um und schnaubte der Insel Fünen zu. Ich begab mich allmählich aus meinem Versteck, lehnte mich über das Steuerbord hinaus und sah dem Spiel der Wellen zu. Auf einmal legte jemand seine Hand auf meine Schulter und welschte an mich hin. Ich drehte mich um und da stand so eine Art Obermaat oder Steuermann. Ich sagte: nix danske, nix eng-

lisch. Der ging fort und holte zwei. „Wie gomm sik darauf?“ Das verstand ich. Ich sagte, ich reise auch nach Korsör, es sei kein anderes Schiff dagewesen. „Mag nix, darauf Sie nik dürfen fahren, nix Post, nix Passagier.“ Jetzt wollten die Kerls einen Eimer Salzwasser über mich gießen. Ich sträubte mich gegen die englischen Narren so gut ich konnte, da kam der Kapitän daher und ich mußte Rede stehen. Ich zeigte ihm meine Papiere, aus denen er doch nicht ganz klug wurde und machte ihm die Sache so viel wie möglich klar. Als die Matrosen vom Kapitän hörten, daß ich die ganze Alsen-Katastrophe mitgemacht, war ich auf einmal hochgeehrt. Sie brachten mir Essen und Trinken und ich ließ mir es schmecken. In Sevendburg auf Fünen wurde angehalten und vor uns lag die prachtvolle Insel Tassing, eine der schönsten dänischen Inseln, im ersten Frühlingsschmuck. Die Bevölkerung war stark am Hafen vertreten. Die armen Leute waren in tiefer Trauer um ihre Angehörigen, die drüben auf Alsen und dem Sundewitt zur Ruhe gebettet waren. Eine sehr niedergedrückte Stimung machte sich bemerkbar. Als es über den großen Belt ging, war die See sehr unruhig und das große Schiff schaukelte wie eine Nußschale, so daß der Sarg zu einer Wiege wurde.

Am Hafen in Korsör stand eine große Menschenmenge, ebenfalls in großer Trauer. Ich dankte dem Kapitän für die billige Fahrt und stieg ans Land.

Am Hafen hätten mich die Leute schier zerrissen, weil einer zu den vorderstehenden Leuten auf dänisch sagte: ich hätte alles mitangesehen. Sie bestürmten mich mit Fragen und glaubten, ich hätte die Sprache verloren, bis ich einen Laut von mir gab. „Jei, er en Tiske, jei ka egge tolle Dansk.“ Da wichen sie drei Schritte von mir, doch die Neugierde übermannte sie und einer machte den Dolmetscher. So stand ich, von einem größeren Haufen umringt eine ganze Stunde, bis ich aus dieser Klemme kam. Mehrere gingen mir nach und ich mußte schier weinen über das Elend dieser Leute, die von einem wildfremden Menschen und noch dazu einem nationalen Feinde Nachricht über das Schicksal ihrer Angehörigen, Lebenden und Toten, wissen wollten! Abends in dem Gasthaus ging es mir kein Haar besser. Ich sollte vermittelst Dolmetscher immer und immer wieder erzählen und kam dadurch sehr spät ins Bett. Sie schimpften mehr über die Kopenhagener als über die Deutschen. Das Mädchen, das mir in mein Zimmer leuchtete, wollte gar nicht mehr von mir weg, sie weinte

um ihren Bruder auf Düppel und diskutierte an mich hin und ich konnte doch nichts mit ihr sprechen. Auf einmal rannte sie fort — es war Nachts 2 Uhr — und kam gleich wieder mit einer Photographie, einem Soldaten in voller Ausrüstung. Sofort erkannte ich die Ähnlichkeit zwischen beiden, es war ihr Bruder, der leider nur noch auf der Photographie existierte. Sie zeigte mir auch Briefe von ihm, er hatte ihr noch zwei Tage vor seinem Tod, am 16. April, geschrieben. Sie gab mir die Hand und ging nachdem sie sich satt geweint.

Am andern Tag ließ ich nach Kopenhagen visieren. Der Marsch ging nach Nagelsee, Sorö, Ringstedt, durch eine üppige Landschaft. In Ringstedt bestieg ich die Eisenbahn nach Rothschild. Es ist dies die zweitgrößte Stadt Dänemarks, sie liegt an einem schmalen, tief in die Insel einschneidenden Fjord des Kattegat. Es ist eine sehr alte, interessante Stadt und der Ruheplatz der dänischen Könige, wenn ihre Herrlichkeit vorüber ist. Des andern Tags nahm ich im Fjord ein erfrischendes Bad und warf mein Hemd, das voller Läuse von Sonderburg war, in den Fjord hinein und zog ein anderes frisch gekauftes an, nachdem ich vorher meinen Körper tüchtig eingeseift. Alles hatte zuletzt Läuse in Sonderburg: Bürger, Soldaten und Offiziere und die Krätze feierte wahre Triumphe. Ich merkte aber bald, daß die Befreiung von Ungeziefer und Krätze strengerer Mittel bedürfe. Ich ließ mich in das Spital aufnehmen, wo ich zweimal des Tags von Kopf bis zu Fuß mit Krätzseife eingerieben wurde; dazu mußte ich einen Schoppen Schießpulver trinken. Vorher hatte ich immer Schießpulver riechen müssen und jetzt mußte ich es auch noch kosten. Dann wurde ich in der Badewanne mit Bürsten gehörig bearbeitet. Nach einigen Tagen fing ich an mich zu häuten wie eine Raupe, und wie neugeboren atmete ich bald wieder auf. In diesem wohligen Zustand merkte ich erst, was es heißt, wochenlang, wie wir in Sonderburg, nicht aus den Kleidern zu kommen. Wenn ich später einen räudigen Hund, ein räudiges Schaf und eine schäbige Katze erblickte, dachte ich an die schönen Tage von Rothschild am Kattegats-Fjord, und sagte: o ihr bemitleidenswerten Tierchen, ich vermag euern Zustand zu würdigen, denn ich weiß, was schäbig und räudig ist!

Rein wie Schnee, ohne Läus und Flöh, kam ich also in der Hauptstadt Dänemarks, einer der schönsten Städte Europas, an. Ich kutschierte sogleich mit der damals schon eingeführten Pferdebahn durch

die elegante moderne und doch wieder — in Beziehung auf die Schlösser — altertümliche Stadt. Am Tag nach meiner Ankunft unternahm ich einen sehr gewagten Schritt, der sehr unangenehme Folgen für mich haben konnte. Ich frug nämlich, wo die Tisken Gefangenen interniert seien und man sagte mir: in der Citadelle, den Namen weiß ich nicht mehr. Ich spazierte hinaus, inspizierte das Terrain und fragte — in Kopenhagen können sehr viele Leute deutsch — ob man da hinein dürfe? „Keine Rede davon,“ erhielt ich zur Antwort. Ich spazierte hin und her und da kamen einige, von Bauern geführte Heuwagen, die fuhren hinein. Dem letzten Wagen schloß ich mich hinten an, und schaute weder rechts noch links wie wenn ich zum Wagen gehörte. Zuerst ging es über eine Art Zugbrücke und dann wieder durch ein schmales Thor. Ich kam an zwei Posten vorbei, die bekamen wahrscheinlich beim Anblick dieser Ladung Sehnsucht nach der Heimat. Ich war ihnen in diesem heiligen verzückten Augenblick nicht wichtig und auf einmal hielt man in einem großen Hof. Aus allen Thüren und Fenstern schauten Preußen und Österreicher heraus. Ich ging schnurstracks, wie wenn ich hier zu Hause wäre, auf sie zu, unterhandelte schnell mit ihnen, und sagte ihnen, wenn sie Briefe heimschicken wollten, so nähme ich sie mit und gebe sie in Lübeck auf die Post. Da, lieber Leser, hättest du sehen sollen, wie flink die bei der Hand waren, zu kritzeln. Links vom Eingang in das Gebäude stehen mehrere Aborte, da hinein gingen sie zu schreiben, und andere liefen nach oben an ihre Betten. Als die dänischen Bauern ihre Wagen leer hatten, hatte ich einen Pack Briefe beieinander. Ein herzlicher Händedruck und hinaus gings wieder hinter den leeren Wagen aus der Citadelle der deutschen Gefangenen.

In Kopenhagen erhielt ich vom Zunftmeister einen großen Zettel, worauf die Namen nebst Wohnungsangaben sämtlicher Buchbinder von Kopenhagen gedruckt waren. Ich habe alle 67 Buchbinder besucht und war in einigen Tagen damit fertig. Meine Aufnahme war eine sehr verschiedene, hier nur einige Beispiele. Ich kam in eine Werkstatt, und als der Meister ins Wanderbuch geblickt, fing er an: „Wie können Sie sich unterstehen, hierher zu kommen und Arbeit zu suchen, nachdem ihr Mordbrenner, ihr Räuber unser Land verwüstet, Städte und Dörfer dem Erdboden gleich gemacht und unsere Söhne und Brüder ermordet habt. Zwei Söhne habe ich verloren, könnt ihr mir sie wieder lebendig machen, ihr Räubergesindel!“ — „Guter Mann,“ sagte ich, „ich versteh’ Euren Schmerz zu würdigen, aber ich selbst bin ja un-

schuldig an den Greueln dieses Menschenschlachtens. Schauen Sie mal näher hinein in meine Schriften und hier noch dieser Zettel, dieser Schein, er trägt die Unterschrift von Eurem Generalkommando — „das nichts war und nichts ist“ — fügte der ganz echauffierte Vater zweier in der Schlacht verlorener Söhne hinzu. Er schaute und war starr: „Sie haben dies mitgemacht und sind vielleicht wochenlang um meine Söhne herum gewesen? Ach, wenn ich nur wüßte, wo sie begraben liegen.“ Er schimpfte nicht mehr, schrieb auf meinen Zettel, daß er keine Arbeit habe und ich empfahl mich. So ging es von Buchbinder zu Buchbinder.

Bei einem Meister aber hatte ich eine sehr freundliche Aufnahme. Nachdem derselbe mein Wanderbuch besichtigt, sagte er deutsch: „So Sie sind ein Schwabe! Kommen Sie herein ins Wohnzimmer“ — und stellte mich seiner Frau vor. Beide waren Dänen. „Siehst du, dieser junge Mann hat in der gleichen Stadt gelernt, wo ich seinerzeit gearbeitet.“ Er erzählte mir von Stuttgart und der Umgegend, namentlich von Cannstatt und der ‚Wilhelma‘ und ich mußte ihm nachher mit Düppel und Alsen aufwarten. Gegen zwei Stunden dauerte mein Aufenthalt bei ihm und am Schluß erhielt ich von ihm eine Krone extra noch. Das war wieder ein warmer Strahl zwischen die sonstigen kalten Aufnahmen.

In Kopenhagen ist ein Turm, zu dessen Spitze man von außen hinaufgeht. Welch prächtiges Panorama hat man von dort oben. Da liegt Seeland mit seinen Dörfern, Weilern, Gehöften und prächtigen Buchenwaldungen vor einem ausgebreitet, und die herrliche Stadt ringsum mit ihren schönen Anlagen, Plätzen und Kanälen. Eine frische Brise weht vom Sund her, der, von hunderten von Schiffen belebt, einen imposanten Anblick gewährt; drüben aber zieht sich von Süden nach Norden die schwedische Küste mit freundlichen Dörfern und Städtchen hin. Hätte ich in Kopenhagen können bleiben, so wären mir die Bänke hier oben mein Lieblingsplätzchen geworden. Peter der Große ritt einst auf diesen Turm. Als ich hinaufkam, war gerade eine Herrschaft droben, die war ganz entzückt, sprach dann aber von Politik. Die eine Person sagte: wir wollen lieber deutsch sprechen, man weiß nicht was für Pöbel heraufkommen kann. Sie besprachen die Seeschlacht bei Helgoland und begeisterten sich ganz für die deutsche Kriegsflotte. Jetzt fing ich auch an zu sprechen und die Gesellschaft erschrak fürchterlich, als sie merkten, daß ich alles verstanden. Denn mit dem Kopenhagener Pöbel, wenn ich ein Glied davon gewesen, hätten sie unten rechnen

müssen. Hat dieser Pöbel doch selbst die eigene Königstochter auf der Straße insultiert, bloß weil ihr Papa nicht sofort auf seine Kriegsmanie eingehen wollte. Aber wie atmete die Gesellschaft auf, als ich ihr meine Papiere zeigte. Ein Schwabe, riefen sie, und noch dazu von Alsen kommend. Zwei volle Stunden blieb die Gesellschaft da droben, bis ich ihr in großen Zügen das Drama von Sundewitt und Alsen entrollt hatte. Die Gesellschaft lauschte gespannt meinen Worten und eine Dame reichte mir die Hand und sagte: ach, das sollten Sie, wenn sie zu Hause sind, in Druck bringen, das sind ja Erlebnisse, denen kein Roman die Spitze bieten kann. Ach, wer weiß, ob ich je dazugekommen wäre, diesen Rat noch zu befolgen, wenn ich nicht als Flüchtling aus einer modernen Bastille genötigt wäre, durch alle Mittel den Beweis zu führen, daß man es mit einem Mann von leidlich gesundem Verstand zu thun hat. — Die Fremden — es waren Ostsee-Russen — verabschiedeten sich herzlich von mir und als ich ein mir in die Hand gedrücktes Papier aufmachte, war ich um 10 Thaler reicher.

Das Kleinod von Kopenhagen sparte ich mir für zuletzt auf, um den vollen Eindruck davon mitzunehmen.

Werter Leser! Auf einer Reise von Grönland durch das arktische Meer nach Skandinavien wurde ein Kind niederer Abstammung geboren. Komm mit mir! ich will dir zeigen, was dieses auf dem Salzwasser geborene Kind geschaffen. Sieh, dort im Herzen Kopenhagens, wo die Fluten des Salzwassers dahinrauschen, dies prächtige aber einfache Gebäude. Es ist ein Museum. Alle die Kunstwerke, welche dieses Haus birgt, hat ein einziger Mensch geschaffen und noch vielmehr dazu draußen in der Welt herum, — bewundernd stehst du da und kommst nicht aus dem Schauen der Dinge, die da eine künstlerische göttlich geleitete Hand aus dem starren Gestein, bildnerisch geschaffen. Nachdem wir alles mit größter Hingebung betrachtet, führe ich dich in den rings vom Museum umgebenen Hof. Hier liegt der Schöpfer inmitten seiner Werke unter einer schlichten Grabplatte. Sein Name lautet Thorwaldsen! Das ist das Kind, das auf den schwimmenden Brettern geboren, dessen Wiege ein Schiff war. Ruhe sanft großer Meister der bildenden Kunst. Was du geschaffen, soll es vielleicht einstens durch den blutrünstigen Wahnsinn, vielleicht nur eines Menschen, wieder zerstört werden? Soll Kopenhagen eine Festung werden, daß ja der Feind Anlaß und Ursache kriegt, dein Kleinod zu zerstören und das Grab dieses großen Toten mit Granaten zu

spicken und zu schänden! Pfui Teufel! ihr erbärmlichen europäischen Säbelrassler, ihr Mars-Gigerl! Ihr wollt dabei in der Kultur um tausend Prozent höher stehen als Chinesen und Japaner, die doch gegenseitig ihre Pagodenköpfe verschonen! Vor 25 Jahren hätte nicht viel gefehlt und das Wahrzeichen von Straßburg wäre gefallen! Das ist Völkerbildung, wenn man — von hinten anfängt!!!

Nachdem ich Kopenhagen gründlich durchstöbert, gings auf das Polizeiamt, wo ich sehr höflich behandelt wurde. Ich mußte dem Beamten eine halbe Stunde lang erzählen. Alsdann sagte er: Sie bekommen von der Kommune Kopenhagen 2 Thaler Unterstützungsgeld, hier ist es. Ich sagte meinen Dank und fragte, ob ich dies später zurückvergüten müßte. Niemals, bemerkte er, das ist Geschenk und kein Darlehen. Hierauf läutete er dem Amtsdiener. Alles ging so ruhig und still vor sich, nicht wie bei uns mit schneidigen Gebärden und Munderkinger Grimassen.

Der Beamte schrieb einen Zettel, übergab ihn einem Gendarmen mit den Worten: „so, dieses lassen Sie — er ist kein Preuße — den jungen Mann holen“, und zu mir gewendet: „wo wollen Sie überfahren: Malmö oder Helsingör?“ Ich sagte: ich möchte erst gerne noch Marienlust und Hamlets Schloß Kronberg sehen. „Nun ja, dies macht nichts, ich gebe Ihnen da eine Karte, wonach Sie nach Gothenburg oder Lübek zu billigerer Fahrtaxe mitgenommen werden müssen. Weil wir ja Krieg mit Deutschland haben, so unterhalten nur schwedische und englische Schiffe den Verkehr und da genügt Ihr Wanderbuch nicht allein, da müssen Sie diesen Schein abgeben.“

Ich ging nun in die nebenanliegende Gensdarmerie, dort wartete man mir mit einer ganzen Platte belegter Butterbrote, Bier, und einem Gläschen Brandy auf und ich kam gern der Aufforderung des Polizeibeamten nach, der mich zum Abschied gebeten hatte, ich möchte den Gensdarmen von Düppel und Alsen erzählen. Werter Leser! Du mußt wissen, daß damals ganz Europa auf dieses Stückchen Erde mit Spannung schaute, denn in der ganzen politischen Luft lag eine Ahnung, daß mit dem Fall von Düppel und Alsen der Anfang zu größeren Fällen gemacht sei; um wieviel mehr mußte sich der nächstbeteiligte und in Verlust gekommene Däne dafür interessieren. Die Männer drückten mir beim Fortgehen wohlwollend die Hand und einen Pack „Belegtes“ mußte ich mitnehmen in mein Gasthaus in der „Store Kongesgade.“ Die Herrn baten mich aber, von der Bewirtung

nirgends etwas in Kopenhagen zu erwähnen. Einige hatten auch Trauer, verloren im Krieg Verwandte und Bekannte.

In den Gasthäusern in Kopenhagen, in sämtlichen — sobald der Wirt erfuhr, woher ich kam, flüsterte er den Gästen etwas ins Ohr und ich war die Zielscheibe aller Augen. Man rückte gegen mich, hustete und pustete und auf einmal war das Gespräch mit denen, die deutsch konnten, im Fluß. Kamen dann Orgeln herein, so sang man mir Danske-Lieder vor, die alle den tapferen Landsoldaten verherrlichten und die Vernichtung der „deutschen Hunde" predigten.

Ich unternahm nun einen kleinen Ausflug hinauf nach Kronborg, Hamlets düsterem Schloß. Als finsterer Steinkoloß beherrscht es die Schiffe bei ihrem Austritt oder Eintritt vom Sund in das Kattegat. Man muß wie ich an einem wunderschönen Maitag hier oben sein im Seebad Marienlust und diese See- und Waldesluft einatmen und das Wasser und das nahe Hölsingborg von Hölsingör aus überschauen. O, welch ein Gefühl übermannt einen, wenn man nach den Schauern des Kriegs in solch friedliche Natur hineingelangt. Ich ging wieder zurück nach Kopenhagen und fuhr nach Malmö hinüber.

In Malmö sagte man mir, in Ystadt gebe es Arbeit. Ich marschierte über Svedala und Borringe dorthin, allein der Meister hatte schon einen von Stralsund aus erhalten. Von hier aus konnte ich mit einem Schiff nach Sölvesborg fahren und von da gelangte ich über Christiansstad und Sösdala nach Helsingborg. Nun stand ich auf der andern Seite des Sundes und schaute von Schweden aus hinüber nach Dänemark, nach dem Schlosse des Hamlet. In Helsingör wollte ich mit dem Schiffe nach Gothenburg fahren, allein ein Champagnerreisender, ein echter Lebemann, aus Hamburg gebürtig, hielt mich davon ab. Ich mußte mit ihm die Landtour bis Karlskrona im Fuhrwerk machen. Er bezahlte überall meine Zeche und in dem Städtchen Kongsbaka trennten wir uns, um in Göteborg nochmals zusammen zu kommen. Ich machte die Reise von Kongsbaka bis Gothenburg zu Fuß und endlich erblickte ich die sehr deutsch angehauchte am Meer und dem Gota-Elf gelegene moderne schwedische Hafenstadt. Da wäre ich gern bis zu meiner Rekrutierung geblieben, so sehr gefielen mir Stadt, Umgegend und Einwohner und mit der Sprache ist es mir viel besser gegangen als in Dänemark, weil hier sehr viele Geschäfts- und Seeleute deutsch können. Viele deutsche Commis und sonstige Handelsleute trifft man dort. Nachdem ich abermals mit dem,

am andern Tage eintreffenden Herrn Martens fröhliche Stunden verlebt, kam unsere Trennung. Herr Martens war auch schon in Schwaben gewesen und sein Wunsch war, daß wir uns in Stockholm wieder treffen möchten. Er gab mir die Karte seines Absteigquartiers in der Scheren- und Holmstadt. Nur das meinen Eltern gegebene Versprechen, nach drei Jahren pünktlich zur Rekrutierung wieder einzutreffen, hielt mich ab, mein Reiseziel auf Stockholm und Rußland auszudehnen.

Nach 3 Tagen benützte ich den abgehenden Dampfer und schiffte mich wieder nach — Kopenhagen ein. Die Fahrt ging sehr schaukelnd und stoßend auf dem hier nicht unbedeutenden Wellenschlag des Kattegat. In Kopenhagen holte ich schnell ein, was ich vergessen, nämlich die Bildwerke Thorwaldsens in der Frauenkirche zu besichtigen. Geh' hin, mein Freund, wenn du nach Kopenhagen kommst.

Abends 6 Uhr fuhr ich von der Dänenhauptstadt mit dem schwedischen Dampfer Halland nach Deutschland ab. Es war eine herrliche Nacht und prächtige Fahrt. Schneeweiß erglänzten die dänischen Kreideberge im Mondeslicht und über das Meer hinweg verbreitete sich ein matter Lichtstreifen. Die Wellen kräuselten sich nur leise und die Fische schnalzten und schossen mit uns durch die Wellen dahin, die Brocken aufschnappend, die man hineinwarf. Das Schiff wiegte sich, als wenn es nach den Weisen eines Straußischen Walzers ging. Ich blieb die ganze Nacht auf Deck. Nachdem wir die dänischen Inseln „Moen“ und „Falster“ passiert, machte sich am fernen Horizont ein heller Streifen bemerkbar, und es dauerte nicht lange, so schwebte eine prachtvolle, große Feuerkugel über das Wasser im Osten empor. Ein Sonnenaufgang auf dem Meer, lieber Leser, ist für einen binnenländischen Naturfreund eine geistige Augendelikatesse.

Ich möchte dir, lieber Freund, diesen Augenschmaus auch einmal gönnen. Grell, weiß und gelb scheint jetzt schon die Küste der Insel Rügen, von Pommern und Meklenburg herüber; Rostock, Warnemünde ist passiert, auch links drüben Wismar und nun geht es nach einigen Stunden Fahrt in die Trave hinein, Travemünde und Dassow sind passiert, flott geht es die Trave hinauf und um 9 Uhr landete ich wieder auf deutschem Boden in Lübek. Wie ich dort bei allen Freunden und Bekannten und bei Röpers am Markt und im alten Gasthaus aufgenommen wurde, brauche ich dir nicht zu schildern — male es dir selbst aus. Nur die Lübeker Polizei wollte mit mir ein kleines Intermezzo haben. Weil nämlich weder die Dänen noch die Schweden mir

extra nach Lübek visierten und mir nur den Aufenthalt bei ihnen eintrugen, so wollte die Lübeker Polizei mich wieder nach Schweden zurückschicken, damit dort in mein Büchlein eingetragen werde, nach „Lübek," um mich dann weiter nach „Hamburg" einschreiben zu können. Ich aber hatte keine Lust, diesem Zopf zu lieb retour zu fahren, nahm daher meine humoristische Schere und schnitt den Bureaukratenzopf ab. Ich ging zum württembergischen Konsul in Lübek und der brachte es nach langem Hin- und Herreden so weit, daß mir die Polizei der freien und Hansestadt Lübek statt retour nach Schweden nach Hamburg visieren mußte.

Nochmals gings zum Holstenthor hinaus, aber — um wieviel Erfahrungen und Erlebnisse reicher als das erstemal vor 8 Monaten. Meine Aufnahme war bei allen Bekannten in Hamburg eine herzliche. Ich wurde fast heißer. Groß aber war das Erstaunen Lehmkuhls, wie ich dem meine Papiere und die dänischen Tagesbefehle vorlegte. Er stemmte seine Linke in die Seite, steckte die Feder hinter das rechte Ohr und sagte, indem er mich von Kopf bis zu Fuß nochmals betrachtete: „Das läßt sich hören. So ist mir weder auf meiner Reise noch als Polizeimann kein ähnlicher Handwerksbursche vorgekommen. Ich beneide Sie um das, was Sie gesehen und mitgemacht." — Lustig marschierte ich nach St. Pauli, und durchs Nobisthor nach Altona und endlich zur größten Überraschung meiner Freunde stand ich — der von ihnen allen Ernstes tot Gesagte — wieder gesund und munter in ihrer Mitte. Meinen Eltern hatte ich von Kopenhagen und Göteborg aus geschrieben. Meine Freunde aber wollte ich überraschen. Welch herzlicher Empfang. Der Schneidermeister drückte mir, nachdem ich erzählt hatte, kräftig die Hand und sagte: „Hören Sie Schwäbchen! Alle Achtung! Sie haben eine seltene Courage und eigentümliche Begabung bewiesen in solch schwierigen Verhältnissen mit den erbittertsten Feinden und dazu noch in ihrem Lande zu verkehren und die Herzen fremder, Ihrer Heimat weit entfernter Menschen zu gewinnen, wie wir auch alle hier Ihnen aufrichtig zugethan sind. In einigen Tagen müssen Sie im Schmidsaal und in Hamburg über Ihre Erlebnisse Vortrag halten." So geschehen in St. Pauli und Hamburg unter großem Applaus von dem nachmals laut Akten geistesgestörten (!) gemeingefährlichen (!) unzurechnungsfähigen(!) Julius Pfeiffer von Sontheim O.A. Heilbronn, genau in seinem 20. Jahr. Als Schwabe hatte ich also noch 20 Jahre vor mir, bis ich vollends gescheit wurde; ob ich diesen Tag verpaßt habe, mein Lieber, dies kannst du selber beurteilen.

Schreinermeister Heyse, der sonst so trockene mürrische Brummbaß, kam auf mich zu, reichte mir erregt beide Hände und sagte: „Du weißt, Schwäbchen, ich bin kein Freund von Empfangsfeierlichkeiten, auch bin ich ein Preuße und kann die Ausländer, namentlich die Schwaben nicht besonders leiden, aber ich bin jetzt extra heimgekommen, um mein Schwäbchen zu begrüßen, den wir alle, die ganze Gademannsstraße, für tot glaubten. Die ganze Nachbarschaft rief, als Sie kamen: Heyse! er ist wieder da, vorhin ist er gekommen. Wer? Ha, wer! das Schwäbchen, Ihr Logisherr, der Kapellmeister der dänischen Musik, unverletzt mit Haut und Haar! Ja Schwäbchen, ik bin en Preuße, ein Landsmann der Düppelstürmer, aber alle Achtung jetzt auch vor den Schwaben, namentlich vor so einem reiselustigen, couragierten Schwäbchen wie du eines bist. Komm jetzt mit mich, wir trinken Einen beim Nachbar. Du bist noch nie bei mir in der Schenke gesessen, jetzt mußt du mit, es hilft dich nichts!" Frau Heyse umschlang mich mit ihren Armen, schaute mir lange mit umflorten, thränenfeuchten Augen in die meinigen und sagte nichts als: „Min Sön, heff ik dik weder."

Die zweite Hälfte des Jahres 1864 war für mich ein Ersatz für die erste Hälfte. Mit Freunden und Bekannten durfte ich die wunderschöne Gotteserde in Ausflügen in vollen Zügen genießen. Teils auf den Wellen dahinschaukelnd, teils auf den eisernen Schienen dahinfliegend, mehr noch aber mit Schusters Rappen. Kein Plätzchen gab es mehr um Hamburg herum, das ich nicht durchstöberte, links- und rechtsuferisch von der Elbe oder auch an der idyllisch sich dahinschlängelnden Alster.

Einmal wurde ich von einem Schiffer und Kaufmann überrascht. Sie luden mich zu einer Fahrt nach England ein. Die Fahrkosten wurden mir erlassen und der Kaufmann hielt mich bis auf einige ganz unbedeutende Ausgaben vollständig frei. Mein Prinzipal gab mir sofort die hiezu nötigen freien Tage, damit ich meinem Tagebuch noch mehr einverleiben könne. Er sagte stets: „Schwabe! Dies geben Sie später alles im Druck heraus. Ich übernehme dann die Auflage zum binden und broschieren." So ist es allerdings nicht gekommen, denn herbe Zeiten mußten noch über mich ergehen, bis meine Erlebnisse die Druck- und Zeitungspresse beschäftigen sollten.

Nun, zu meiner Reise nach England. Sie ging freilich nur nach Liliput-England, denn die Insel, wohin es gehen sollte, ist die niedliche damals und lange noch den Engländern gehörende Nordseeinsel Helgoland.

In Glücksstadt wurde zu kurzem Halt angelegt. Als wir weiter

fuhren, machte mich der Kapitän auf den in der Ferne sichtbaren Kirchturm von Marne aufmerksam. Ich dachte an meinen buckligen Freund, den Schneidergesellen und an den Gastwirt Keppler aus Mergentheim. Adieu, gute Freunde, nicht hätte ich geglaubt, daß ich hier noch schwimmend vorbeireise, höchstens wenn es nach Amerika ginge. Neuwerk ist passiert und der alte massige Turm verschwindet allmählich in den Fluten am Horizont und jetzt sieht man nichts mehr wie Himmel, Wasser, Fische, Seevögel und kreuz und quer fahrende Schiffe. Wir hatten günstige Brise und prachtvolles Seewetter. Die Wogen gingen aber dennoch sehr stark, denn die Nordsee ist ein sehr aufgeregtes Wässerlein und ich glaube, wenn es anginge, sie in eine Zwangsjacke einzuklemmen und zu schnüren, so hätten sie schon längst Psychosen-Juristen und Psychosen-Doktoren in liebevolle Behandlung genommen. Ich sage euch, die Nordsee kann manchmal ganz gestört, ganz unzurechnungsfähig und gemeingefährlich d. h. gefährlich für jedermann werden, selbst für die schneidigsten und raffiniertesten Staatsanwälte und Narrendoktoren. Auf einmal tauchte nordöstlich ein Punkt im Meer auf und immer näher, größer und deutlicher gestalteten sich seine Umrisse im Fernrohr. Noch einige Stunden und das Eiland liegt in seiner ganzen Sommerschönheit vor unsern Augen. Wir stehen bald auf Albions Boden, dessen Bewohner urplatte, urwüchsige, derbe, biedere Menschenkinder sind und — man staune — mit der Herrschaft Englands sehr zufrieden.

Das ist also Helgoland, das jährlich so und so viele Millionen Fische und so und so viele Tausend Badegäste fängt und — schabt.

Wir gingen die große Treppe hinauf und die zwei gastfreundlichen Männer wickelten ihre Geschäfte ab. Der Kaufmann (Herr Martens, der später in Rio Janeiro am gelben Fieber starb) trieb bei seinen Bekannten, in dem Gasthof und den Schenken eine förmliche Ausstellung mit mir. Überall mußte ich Düppel-Alsen zum besten geben. Nach zwei Tagen waren die Geschäfte der Herren im Reinen, wir lichteten die Anker und fort gings bis Cuxhafen. Dort trennten ich und Kaufmann Martens uns vom Seemann und seinem Schiff und nach einem kräftigen Schmaus im Gasthaus ging es per Elbdampfer zurück nach Hamburg an Stade und Buxtehude vorbei.

So kam abermals Weihnachten. Ich mußte vorher einige Wochen in einem Fourniergeschäft in St. Pauli, dessen Inhaber meines Meisters Freund war, aushelfen. Ich hatte dabei einen schönen Verdienst, nochmal so viel als der des besten Buchbinders. Weihnachten kam

und ich zog mich noch in den letzten Wochen meines Hierseins auch geschäftlich nach Altona zurück und ging zu Herrn Salomon am Rathausmarkt ins Geschäft. Es waren dies sehr brave Leute. Endlich kam auch meine Kiste und Koffer über Dänemark und Schweden an. Kein Stückchen fehlte. Mein Freund, der Malergehilfe, schrieb mir einen ausführlichen Brief von Sonderburg, worin er mir die Einnahme der Insel Alsen am 29. Juni schilderte. Vor unserem Hause und in demselben tobte der Kampf. Der Jammer der beiden Mädchen Trine und Marie, die sich um ihn klammerten, als die Zündnadelkugeln um ihre Köpfe pfiffen und die Preußen mit gefällten Bajonetten wutentbrannt in das Haus drangen, soll herzzerreißend gewesen sein. Die Straßen der nochmals brennenden Ruinenstadt lagen voll von Sterbenden und Toten, der Brand des großen Dänenlagers vor der Stadt, den die Dänen selbst legten, soll fürchterlich zu schauen gewesen sein. Zum Schluß bemerkte er mir: Guter Freund! Du hast Schweres, Schreckliches und Ergreifendes hier mitgemacht, aber all dieses ist nichts gegen den Tag des 29. Juni — da wurden Menschen zu Hyänen. Als das Päckchen Tagesbefehle unten im Koffer herauskam, sagte Meister Deßmer und Herr Heyse — Frau Heyse verstand die Wichtigkeit davon weniger — Schwabe! das ist aber doch die Keckheit aufs höchste getrieben. Die geringste Ursache hätte die Geschichte aufdecken können und am selben Tage wären Sie noch durch den Spruch des Kriegsgerichts erschossen worden, trotzdem Sie es nicht für den Preußen bestimmt haben, sondern als Reliquie nach Hause mitzunehmen beabsichtigten. Da haben Sie ein gefährliches Spiel getrieben. —

Nun zeigte ich die Briefe der deutschen Gefangenen aus der Citadelle von Kopenhagen und das Staunen fing von Neuem an.

Vor und nach Weihnachten marschierten die kämpfenden Truppen wieder durch Altona in die Heimat. Mein Freund! Das hättest du sollen sehen, diesen Heimmarsch der Truppen zu beschreiben gestattet der Umfang der Schrift nicht. Eins aber muß ich dir noch erzählen. Um ein Haar wäre dort schon auf der Altonaer Hauptwache der folgende österreichisch-preußische Krieg ausgebrochen.

Preußen wollte, da es jetzt als Sieger zurückkam, sofort die Altonaer Wache beziehen, aber die Hannoveraner wollten nicht und machten eine drohende Haltung, welcher die Preußen die Hartnäckigkeit ihrer Forderung gegenüberstellten. Es kam fast zum Blutvergießen. Da kam, glaube ich, von der Eschenheimergasse telegraphischer Bundes-

befehl an die ihr Recht wahrenden Hannoveraner, den Preußen nachzugeben und den Pickelhauben die Hauptwache zu überlassen. Und auch die Österreicher, die beim Ausmarsch in den Krieg in Berlin verküßt wurden, mußten jetzt, nachdem sie die Kastanien helfen aus dem Feuer geholt, schleunigst unter ihrem Gablenz aus Schleswig-Holstein verduften, sonst wäre ihnen der Rückzug in die Heimat von ihren eigenen Kampfesgenossen, den Preußen, abgeschnitten worden.

Nachdem allmählich Mitte Februar vorüber schnallte ich meinen Koffer und die Granatenkiste, um sie einige Tage vor meiner Abreise als Frachtgüter nach Stuttgart aufzugeben. Jeden Tag erwartete man mich zu Hause. Einer meiner besten Jugendfreunde und ebenfalls Rekrut, Jonathan Harrer, Goldschmied, starb zu Hause angekommen acht Tage vor meiner Ankunft. Dies that mir außerordentlich wehe, denn ich freute mich nicht bloß auf das Wiedersehen meiner lieben um mich besorgten Eltern und Geschwister, sondern auf das aller Kameraden, ja des ganzen Ortes Hofen. Ein anderer Jugendfreund und Hausnachbar, Johannes Maurer, Möbelschreiner, kam einen Tag nach mir aus der Fremde von Süden her, von der Schweiz zur Rekrutierung nach Hause. Lorenz König war indessen auf dem Büreau des gestrengen Amtmann Kegelen, um Büreaukrat zu werden. Andere waren zu Hause geblieben und widmeten sich landwirtschaftlichen Berufen.

Auch in Cannstatt hatte ich der Kameraden viele. Heute sind sie bis auf wenige in alle Winkel zerstreut. Auch der Rößleswirt von Cannstatt, der dicke Krieger von 1870 gehörte dazu, nun ist er wie so viele dieser Altersjahre auch gestorben. Die Jugendfreunde sind teilweise von mir gewichen, weil sie ein besseres Daheim gefunden: Landgerichtsräte, Reichstagsabgeordnete, Oberamtsrichter, Geistliche, Staatsanwälte, Regierungsbaumeister, Industrielle und Kaufleute geworden sind, oder sich von mir zurückgezogen haben wegen der Ereignisse meines späteren Lebens. Diese Jugendfreundschaft will ich in der Vergangenheit begraben und diese Freunde als gewesene betrachten. Sollte aber dem einen oder dem andern noch der Puls für die schönen Jugendzeiten schlagen und er sich des Verfassers dieser Schrift dennoch erinnern, so sollte mich dies doppelt freuen — denn, selbst im Himmel soll die Freude über einen einzigen sich bekehrenden Ungerechten größer sein, denn über neunundneunzig Gerechte!

Doch, ich bin ja noch in Altona. Ehe der Tag der Abreise kam, ging Herr Deßmer mit mir in Hamburg herum, während die Frau

Heyse mit mütterlicher Sorge und thränenfeuchten Augen meine Effekten ordnete. Ich und Deßmer besuchten auch noch — meine dortigen Freunde waren alle lutherisch, ich allein Katholik — die älteste Kirche Hamburgs, die Ansgarikirche. Ich gab Deßmer einen Wink, er möchte treten, und ich spielte nach dem Gehör den Choral „Großer Gott dich loben wir“, weil ich wieder gesund und heil aus allen Beschwerlich- und Gefährlichkeiten herausgekommen war.

Die Abschiedsstunde war da, und der Wagen, den Frau Heyse bestellt hatte, stand vor der Thüre. Herr Heyse stand an der Hausthüre, gab mir einen kräftigen Händedruck und sagte mit zitternder Stimme: „Junges Schwäbchen, wenn Sie kein Soldat werden oder nachher, wenn wir noch leben und Sie kommen wieder, hier steht Ihnen mein Haus und Logis offen! Kommen Sie wieder!“ Noch ein Abschiedswinken von den Nachbarleuten und rasch war das traute Haus des Tischlers Heyse, Gademannsstraße Nro. 3, meinen Blicken entschwunden. Um 11 Uhr bestieg ich auf dem Berliner Bahnhof die vierte Klasse des Bummelzugs und dampfend ging's der jut jebratenen Jans in der Spreestadt zu.

Merkwürdig! In nobler Equipage kam ich zweispännig am Bahnhof angefahren und in vierter Klasse fuhr ich mit Dampf ab. Diese Metamorphose war auch einem Passagier unseres Stehcoupés aufgefallen, in welchen neben Stromern, Handelsjuden, Handwerksburschen auch Bauern aus Meklenburg sich einpferchten. Der Passagier frug, warum ich im halben Viehwagen reise. Ich beruhigte denselben, indem ich ihm sehr herablassend antwortete: um die Leute aus dem Volk kennen zu lernen. Da hatte ich mich aber bös hineingeritten. Jetzt zogen gleich drei vier ihren Kopfdeckel und fochten mich an. Gute Freunde, sagte ich, eine Kleinigkeit will ich und vermag ich schon zu geben, aber sonst hab' ich auch nichts übrig, bin ein Reisender wie ihr, und auf der Fahrt nach Süddeutschland zur Rekrutierung. Die Equipage haben meine Freunde mir gestellt, um die Freundschaft noch in letzter Stunde zu ehren.

Donnerwetter, sagte ein Kunde, da haben Sie aber splendide Freunde in Hamburg gehabt! Ja! sehr edle und hier will ich mit euch den Schmaus teilen, der hier eingewickelt ist. Ah, wie fielen die hungrigen Mägen darüber her und die Schnapsflasche machte darauf die Runde in dem Coupé der Proletarier. Als wir Wittenberge passierten, war der Berg des Hamburger Butterbrots oder Frühstücks

bereits verschwunden und bei der Station Neustadt-Wusterhausen war kein Wurstzipfel, keine Mettwurstscheibe mehr zu sehen. Nachts 11 Uhr kam ich in Berlin an und wärmte mich ein wenig, eh' ich zur Stadt ging, in dem Wartsaal auf. Ein anderer Reisender schaute sich ein wenig im Saal herum, kam in meine Nähe und knüpfte mit mir ein Gespräch an. Er war mit demselben Zug von Hamburg gekommen, von Amerika herüber und reiste nach Königsberg, um seine Familie zu holen.

Ich zeigte ihm mein Wanderbuch und sagte: Ich reise nach Stuttgart. Um Berlin vorher zu sehen, wähle ich diese Tour über Berlin, Leipzig, Nürnberg. Ah! Sie sind ein Württemberger, Schwaben giebt es sehr viele auch in der Union drüben. Ich lernte viele kennen. Wissen Sie was, sagte der Deutsch-Amerikaner, logieren wir zusammen. Ich kenne mich nicht recht aus in Berlin, und Sie auch nicht, dann passen wir zu einander. — Ich erklärte ihm, daß ich meine Mittel zusammenhalten müsse. Ah, dies macht nichts. Ich bezahle alles heute und morgen bis zu meiner Weiterreise. So geschah es, und wir logierten im Hotel unweit des Bahnhofs und hatten drei Zimmer, zwei Schlafzimmer und ein Wohnzimmer.

Ich fuhr mit ihm kreuz und quer in Berlin herum. Er besuchte mehrere Bankhäuser, denn er hatte viel Geld bei sich, das er in preußischen Staatspapieren anlegte. Nach zweitägigem Berliner Aufenthalt reiste der Deutsch-Amerikaner ab und gab mir am Bahnhof ein sehr schönes Reisegeschenk und seine Geschäftskarte mit Gebäudeansicht in Illinois. Er meinte, ich solle nach der Militärzeit zu ihm nach Amerika kommen; doch blieb dies leider, wie so manch anderes, ein frommer Wunsch.

Als der Deutsch-Amerikaner fort war, hatte auch bei mir die Hotelwirtschaft aufgehört und ich stieg von dem Olymp der oberen Zehntausend herab in die bescheidene Herberge der Hunderttausende. Ich zog in das Gasthaus von Rolfs, neue Grünstraße.

Das Gasthaus war gesteckt voll, es war kein separates Zimmer mehr zu haben und so mußte ich zu zwei anderen hinein. Doch hatte ich mein eigen Bett. Ich legte mein Geld und meine Papiere in die Mitte unter der Matratze und nicht unter das Kopfkissen, wo man es sehr leicht erwischen kann. Die zwei Zimmerherrn waren Berliner und sie schnarchten bald, doch überzeugte ich mich vorher, ob es ein natürliches Schnarchen war. Werter Leser! du willst wissen, auf welche Weise? Nun ganz einfach: Ich brummelte etwas vor mich hin. Du darfst sicher

sein, wenn einer natürlich schnarcht, so macht er ruhig mit dem Nasen- und Rachenkonzert weiter. Ist es aber ein gezwungenes, erkünsteltes, so hört er sofort auf, um zu hören was der Nachbar brummelt. Dabei hält er den Atem an und die Folge davon ist, daß er unwillkürlich schlucken muß. Dies Schlucken ist das Zeichen, daß der Scheinschnarcher wacht und nicht schläft. In der Früh kam Herr Rolfs und machte die Thüre auf, denn er hatte uns abends alle drei eingeschlossen. Er forderte mich auf — die andern zwei nicht — meine Sachen nachzusehen, ob ich alles noch besitze und nachdem ich dies bestätigt, sagte er: So jetzt geht es mich nichts mehr an, wenn Sie später etwas vermissen. Ich dulde nicht, daß mir durch schlechte Kerle mein Gasthaus verschrieen und die Reisenden verscheucht werden. Bravo, ehrlicher Gastwirt! Es ist eine Aufgabe für einen Wirt, mit geriebenen Burschen, wie sie in Großstädten so viel vorkommen, die Redlichkeit zu erhalten.

Nachdem ich mir Berlin und seine Museen und Lustbarkeiten, sowie auch das Schloß, seinen „Weißen Saal“ u. s. w. genau besehen, nahm ich Abschied und dampfte mit dem Polizeivisa von Berlin in der Tasche über Großbeeren, Jüterbog, die Lutherstadt Wittenberg und das Städtchen Delitzsch, des berühmten Schulze Stadt, nach Leipzig.

Ich schaute mir die Metropole des Buchhandels genau an, aber die Zeit drängte und so fuhr ich nach kurzem Aufenthalt weiter der Heimat zu. In Schorndorf und Waiblingen empfingen mich zuerst meine Brüder, die mich gar nicht erkannten, so sehr war ich gewachsen. Das war eine Freude des Wiedersehens. Es war ein Sonntag und in kurzer Zeit lag ich in den Armen meines lieben, Freudethränen vergießenden Mütterchens. Mein Vater war gerade zum Nachmittags-Gottesdienst gegangen, ich wollte auf ihn zustürmen, aber Mutter und Brüder hielten mich zurück; sie meinten, er könnte sonst vor Erregung nicht mehr Orgel spielen. Nach dem Gottesdienst war ich auch in den Armen von Vater und Schwestern, und das Fragen wollte kein Ende nehmen. Sämtliche Kameraden stürzten herein und rannten mich fast über den Haufen. Von allen Seiten wurde ich bestürmt, vom Krieg zu berichten, alles war ganz Ohr. Und im Adler in Hofen lauschte alles, als ich feierlich und mit ernster Miene sagte: „Gute Freunde! ich weiß wohl, daß es euch drängt, das Drama von Schleswig-Holstein von einem Augenzeugen zu hören, und ich will euern Wunsch voll und ganz erfüllen; allein so wie die Dinge dort am baltischen Meer auf der cimbrischen meerumschlungenen Halbinsel liegen und da in der

Eschenheimergasse in Frankfurt das Parkett des Thurn- und Taxis-Palais zu faulen beginnt, so kann ich euch versichern, daß viele unter uns nächstes Jahr schon den Donner des ernsten Krieges vernehmen werden und die Pickelhaube mit dem Pumpernickel unter dem Arm, um ihn mit schwäbischem Fett und Butter zu beschmieren, in unserer Haupt- und Residenzstadt Stuttgart einziehen und dort dauernd behaglich in den Amtsstuben und Kasernen sich niederlassen wird. Nächstes Jahr gewiß, vielleicht dieses Jahr schon. Da schlug der Herr Gemeinderat Scheef auf den Tisch und rief: Junger Pfeiffer, so schnell schießen die Preußen doch nicht! Nie und nimmermehr dürfen die in unser Schwabenland kommen. Ich sagte aber ruhig, wir Rekruten hier bekommen alle noch Pickelhauben. Wenn Österreich jetzt schon unter seinem Führer Gablenz vor seinem pickelhaubigen Kampfgenossen gewichen, was wollen dann wir gegen den dick- und hartkrustigen Pumpernickel machen? Nächstes Jahr, so behauptete ich nochmals, sind wir — Preußen und im Residenzschloß sitzt vielleicht ein preußischer Regierungspräsident.

Meine Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen, wenigstens der erste Teil gleich das Jahr darauf und der zweite Teil — preußische Neckarprovinz mit Regierungspräsidium stand auf der Nadelspitze. Man frage in Hofen, ob ich damals im Adler dies nicht prophezeite. — Auf der großen Schul-Landkarte erklärte ich meinen Angehörigen und dem Hofener Gesangverein meine Reisetouren und den Kriegsschauplatz. — Als mein Koffer und die große Kiste mit den Granaten, den Eisen- und Bleistücken und anderen Kriegs-Trophäen auf dem Hauptzollamt in Stuttgart ankam, sprangen alle Beamte herbei und staunten dies Mordmaterial an, welchem teilweise noch vertrocknetes Blut anklebte.

Ich ging zollfrei aus, weil zwar Eisen und Blei verzollbar, aber von Granatstücken nichts bemerkt war. Ich sagte auf dem Hauptzollamt: Warten Sie meine Herrn bis nächstes Jahr, dann bekommen sie vielleicht vom Bopser und Hasenberg solche Zuckerhüte heruntergesendet in Hülle und Fülle von den Preußen selbst. Dies erfüllte sich zwar nicht in Stuttgart, aber in dem so traurig berühmt gewordenen Tauberbischofsheim.

Eine traurige Mission hatte ich bei einer alten Frau, unserer Nachbarin zu erfüllen. Sie hatte nämlich einen braven fleißigen Sohn als Bildhauer in Hamburg verheiratet, wo ich die Familie oft besuchte. Die Frau war eine Hamburgerin und er, ehemaliger Hofener, wurde hanseatischer Bürger und Bürgergarde-Soldat. Nachdem ich vom Kriegs-

schauplatz zurückgekehrt und die braven Leute besuchen wollte, war die Johannes Wernersche Familie verschwunden. Man zeigte in der Richtung nach St. Georg. Nun wußte ich genug. Ich nahm Abschied an ihren Gräbern, die zwei Waisen aber besuchte ich, wo sie untergebracht waren: das Mädchen im Waisenhaus, der Knabe bei einer Kaufmannsfamilie, so viel ich weiß. Sie gaben mir einen Gruß an das unbekannte Großmütterchen im Schwabenland mit und die alte Kräuter-Sammlerin, die „Gabriele" weinte bitterlich.

Am zweiten Ankunftstag ging die Rekrutierung, die Loszíehung im Rathaussaal in Cannstatt vor sich unter dem Kommando des Rasiermesserschneidigen Herrn Oberamtmanns von Kegelen. Alle Kameraden von Cannstatt, wie auch einige Schulzen und Landjäger reckten ihre Hälse, als mein Namen aufgerufen wurde, und die Kameraden drängten sich um mich, um mir über Schultern und Köpfe hinweg die Hände zu drücken und mich zu begrüßen. Dadurch wurde es im stillen Saal etwas lebhaft und der gestrenge Büreaukrat Kegelen von Cannstatt rief: „Ruhig! wer babbelt denn do?" und alle lachten. Ich, die Ursache dieses Gebabbels und der Gegenstand der Aufmerksamkeit trat vor, sah dem gestrengen Herrn frei und offen in die Augen — ich habe in der Fremde ganz andern Schneidigkeiten in die Augen gesehen: dem Tode und seinen Vorläufern! — Ich hielt den Blick des Gefürchteten so ruhig aus, wie den Blick eines alten Weibes — griff ins Säckchen und zog die Losnummer: **186**.

Schlußkapitel.

Meine Schicksale von der Rekrutierung bis heute. — Aufenthalt in Wien. — Verheiratung in Wurmlingen. — Gefängnis und Irrenhaus. — Flucht.

Dank meiner Losnummer wurde ich zum aktiven Dienst nicht eingezogen, aber als unbedingt tüchtig als Ersatzreservist registriert. — Im Jahr darauf hatten wir 1844er wieder einen Rekrutentag, wir mußten uns parat halten, um schnell einexerziert zu werden gegen die Preußen. Diese waren aber noch schneller, nicht bloß im Exerzieren, sondern auch im Operieren. Gerade an meinem Geburtstag, den 3. Juli, sollten wir einrücken, aber die Preußen machten dem Krieg in Süddeutschland durch ihren Besuch in Königgrätz ein sehr wünschens-

wertes schnelles Ende. Was sich einst geschlagen, findet sich heute dreibundlich und staatenbundlich brüderlich vereint. Wer hätte das damals geglaubt oder in absehbarer Zeit für möglich gehalten. Damals hätte aber auch Merkur-Elben in Stuttgart nicht geglaubt, daß 1894 das legislative Bollwerk der schwäbischen Büreaukratie, der Halbmondsaal, von der Armee Payer und Haußmann nebst dem Zentrum erstürmt werde. Noch viel weniger aber hätte er sich träumen lassen, daß sogar in diese heilige privilegierte Gesetzesfestung sogar zwei Sozialisten Bresche legen würden, die einmal begonnen, sich wahrscheinlich mehr und mehr erweitern wird. Eine gewisse Klasse in Württemberg hätte geglaubt, eher fielen die Sterne vom Himmel. Als ich noch Zögling des Direktors Koch in Zwiefalten war, der natürlich auch zu der deutschen oder nationalliberalen Partei gehörte, sagte ich diesem und seinem Assistenten einmal: Der schwäbische Halbmondsaal wird eines Tages gereinigt und die Stickluft darin durch Wahlräucherung entfernt werden. Ich bekam von den Herrn achselzuckend die Antwort: „Wird nicht so hitzig gehen, das sind politische Phantasiebilder." Jetzt haben die Bilder aber Gestalt angenommen. Vorher standen die Bilder nur umgekehrt wie bei der Fata Morgana. Jetzt aber stehen wir nicht mehr vor dem Reflex, sondern vor dem Original und dieses steht aufrecht bei der bevorstehenden Landtagseröffnung. Hoffentlich wird es da endlich einmal zu einer gründlichen Abrechnung 1. mit den Lebenslänglichen, 2. mit den vielfach schuldigen Oberamtsärzten, 3. mit dem Medizinalkollegium und 4. den Irrenhausbastillen kommen, **sonst gäbe ich für die Purifikation des Halbmondsaals von 1894 keinen Knopf.** Hoffen wir von den alten und neuen Volkstribunen, daß sie sich nicht kirren und irren lassen, sondern Männer sind auch mit der That und in der That.

Eines schönen Tags wurde ich schnell in den Adler, in die Ruinenwirtschaft in Hofen geholt. Es seien hohe Persönlichkeiten da, die mich zu sprechen wünschen. Als ich in die Ruine kam, standen schon viele Hofener Erwachsene und Kinder herum und betrachteten eine Gruppe Fremder, die den obersten Stufen der oberen Zehntausend angehörten. Es waren Herrschaften, die aus Jerusalem kamen und bei der Durchreise durch Schwaben den königlichen württembergischen Hof besuchten und mit dessen Mitglieder einen Ausflug nach Hofen machten. Die Reisenden hatten erfahren, daß der Sohn des Schulmeisters von Hofen den dänischen Krieg miterlebt und schreckliches Vernichtungsmaterial

aus diesem mitgebracht habe. Es war der Prinz und die Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, die allernächsten Verwandten der jetzigen deutschen Kaiserin Auguste Viktoria. Die Herrschaften empfingen mich sehr höflich und ich mußte ihnen alles genau erzählen und da ich an die Stelle „Augustenburg" kam, da wurden die Augen der Prinzessin naß und mit Entsetzen betrachtete sie das herbeigebrachte Menschen- und Wohnungsvernichtungsmaterial, das auf ihrem heimatlichen Boden geplatzt war. Der Prinz ging mit mir Arm in Arm spazieren und die Hofener freuten sich, daß ein fremder Prinz einen ihrer Einwohner solchermaßen ehrte. Wir sprachen viel von Schleswig-Holstein und Dänemark und nachdem ich das Schloß von Augustenburg geschildert und wie es in diesem während des Krieges aussah, da fuhr sich die Prinzessin wieder mit dem Tuch über die Augen. Ist doch Augustenburg ihr engster Heimatsort, aus dem sie durch die dänische Herrschaft vertrieben und verbannt worden war, viele Jahre lang. Wo hätte ich, wie auch Meister Eggert, der Prophet von Sonderburg, geglaubt, daß ich ein Jahr nach dem Krieg die Granatstücke von Düppel und Alsen, in meinem damaligen Heimatsort in Hofen am Neckar den Mitgliedern des Hauses Sonderburg-Augustenburg vorzulegen die Gelegenheit hätte! Mein Vater mußte hierauf den Reisenden die Kirche zeigen und die Orgel spielen und dabei konnte ich bemerken, als ich ihr dies und jenes schilderte und dabei das Kirchlein Augustenburgs mit hineinflocht, daß die Prinzessin eine sehr gemüt- und gefühlvolle Dame ist. Als ich ihnen die Geschichte des Schleswig-Holstein-Liedes auf der Hauptwache in Altona und die Auseinandersetzung mit dem dänischen Präsidenten erzählte, lachten sie herzlich und der Prinz drückte mir die Hand, indem er sagte: „Bravo, junger Schwabe. Ich danke Ihnen, daß Sie sich für unser schönes, hinreißendes Lied so begeistert und selbst dafür gelitten haben." Wenn ich mich nicht irre, war der Prinz Wilhelm auch bei der Gesellschaft, er war damals 17—18 Jahr alt. Zum Schluß bereitete ich den Herrschaften eine Überraschung. Ich schickte im stillen nach dem Kapellmeister Peter und als sich die Reisenden zur Abfahrt anschickten, spielte er mit seiner Kapelle: „Schleswig-Holstein meerumschlungen." Herzlicher Dank und Händedruck, Tücher- und Hüteschwenken und die Hofequipagen sausten dahin.

Meine Prophezeiung in Hofen ging in Erfüllung, der Krieg mit Preußen brach aus. — Nach dem Krieg und während dieses bummelte

ich eine Zeit lang, und da während der Ernte dem Adlerwirt in Hofen sein Knecht mit Geld durchging und ein zweiter nicht gleich bei der Hand war, so vertraute er mir Roß und Wagen an und ließ mich flott auf Feld und Wiesen kutschieren. Ich befand mich dabei wohler als in der dunstigen Buchbinderwerkstatt. Nachdem ich wieder Wanderlust verspürte, ging's nach Österreich und Ungarn. Bei mehrjährigem Aufenthalt in Wien lernte ich die Kaiserstadt an der blauen Donau durch und durch kennen. — Während meines Aufenthalts daselbst brachte man den erschossenen Kaiser Max in Begleitung mexikanischer Soldaten und des Admirals Tegethoff aus Mexiko und ich habe die ganze Empfangs- und Beisetzungsfeierlichkeit mitgemacht. Auch den fünftägigen Besuch des Sultans Abdul Azziz, der später ermordet wurde, habe ich gesehen. — In Ungarn besuchte ich in einer Garnisonsstadt einen guten alten Jugendfreund. Er war Offizier. Die Herren zeigten mir mit Stolz eine Reliquie ihres Regiments, das den Namen Kronprinz Rudolf Nro. 19 führte und in der Schlacht von Custozza tapfer gekämpft hatte. Sie machten mir einen Glaskasten auf und ließen mich eine kleine österreichische Infanterie-Offiziers-Uniform herausnehmen: die Ausrüstung eines 10—12jährigen Knaben. „Sehen Sie," sagten die Ungarn, „jetzt hoben's die Uniform unseres zukünftigen Kaisers, unseres allverehrten, hochgeschätzten Regiments-Chefs, auf den wir unsere ganze Zukunft setzen, der uns einst vielleicht noch gegen Österreich-Ungarns Feinde führen wird, in Händen: die Uniform des Kronprinzen Rudolf." — Der Mann ist nicht mehr und auch das Regiment trägt seinen Namen nicht mehr; es heißt jetzt „von Este" und liegt nicht mehr in der Waizen- und Kukuruzstadt, sondern in Komorn, aber das kronprinzliche Kleinod hängt auch dort noch im Kasten.

Nachdem ich wieder nach Deutschland zurückgekommen, las ich beim Bockwirt in Hofen im „Schwarzwälder Boten" zwei vakante Buchbinderstellen, eine in Ellwangen, die andere in Wurmlingen am Fuße des Heubergs. Meine Mutter wünschte, ich möchte im Ländle bleiben und da mir der Bockwirt Uber (— **einer der besten von meines Vaters Freunden in dem damaligen zwischen Schule, Kirche und Rathaus ausgebrochenen Kampfe** —) den Schwarzwald und Wurmlingen in prächtigen Bildern schilderte, so entschied ich mich für Wurmlingen und besiegelte damit zugleich auf lange hinaus mein kommendes verhängnisvolles Schicksal.

Der Buchbindermeister, der mich einstellte, hatte erst geheiratet und ich war bei ihm und seinem braven Weibchen gut aufgenommen und

behandelt. Leider hatte der Mann, der nebenbei noch antiquarischen Bücherhandel aus Hinterlassenschaften betrieb und sich auch mit Landwirtschaft befaßte nicht das ganze Jahr für zwei Personen zu thun. — Jetzt geht sein Geschäft flotter und er hat sich seither zu dem Ehrenamt eines Gemeindepflegers hinaufgeschwungen. — Nachdem die angehäufte Arbeit aufgezehrt war, konnte ich den Bündel schnüren. Aber da mir nicht bloß die Gegend, sondern auch die Schwarzwälder „Schönen“ sehr wohl gefielen, so schnürte ich den Bündel gar nicht und ging nur in die Nähe nach Spaichingen zum Gebetbücherfabrikanten Honer, bei dem mir's zwar außerordentlich gefiel, aber doch nicht so wie in dem verflixten Wurmlingen. Wie ein Magnet zog es mich immer dorthin und alle Sonntage war ich wieder in dem schön gelegenen Dorfe an der Elta, die nicht weit davon in die Donau fließt. Dort war zwar kein Goldschmieds Töchterlein, auch kein Kätchen von Heilbronn, aber eine liebliche Baderstochter, eine reine Knospe, die mir zu pflücken nicht gegönnt war. Erstens ihre Jugend, zweitens der Umstand, daß sie die einzige Tochter war und drittens mein Handwerk waren das Hindernis, daß wir später kein Pärchen wurden. Wäre es so gekommen, hätte ich nicht so Schreckliches durchmachen müssen, denn die Chirurgenfamilie war nicht grob. Der Chirurg hatte einst mit 24 Jahren den Schusterhammer weggeworfen und hatte sich nach vorhergegangenem Nebenstudium in Freiburg der Heilkunde in die Arme begeben. In diesem neuen Beruf kam er vorwärts, ward überallhin geholt über Berg und Thal und die glattrasierten Gesichter verdankten ihre Reinheit nicht der Raspel und Feile des Schusters, sondern dem guten wohlgepflegten Rasiermesser des Chirurgen von Wurmlingen. Dieses rüstige, wuselige Männchen war allezeit zu einem Spaß bereit. Ich mochte den Mann, wie auch die stille ruhige Frau sehr gut leiden, am liebsten aber das Töchterlein. Allein es sollte nicht sein.

> **Kein Feuer kann brennen,**
> **Keine Kohle so heiß,**
> **Als heimliche Liebe,**
> **Von der niemand nichts weiß.**

Das ist natürlich Pech, wenn die Angebetete selbst nichts, nicht einmal etwas von einer heimlichen Liebe weiß. Aber eine Ahnung tauchte in dem Mädchen doch auf, daß sie mir nicht gleichgültig sei. — Nun es wurde nichts daraus — aber der Ort war mir deshalb nicht unschöner; es gefiel mir unter den Leuten. Dieselben stellen zwar im

geselligen Verkehr mit ihnen an das Trommelfell der Zuhörenden große Anforderungen, aber dies Schreien ist in der ganzen dortigen Gegend eingebürgert und in Wurmlingen dadurch verschärft, daß es viele Vieh- und Roßhändler giebt und der ganze Ort sich mit Handel und der Schweinezucht befaßt. Ein Jude könnte sich dort nicht gut niederlassen, auch in Tuttlingen nicht, weil sein ganzes Handelsgenie zu Schanden und an den spekulativen Köpfen, Ränken und Schwänken der Eltabewohner scheitern würde. Ein Jude könnte also bei diesen Leuten kein Millionär werden, denn sie sind dem Sohne Abrahams vollständig gewachsen.

Bei einer Hochzeit oder vielmehr nach der Heimfahrt von dieser — die Hochzeit war in der Baar — lernte ich eine Wirtstochter kennen, der es wie auch mir mit dem Heiraten ernst war. Das Mädchen war hübsch, sehr hübsch, hatte prachtvolle lange dichte braune Haare und eine kräftige, starke und schöne Gestalt. Sie hatte aber noch etwas an sich, das mir lieber als ihre Schönheit war, sie war brav und nicht hoffärtig und machte nur bescheidene Ansprüche. Wir liebten einander, aber ihre Brüder waren nichts weniger als fein, sondern gegen mich grob und ich — ich zahlte mit gleicher Münze heim. Ihre Schwester lebte schon mehrere Jahre geschieden von ihrem Manne, ihr einer Bruder, der Schuhmacher und sein Weib prügelten sich alle Tage herum aus — Eifersucht, die bekanntlich „stets mit Eifer sucht, was Leiden schafft“ und ich sollte immer auf beider Seite stehen. Daß der Schuhmacher, der „Heiner“, Grund zur Eifersucht hätte, habe ich damals bezweifelt, aber die leichte Seite seines Frauchens hat sich nach seinem Tode doch nicht verbergen können. — Nun ich und meine Amalie heirateten uns unter allerhand Kämpfen und Bedrängnissen. Allein vor meinen Schwägern sollte ich darum doch nicht Ruhe kriegen. Sie mischten sich in meinen Ehestand und hatten doch selber mit sich genug zu thun. Es kam immer heftiger. Drohungen gegen meine Person wiederholten sich immer öfter, und später, als wir Kinder hatten, reizte man mich mit diesen. Es entstand des Sonntags immer mehr Streit. Nun kam zwischen hinein der Krieg mit Frankreich. Ich verließ meine bankerotten, ehelichen und verwandschaftlichen Zustände und ging nach Frankreich zum freiwilligen Sanitätskorps, aber nicht bei den Württembergern, sondern bei den Baiern und Preußen. Nach der Rückkehr packte man mich für meine Dienste, die ich geleistet, teils in Folge böswilliger

Zungen, teils auch wegen meines brüsken Auftretens, das ich selbst zugebe, und einer Attake mit dem Landjäger, (der aber nachher selbst eine für ihn auch nicht angenehme Attake mit einem Stationskommandanten, einem biederen Manne erlebte), am Kragen, weil ich Chassepotgewehre, viele andere Schuß- und Hiebwaffen, allerlei Kriegstrophäen, Handelsartikel und einen Hund aus Frankreich mitgebracht hatte, was alles ich teils gekauft, teils geschenkt erhalten hatte, um etwas zu verdienen. Während ich in Frankreich war, war mir bis auf die Haut vergantet worden. Man steckte mich 84 Tage in Untersuchung und mußte mich dann wegen mangelnder Beweise wieder springen lassen. Beiläufig bemerkt, wie viele Soldaten und Offiziere hätte man einstecken müssen, die auch zahlreiche Andenken aus Frankreich mitgebracht oder sonstwie herausgeschafft hatten. Heute noch kannst du, werter Leser, die Zeugnisse lesen, die ich für meine Thätigkeit im französischen Krieg auf Frankreichs Boden erhalten. Nach dem Streit der Deutschen mit Frankreich ging unser Streit mit den Angehörigen meiner Frau wieder an, der schließlich so weit kam, daß ich eines Sonntags von einem meiner Schwäger, von dem oben erwähnten verheirateten Schuster, der sich stets mit seiner Frau prügelte — angegriffen wurde und zwar von hinten. Ich schleuderte ihn zweimal von mir und zum drittenmal in dem Moment, da er wieder auf mich zusprang, streckte ich ihm den Schusterkneip entgegen und er erhielt einen Stich in den Unterleib, an dem er nach drei Tagen starb. So ist es gegangen, nicht anders. Ich behalte mir vor, ausführlicher darüber zu berichten in einer Schrift über „Schwurgerichte und Meineid“. Ich erhielt acht Jahre Zuchthaus, — ich, der ich angegriffen wurde. Zugleich mit mir wurde gegen einen Metzgermeister verhandelt, welcher seine Frau wegen einer Geschäftsbagatelle mit der Axt erschlagen hatte. Er erhielt zwei Jahre leichtes Zuchthaus. Ein anderer hatte ein 14jähriges Kind geschändet und erdrosselt, er erhielt nur sechs Jahre Gefängnis und ist bald entlassen worden. Ein dritter schoß auf ein 16jähriges Mädchen, schlitzte ihm den Bauch auf und murkste sie ab; er erhielt nur sechs Jahre Gefängnis. Doch ich will es bei diesen Fällen einstweilen belassen, obwohl seither einige Mörder, die auf ihre Opfer lauerten, nur acht Monate, eineinhalb Jahre und zwei Jahre Gefängnis erhielten. Wohlverstanden wurden die hier angeführten Fälle von einem und demselben Gerichtshof verhandelt. Als ich sechseinhalb Jahre von diesen acht Jahren abgebüßt — hat man mich statt entlassen in eine Irrenanstalt

gethan und dort neun volle Jahre gefangen gehalten. Über beide Erlebnisse, die des Zuchthauses und die des Irrenhauses werde ich eigene Schriften verfassen. Nachdem ich — lieber Leser merke — neun Jahre unter Wahnsinnigen zugebracht, gelang es mir aus meiner Bastille auszubrechen und zwar nachts unter sehr, sehr schwierigen Hindernissen und Kraftanstrengungen; allein der Wächter kreuzte zufällig meinen Weg und die ganze Unternehmung scheiterte. Ich wollte dem armen Teufel nichts thun, kurzum nichts Böses thun, namentlich da er mich nicht anpackte. Ich wäre schon fertig mit ihm geworden, da ein solcher Mensch in solch einem Augenblick erschrickt und einige Sekunden ohne Willens- und Thatkraft ist. Ich blieb dabei ganz kühl und sagte ruhig: „Nun diesmal ist's mißlungen, vielleicht gelingt's morgen, übermorgen oder ein andersmal und schlüpfte wieder in meinen Kerker hinein. Was dann kam, kannst du in einer späteren Schrift lesen. Ich werde mich selbst nicht darin schonen und meinem leichtsinnigen Wandel, der mir zur Last fällt, kein Mäntelchen überwerfen.

Schließlich ist es den Herrn doch eingefallen, daß ich gar nichts mit ihnen gemein habe und nichts, rein nichts, bei ihnen zu thun habe. Ich wurde entlassen, war zwei Jahre in der Freiheit. Man packte mich aber wieder zufolge allerlei wunderlicher Intriguen; man dichtete mir alles mögliche an, was ich sollte gethan und nicht gethan haben und steckte mich abermals drei volle, sage drei volle Jahre in die Irrenbastille. Aber wir Deutsche fürchten niemand als Gott und da ich ein Deutscher bin, habe ich mir diese weltbewegende Bismarcksphrase zu nutze gemacht, fürchtete niemand, studierte nichts anderes mehr unter den Tobsüchtigen als Fluchtversuche, erteilte denjenigen Leidensgenossen, die auch nicht hinein gehören, Ratschläge, Anweisungen und Wege, um das abermalige Unternehmen zum Gelingen zu bringen. Die entscheidende Nacht kam, und diesmal ist die Ausführung gelungen. Die Abenteuer und Schrecknisse dieser Nacht, sowie meine weitere Flucht werde ich dir, lieber Leser, ein andermal genauer erzählen. Nachdem du mir bisher gefolgt, wirst du mir zugeben, daß ich Empörendes erlebt, und mein Gedächtnis wird dafür sorgen, daß manches ans Tageslicht kommt, was auch gut für andere ist. Möge die neue Kammer dafür sorgen, daß es in Württemberg besser wird — denn, wir leben doch nicht in China und wollen trotz des Zopfs, der im Ländle der Schwaben noch vielen herunter hängt, keine Chinesen sein.

So möge nun diese Schrift hinausgehen unter das Publikum,

ich unterwerfe mich gern seinem Urteil, ob ich ein Narr sei, ob ich unzurechnungsfähig sei, ob man mit mir den „psychopathischen Minderwertigkeits-Unsinn“ noch länger zu treiben sich unterfängt. Ob nicht gerade solche, die meine Zurechnungsfähigkeit bestreiten wollen, die krankhaftesten und verrücktesten Menschen sind, die es geben kann, diese Frage mag der Leser ferner sich selbst vorhalten und beantworten. Wie hat man es doch mit dem Hegelmaier gemacht! O, das ist all nur ein Kinderspiel gegenüber dem, wie es mir gemacht wurde, wie mit mir umgegangen worden ist. Ich ersuche dich nun, lieber Leser, aus weiter Ferne, ich ersuche dich aus dem Ausland — empfehle dieses Buch zu kaufen auch deinen Bekannten und Freunden, und bringe so dein Scherflein einem jahrelang vom Schicksal Verfolgten, und durch bureaukratische Gewalt Bedrängten freundlichst entgegen.*

Ich habe eigene Schuld hundertfach gebüßt und möchte denjenigen, die mich gerichtet, die über meine Person verfügt, die mich achtzehn Jahre hinter Schloß und Riegel hielten und mit deren Willen ich zeitlebens hätte dahinter bleiben können, zurufen: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!“ — Viele davon sind heute selbst hinter dem Schloß und dem Riegel, wovon es kein Entrinnen giebt, im Kerker des Grabes; der eine und andere ist selbst ins Irrenhaus gekommen oder in das Gewand des Sträflings. Und nachdem ich so Ungeheuerliches durchgemacht, kann ich heute trotz allem über meine Widersacher triumphieren, da ich mit fünfzig Jahren noch ein Mann von ungebrochener Gesundheit und frischer Thatkraft bin, der entschlossen ist, den Kampf ums Dasein guten Mutes — wofern es ihm an der Mithilfe wohlmeinender Menschen nicht fehlt — redlich aufzunehmen.

* Der Verleger bittet um rege Förderung des Absatzes durch Buchhändler, Buchbinder, Kolporteure und Menschenfreunde.

Anhang.

Bericht des Schlossers Banzhaf über sich und verschiedene Insassen von Zwiefalten.

Nachstehende Personalbeschreibungen wurden mir, dem Verleger dieser Schrift, einige Wochen nach dem Besuch des aus Zwiefalten entsprungenen J. Pfeiffer übergeben. Dieselben beziehen sich auf Männer, welche Schlosser Banzhaf während eines langjährigen Aufenthalts in Zwiefalten kennen gelernt hat und von welchen er das Bewußtsein hegt, daß dieselben mit Fug und Recht der Freiheit wiedergegeben werden sollten. In diesem Bericht finden sich auch die beiden Männer, Wendelin Kurz von Aalen* und Julius Pfeiffer, deren Entlassung durch Veröffentlichung der Leidensgeschichte derselben angestrebt werden soll. Was die Person des Banzhaf betrifft, so hat derselbe ebenfalls eine Leidensgeschichte zu erzählen, die in mancher Beziehung derjenigen seiner Leidensgefährten gleicht. Ich muß jedoch verzichten, näher auf den mir vorliegenden ausführlichen Bericht des Banzhaf einzugehen und mich beschränken, in aller Kürze den Fall zu erwähnen.

Banzhaf arbeitete im Laufe der letzten Jahrzehnte als Schlosser in Oberndorf, im Bruderhaus in Reutlingen und in der Maschinenfabrik in Eßlingen, wo er jetzt noch ist. Als er 1875 in Oberndorf war, mußte seine Frau von Zwillingen, welche Querlage hatten, entbunden werden, was durch einen blutjungen Arzt (Dr. Gossmann aus Bayern) geschah, der ihm von der Hebamme, trotzdem Banzhaf einen erfahrenen Arzt wünschte, empfohlen worden war. Die Frau Banzhaf und deren Mann sind der Meinung, daß das Kreuzleiden der ersteren und die sich später daraus entwickelnde unheilbare Lähmung der unteren Extremitäten von der ganz verkehrten und geradezu gewaltsamen Behandlung des operierenden Arztes herkäme. Darob entspann sich zwischen 1876 und 1879 eine Reihe von Prozessen und Beschwerden, welche damit endeten, daß Banzhaf durch den damaligen Oberamtsarzt Rapp in Rottweil für unzurechnungsfähig erklärt wurde, so daß die in Aussicht genommene Hauptverhandlung nicht stattfand. Nachher wandte sich Banzhaf wiederholt an verschiedene Behörden bis hinauf ins Ministerium des Innern und der Justiz und versuchte alles, um zu seinem vermeinten Rechte zu gelangen. Da jedoch der Tübinger Professor Säxinger das Gutachten abgab, daß das Leiden der Frau sich nicht als von der Entbindung herrührend nachweisen lasse, so wurde Banzhaf überall abgewiesen, wenn auch andere Ärzte seiner Auffassung günstig waren. Schließlich verstieg sich der Mann, der indessen mit seiner Frau in Not und Sorge geraten war, zu einer starken Drohung gegen Säxinger und einen Beamten in einem Schreiben an den Minister Faber, worauf dessen Einsprechung nach Winnenden und später nach Zwiefalten erfolgte. Banzhaf behält sich vor, die wichtigsten Aktenstücke seines Prozesses, namentlich das Gutachten des Professors Säxinger und des Oberamtsarztes Rapp, anderweitig zu veröffentlichen.

---

* Siehe die Schrift: „Wie man Querulant wird. Leidensgeschichte des Zimmermanns Wendelin Kurz von Aalen. Preis 30 Pfennig. Der Erlös ist für die Kurzsche Familie bestimmt.

An dieser Stelle können wir die Bemerkung nicht unterlassen, daß die bürgerlichen Freiheitsrechte aufs schwerste bedroht und gefährdet erscheinen, wenn man in so manchen Fällen liest, unter welchen Umständen die Einsprechung in die Irrenanstalt erfolgt, wobei nach bisheriger Praxis sogar die Angehörigen eines solchen Unglücklichen nahezu vollständig machtlos zusehen mußten. Wenn ein ‚Querulant‘ (und ach, wie viele derartige werden durch unsere moderne Justiz geschaffen!), an einem gewissen Punkt der Prozeßführung angelangt ist, dann wird nur zu häufig und gern dem Oberamtsarzt, der oft genug eine recht mangelhafte psychiatrische Vorbildung haben mag, gewinkt und dann ist ein Gutachten über Unzurechnungsfähigkeit bald fertig. Steht das einmal fest, dann ist der Mann verloren; denn wenn diese Unzurechnungsfähigkeit einmal aktenmäßig dokumentiert ist, wie sollte da bei dem Wesen der Büreaukratie es möglich sein, daß ein solches Gutachten so leicht wieder umgestoßen würde! Wenn einmal Gemeinderat oder Gericht, Oberamtsarzt und Medizinalkollegium der Unzurechnungsfähigkeit das Wort gesprochen haben und dieselbe in so und so viel Akten feststeht, dann gehört schon außerordentlich viel Unbefangenheit und Mut dazu, daß der Direktor einer Irrenanstalt sich in völligen Widerspruch gegen so viele Akten und Referate setzen würde: er wird wohl oder übel einen so von allen Seiten ihm bestens zu sorgfältiger Verwahrung empfohlenen Patienten mit den Augen seiner Vorgänger, die zum Teil seine Vorgesetzte sind, ansehen und da am Ende kein Mensch, namentlich der heutigen Kultur, in jeder Beziehung und absolut „normal“ ist, so kann auch an jedem eine oder mehrere „psychopathische Minderwertigkeiten“ nachgewiesen werden: die psychiatrische Sprache ist ja so wunderbar reich an Krankheitsbegriffen. Hat nun einer vollends eine Drohung (wie solche wirkungslos und folgenlos im täglichen Leben unzählige fallen), gegen einen höheren Beamten ausgestoßen, dann kommt zu der Unzurechnungsfähigkeit noch die „Gemeingefährlichkeit“. Zu diesem Punkt muß ich dem Banzhaf selbst das Wort lassen; er schreibt in seinem Bericht ganz zutreffend: „Der eine hofft durch eine leere Drohung einen gesetzlich berechtigten Zweck zu erreichen, ohne daß er jemals im Besitz der Waffe zur Ausführung sich befindet, er wird dafür 8¼ Jahr als gemeingefährlich in die Irrenhäuser gesperrt, der andere aber nimmt die Waffe, dringt in die Wohnung seines Gegners, weil die Presse etwas an die große Glocke hängte, was nach seiner Meinung verschwiegen hätte bleiben sollen und schießt auf ihn, und geht vom Gericht straffrei aus, oder kommt er mit einer kleinen Strafe davon. Hier heißt es eben, „Ja Bauer, das ist etwas anderes, dieser war ein General und sein Gegner ein Redakteur, Sie aber sind ein Schlosser . . ‚und wegen einem Schlosser wird kein Doktor bestraft,‘ wie mir der Oberamtsarzt Rapp ins Gesicht sagte. Wenn nun jemand gemeingefährlich ist, so muß er jemand thätlich angegriffen, oder etwas vollbracht haben, wo Personen und Eigentum in Gefahr waren, wegen einem leeren Drohschreiben kann aber niemand behaupten, daß ein thätlicher Angriff erfolgt ist, oder jemand in Gefahr war, aber die Drohung ging gegen einen Beamten, gegen einen Angestellten und das ist eben zweierlei, weil man Klassenjustiz hat. Und selbst wenn eine Waffe in meinem Besitze gewesen wäre, auch dann lag kein Grund vor, mich dem Richter zu entziehen und mich, einen Menschen, dem seine Umgebung jederzeit bezeugen wird, daß er nicht geistesgestört war, ins

Irrenhaus zu schicken und die Ärzte als Richter über mich zu verhängen.“ Durch unsere Verfassung, auf die wir so stolz in Württemberg sind, gilt seit Jahrhunderten der Grundsatz, kein Bürger dürfe seinem Richter entzogen werden. Wie steht es dann aber damit in der Praxis, wenn diese Garantie des persönlichen Rechtsschutzes durch die Einmischung der Psychiatrie auf Grund von oft ganz oberflächlichen und nichtsnutzigen Gutachten jederzeit aufgehoben werden kann und darf, so daß ein Bürger, anstatt regelrecht zur Gerichtsverhandlung zu gelangen, in die Irrenanstalt spediert wird, wo der Arzt sich auf den Standpunkt stellt (wie Dr. Kreuser sagt), daß es für die Beurteilung, ob einer Querulant sei oder nicht, gleichgültig sei, ob man an demselben einen Justizmord begangen habe oder nicht!

Am 8. September 1879 wurde Banzhaf in die Irrenabteilung des Bürgerspitals in Stuttgart verbracht und da derselbe durch einen Irrenwärter erfuhr, was man mit ihm vorhatte, so entwich er am 29. September in seine Heimat Söhnstetten. Dort wurde ihm am 7. Oktober 1879 ein von Oberbürgermeister Hack unterzeichnetes Schreiben vorgelegt, wonach er auf Kosten der öffentlichen Almosenpflege in der Irrenanstalt Pfullingen untergebracht worden sei. (Also eine völlige Unwahrheit!!) Man brachte ihn mit Gewalt wieder in die Irrenabteilung nach Stuttgart zurück. Seine Frau, welche öffentliche Unterstützung erhielt, wurde hierauf wegen ihrer entschiedenen Proteste gegen die Einsperrung ihres Mannes ebenfalls für geisteskrank erklärt und nachher ins Armenhaus aufgenommen. Nachdem Banzhaf zur Strafe für die Entweichung von Dr. Gußmann für den Rest seines Aufenthalts in Stuttgart in der Zelle eingesperrt gewesen, wurde er am 11. Dezember 1879 nach Winnenden verbracht. „Hier — so fährt Banzhaf wörtlich fort — mußte ich von Direktor Zeller hören, daß allerdings der Dr. Gossmann an meiner Frau etwas gethan, was er nicht thun dürfe, dies bestreite niemand mehr, aber ich brauche keinen Doktor zu verklagen und so lange fortzumachen. — Am 11. Juli 1880 kam von der K. Aufsichtskommission über die Irrenanstalten Ob.-Med.-R. Dr. Koch von Stuttgart, dieser sagte gleichfalls, daß an der Sache der Entbindung etwas sei, aber sie sei zu geringfügig und es komme zu wenig dabei heraus, und dieses hätte ich einsehen sollen. Als er mir die Freilassung fest versprochen hatte, fragte mich der Direktor Zeller in drohendem Tone, ob ich geisteskrank gewesen sein wolle oder nicht; kurz entschlossen sagte ich, weil es die Ärzte sagen, müsse ich es eben gewesen sein. Obermedizinalrat Koch sagte dann, wenn Sie aber nach der Freilassung wieder mit der Sache anfangen und die Behörden mit Schreiben belästigen, dann ist es nichts. Die Freilassung erfolgte erst am 24. Oktober 1880.“

Einige Zeit nach seiner Befreiung fand Banzhaf Arbeit in der Maschinenfabrik Eßlingen, konnte jedoch seine Familie noch nicht sogleich aus der Armenanstalt herausnehmen. Seine Frau beschwerte sich bei ihrem Mann über wiederholte Verletzung des Briefgeheimnisses von Seiten der Armenhaus-Aufsicht, worauf Banzhaf von Eßlingen aus an den Oberbürgermeister Hack einen Brief richtete, in welchem er die Klagen seiner Frau vorbrachte „zwar unfreundlich aber ohne Drohung“. Von hier ab lasse ich Banzhaf wörtlich weiter erzählen:

„In dem Schreiben erwähnte ich der Vorkommnisse während meiner Internierung und bemerkte, ich sei wegen verkehrter gerichtlicher Untersuchung für

geisteskrank erklärt worden. Wegen diesem Schreiben beschloß die Armenbehörde mich ohne Verhörung nach Zwiefalten zu schicken, was jedoch der Polizeikommissär Waidemann in Eßlingen nicht zugeben wollte, und um dieses Vorhaben zu verhindern, richtete ich am 13. April 1881 ein Schreiben an die K. Kreisregierung, worin ich um Nichtgenehmigung dieser Einsprechung bat und anführte, daß mir in der Prozeßsache Unrecht geschehen sei. Hierauf wurde ich am 3. Mai 1881 morgens 5 Uhr aus dem Bett geholt und ohne jede Verhörung nach Zwiefalten verbracht, nachdem mir von Polizeikommissär Waidemann eröffnet war, daß ich auf Antrag der Armenbehörde von Seiten des K. Medizinalkollegiums in die Irrenanstalt Zwiefalten geliefert werde, wegen des genannten Schreibens. Nachher erfuhr ich, daß falsche Zeugnisse über mein Verhalten in Eßlingen vorgebracht wurden, z. B. habe die Aufsicht des Armenhauses über mich berichtet, ich hätte in Eßlingen nichts gearbeitet und hätte in betrunkenem Zustand die Leute angepackt. In Eßlingen darüber nachzuforschen fiel den Behörden nicht ein.

„In Zwiefalten hieß es gleich von vornherein, wenn Sie nicht geisteskrank wären, so wären Sie nicht unserer Anstalt überwiesen worden, wegen der Freilassung hieß es, wir haben Sie nicht hereingethan, wir thun Sie auch nicht hinaus, die, welche Sie hereingethan, sollen Sie hinaus thun. Am 3. Juli 1883 kam der Obermedizinalrat Hölder von Stuttgart, redete dem Direktor Koch in Zwiefalten nach und sagte dabei, so lange Sie sich für gesund halten, sind Sie geisteskrank. Es wurde mir erlaubt, an den Oberbürgermeister Hack zu schreiben, allein der Stellvertreter Hacks, Dr. Göz, berichtete mir nach Zwiefalten, die Ärzte in Zwiefalten sollen mir begreiflich machen, daß das Oberbürgermeisteramt nichts für meine Freilassung thun könne, — natürlich! Am 13. Februar kam der Obermedizinalrat Koch von Stuttgart, redete gleichfalls dem Direktor Koch nach und bemerkte ebenfalls, solange ich mich für gesund halte seie ich geisteskrank, im weiteren habe ich hier nicht Raum, das Benehmen von Hölder und Koch genau zu berichten. Im September 1886 kam Obermedizinalrat Landenberger von Stuttgart, er wollte mich glauben machen, daß der Direktor Koch stets berichtet habe, ich hätte mich ruhig friedlich und unverwirrt aufgeführt, denn sonst — sagte er — wäre es mit Ihrer Entlassung gar nichts mehr; zu meiner Frau aber, welche in Stuttgart zu ihm kam, sagte er, ich thäte Ihren Mann nicht einsperren, wenn Sie aber immer behaupten, Ihr Mann sei nicht geisteskrank, dann können Sie auch noch ins Irrenhaus kommen (ist in Ludwig Maiers Fall geschehen). Auf die Selbsthilfe angewiesen, entwich ich am 24. Oktober 1882, wurde aber in Crailsheim wegen mangelnder Legitimation nicht weiter gelassen und von dem Oberwärter Hermann auf Befehl des Direktor Koch unter dem nichtigen Vorwand nach Zwiefalten geholt, daß ich dort sicher und bestimmt in allernächster Zeit entlassen werde. Im Juni 1886 hatte ich mit großer Mühe einen Dietrich zum Entweichen gemacht, aber obgleich ich keinen Versuch, damit zu entweichen, gemacht hatte, wurde ich nach Hausordnung des Direktor Koch drei Wochen lang mit enger Zwangsjacke und ohne dieselbe zum Essen aufmachen zu dürfen, traktiert, und in die Zelle gesperrt, was eine erneute Brustwirbelsäuleverkrümmung der rechten Seite zur Folge hatte, mit chronischen Schmerzen der rechten Seite im Kreuz. Wegen

zwei gefundener kurzer Eisendrähte aber wurde ich nachher drei Monate in die Zelle gesperrt, die Behandlung überhaupt war nichts weniger als human. Am 22. März 1888 wurde ich entlassen und zugleich mir vorher bemerkt, daß wenn ich klage, oder Schreiben an Behörden mache, werde ich sofort nach Zwiefalten geholt, und durch diese Nötigung war es mir bis jetzt unmöglich, Klage wegen unschuldiger Internierung zu erheben. Über die Irrenanstalt Zwiefalten könnte ich ein großes Buch schreiben."

Insassen von Zwiefalten,

welche nach meiner und anderer Überzeugung geistig so gesund sind, daß dieselben von Rechtswegen entlassen werden sollten, soweit dieselben noch am Leben oder noch nicht entlassen sind. Ich habe dieselben während meines Aufenthalts in der Zeit 1881—1888 kennen gelernt.

Anm. d. Verl. Da Vanzhaf seine Angaben über die Personalien der Betreffenden aus dem Munde der letzteren selbst erhielt, so ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß hier manche falsche oder irrtümliche Angabe mit unterläuft, zumal Vanzhaf seinen Bericht aus dem Gedächtnis erst 1893 niedergeschrieben hat.

1) **Bückle**, Bauersmann, ledig, in der Umgegend von Zwiefalten gebürtig, ist zuerst in der Irrenanstalt von Landerer (Privatanstalt) in Göppingen eingesperrt und daselbst zum Arbeiten gebraucht worden, wurde von dort in die Irrenanstalt der Unheilbaren nach Zwiefalten versetzt und starb daselbst am 6. März 1886 im Alter von über 70 Jahren. Er war über 25 Jahre mit gesundem Verstand eingesperrt und hatte in Zwiefalten freien Ausgang (ohne Wärter) und sagte stets, wenn seine Entlassung da wäre, würde er unverzüglich die Anstalt verlassen, er könne zu jeder Zeit zu seiner Schwester kommen und dort bleiben.

2) **Klemm**, verwitweter Bauer und Seifensieder von Saulgau war ebenfalls lebenslänglich in den Irrenanstalten Göppingen und Zwiefalten eingesperrt, falls er noch lebt, ist er weit über 70 Jahre alt und länger als 25 Jahre in den Anstalten. In Zwiefalten soll er auf dem freien Ausgang 1887 ausgesagt haben, die Köchin (gebürtig aus Regen in Bayern) veruntreue zu Nachteil der Kranken Lebensmittel, und obwohl dies seine volle Richtigkeit hatte und nachher im April 1888 die Köchin mit 18 Monaten Gefängnis und ihre Helfershelfer mit etwas geringeren Strafen von der Strafkammer zu Ulm bestraft wurden, wurde Klemm vom Direktor Koch der freie Ausgang genommen und er lange in die Zelle gesperrt. Klemm kam nach dieser Einsperrung in einen unheilbaren Zustand. Er wird jetzt wahrscheinlich gestorben sein.

3) **Friedrich Mocker**, lediger Weber von Dautmergen O.A. Rottweil ist über 20 Jahre in die Irrenanstalten Göppingen und Zwiefalten gesperrt worden und ist nur auf Anordnung des K. Ministerium des Innern, alle nicht schwer Geisteskranke, alle nicht sicherheitsgefährliche und längere Zeit in den Irrenanstalten Internierten versuchsweise zu entlassen, im März 1888 frei geworden, während er noch kurz zuvor von den Ärzten als unheilbar geistes-

krank bezeichnet wurde. Der Ursprung seiner jahrelangen Einsperrung gründet sich auf einen Rechtsstreit von Erb- und Vermögensverkürzung zu Gunsten eines Stiefbruders, auch Zwist mit seinem Gemeindevorstand, wobei ich selbst einmal einen Brief von seiner Schwester zu lesen bekam, worin von derselben ganz besonders das an ihm verübte schwere Unrecht in dieser Sache hervorgehoben wurde. Mocker ist sowohl in Göppingen wie in Zwiefalten zum arbeiten ausgenutzt worden.

4) **Julius Pfeiffer,** gelernter Buchbinder, bürgerlich in Sontheim bei Heilbronn, mit Familie wohnhaft gewesen zu Wurmlingen O.A. Tuttlingen, war mit gesundem Verstand 10 Jahre in der Irrenanstalt Zwiefalten; er hat keineswegs den besten Leumund, aber die Sicherheit ist keineswegs vor ihm gefährdet, er ist von der Strafanstalt (Zuchthaus) Stuttgart, woselbst er zu einer achtjährigen Strafe verurteilt war, nach Zwiefalten gesprochen worden, und zwar, weil er mit seinen Vorgesetzten nicht zufrieden war. Zur achtjährigen Zuchthausstrafe war er deshalb verurteilt worden, weil er in seiner Wohnung zu Wurmlingen im Streit seinen Schwager erstochen hat, der sich in seine ehelichen Streitigkeiten zwischen ihm und seiner Frau gemischt hatte. 1889 ist Pfeiffer in Zwiefalten entlassen worden, nachdem er bis dahin 16 Jahre der Freiheit beraubt gewesen war. 1892 ist Pfeiffer wieder nach Zwiefalten gesprochen worden, wo er jetzt noch ist*, ob wegen Streit mit seiner Frau oder aus welchem Grunde, konnte ich bis jetzt nicht ermitteln.

5) **Hamm,** lediger Bierbrauer, aus Rheinbach O.A. Crailsheim war 7 Jahre mit gesundem Verstand in den Irrenanstalten Winnenthal und Zwiefalten, kam von der Strafanstalt Stuttgart, wohin er durch gerichtliche Verhandlung will ungerecht verurteilt worden sein nach Winnenthal, weil er mit den Vorgesetzten der Strafanstalt unzufrieden war. Er entwich in Winnenthal, wurde aber in Hamburg angehalten und wieder zurück nach Winnenthal gebracht. Nach der Entweichung schickte ihn der Direktor Zeller nach Zwiefalten, im März 1888 wurde er von dort endgültig entlassen. Wegen Äußerung von ungesetzlicher Einsperrung soll er aber nahe daran gewesen sein, wieder in die Irrenanstalt Zwiefalten verbracht zu werden. Er hält sich gegenwärtig in Stuttgart auf.

6) **Wiedmann,** verheirateter Küfer von Dornhan O.A. Sulz kam 1883 von der Strafanstalt Stuttgart nach Zwiefalten; er will ebenfalls wie Hamm ungerecht zu der hohen Strafe von 7 Jahren Zuchthaus verurteilt worden sein, (ganz unschuldig allerdings wie mir scheint nicht) seine Strafe wäre 1885 abgelaufen gewesen. Bei der Zuchthausverwaltung sei er dadurch in Ungnade gefallen, daß er nicht zugegeben habe, daß seine Frau seine ihm in Dornhan gehörende Liegenschaft verkaufen dürfe, die Zuchthausverwaltung habe ihn zur Unterschrift zwingen wollen, daß er den Verkauf dieser Liegenschaft zugebe, auf dieses hin habe er statt unterschrieben das betreffende Schriftstück in Mund genommen und verschluckt. Wegen dem Vernichten dieses Schriftstückes sei er als geisteskrank nach Zwiefalten gesprochen worden. 1887 ist er in Zwiefalten aus der Zelle

---

* Als mir Banzhaf seinen Bericht im Dezember brachte, war demselben die Flucht Pfeiffers noch nicht bekannt. Der Verf.

heraus bei Nacht entwichen, worauf der Direktor Koch nicht allein steckbriefliche Verfolgung, sondern auch sofortige telegraphische Fahndung veranlaßte. Wiedmann wurde an der hohenzollerischen Grenze des Oberamts Sulz von württembergischen Landjägern abgefaßt und nach Zwiefalten zurücktransportiert, 1889 wurde er entlassen, und befindet sich jetzt wahrscheinlich bei seinen Angehörigen in Dornhan.

7) **A. König,** lediger gelernter Müller gebürtig aus Maisenbach O.A. Neuenbürg, wurde im Jahre 1883 durch den damaligen Stadtdirektionsarzt Gußmann in die Irrenabteilung des Bürgerhospitals Stuttgart eingesprochen, weil er den Wohlthätigkeitsverein Stuttgarts um eine Unterstützung zur Betreibung eines Bilderreinigungsgeschäfts und die kgl. Stadtdirektion um ein Patent oder Hausierkarte hiefür angesprochen hatte. König hatte von der Müllerei einen Bruch davongetragen und ging deshalb von der Müllerei ab. Nach seiner Angabe hatte er dem Stadtdirektionsarzt Gußmann einmal ein unschönes Wort gesagt. Er kam als unheilbar geisteskrank in die Irrenanstalt Zwiefalten. Dort malte er ordentliche Bilder mit selbst von ihm gemachten Pflanzenfarben, er führte sich stets friedlich und ruhig auf und lieferte durch dieses, und daß er niemals ein verwirrtes Wort sprach, sowie durch seine Bildermalerei den vollständigen Beweis eines geistig gesunden Menschen. Als man aber einmal aus Bosheit seine gemachten Farben in den Abort warf, gab er sein Bildermalen gänzlich auf. Soviel mir bekannt, befand er sich voriges Jahr noch in Zwiefalten und wird auch gegenwärtig noch dort sein. Wenn nun der Wohlthätigkeitsverein statt eine ärztliche Beobachtung des König zu beantragen, ihn für sein thörichtes Verlangen, gehörig abgeputzt und zu Recht gewiesen hätte, und ihm die K. Stadtdirektion den Hausierschein ausgestellt hätte, dann wäre König weder in ärztliche Beobachtung noch viel weniger in die Irrenanstalt der Unheilbaren nach Zwiefalten gekommen.

8) **Walz,** lediger Gärtner gebürtig aus Sulz a. N., war im ganzen über 10 Jahre als geistig gesund in Zwiefalten eingesperrt gewesen, woselbst er durch gerichtliches Erkenntnis hingesprochen worden sein soll, wenn er nicht entwichen wäre, wäre er in Zwiefalten lebenslänglich eingesperrt worden. Im Jahre 1880 entwich er an einem Sonntag auf einem Spaziergang dem ihn begleitenden Wärter. Als ihn aber der Direktor Koch nach 2 Jahren wieder ermittelte, wurde er auf dessen Verlangen wieder eingeliefert und für immer in die Zelle gesperrt. Im Frühjahr 1882 machte er nach einigen vergeblichen Fluchtversuchen ein Loch durch die Zement- und Doppelbackfsteinmauer seiner im Parterre liegenden Zelle des jetzigen Frauenbaues, und entwich barfuß und im Hemd, was er gar nicht anders konnte, weil ihm seine Kleider jeden Abend weggenommen wurden und er zum Erlangen seiner Kleider hätte müssen wieder in den Bau einbrechen, was vor dem Nachtwächter beinahe unmöglich ist. Da in seiner Zelle in dem Oberlicht über der Thür ein festes eisernes Gitter angebracht war, so konnte er auf keine andere Art entweichen. Nach 2 Jahren wurde er aber nochmals auf Verlangen des Direktor Koch wieder eingeliefert, weil er wie das erstemal mit mangelnder Legitimation betroffen wurde, diesesmal aber auch in Verdacht eines kleinen Diebstahls gestanden haben soll. Er wurde wieder in dieselbe Zelle gesperrt, ihm nicht allein, wie ich mit

eigenen Augen sah, Zwangsjacke angelegt, sondern auf viele Wochen auch bei Nacht dazu noch Fußschellen angelegt, und dieses einzig und allein zur Strafe der Entweichung. 1884 wurde die männliche Abteilung von diesem Frauenbau in den sog. Schrattenbau versetzt und Walz, der beständig in die Zelle eingesperrt war, kam dort in eine Zelle ohne vergittertes Oberlicht über der Thüre. Er entwich auf Pfingsten 1885 durch dieses Oberlicht, mußte dabei aber mindestens noch durch 3 Thüren hindurch, wie er da hindurch kam, war rätselhaft. Nach zweijahrelangem heimlichen Aufenthalt wurde er 1887, sehr wahrscheinlich wegen mangelnder Legitimation in seine Heimat nach Sulz geliefert und dort im Spital verwahrt. Da er aber hörte, der Direktor Koch in Zwiefalten wolle ihn wieder haben und behaupte, er sei offenbar geisteskrank, was er natürlich durch Zeugen seines mehrmaligen längeren heimlichen Aufenthalts widerlegen kann, entwich er auch dort und wurde nicht mehr nach Zwiefalten gebracht und ist sein jetziger Aufenthalt mir unbekannt, doch könnte es möglich sein, daß man in Sulz a. N. etwas von ihm weiß.

9) **Kurz,** verheirateter Zimmermann, zuletzt in Aalen wohnhaft, wurde 1884 in die Irrenanstalt Zwiefalten gesprochen, weil er, wie er angab, mit seiner Gemeinde in Konflikt geraten war, bis 1888 war keine Spur von Geisteskrankheit an ihm vorhanden, nur konnte er nie begreifen, daß der Direktor Koch die Hauptperson seiner Nichtentlassung war, er ist bis jetzt noch nicht entlassen worden, wird aber auch bis jetzt keineswegs geisteskrank geworden sein.

(Anmerkung des Verf. Vergleiche hiemit die Schrift: Wie man Querulant wird und in die Irrenanstalt kommt; Leidensgeschichte des Wendelin Kurz, Zimmermanns von Aalen, Verlag von Rob. Lutz. — Nach einer Mitteilung der Frau Kurz an mich wurde ihr Mann nunmehr — nicht etwa entlassen, wohl aber nach Schussenried versetzt. Wenn man erwägt, daß Zwiefalten vorzugsweise die Anstalt für Unheilbare ist, so ist es für Kurz immerhin ein Gewinn und Fortschritt aus dieser Anstalt herausgekommen zu sein. Er schreibt denn auch nach Haus, daß es ihm in Schussenried viel besser gefalle als in Zwiefalten. Nach den ausgestandenen Leiden kann sich der Arme ja schon gefallen lassen, auf dem Wege zur Freiheit, zur Heimkehr zu Frau und Kind eine kurze Etappe in Schussenried zu machen. Mit dem ‚Heraussprechen‘ aus einer Irrenanstalt geht es eben nicht so schnell wie mit dem ‚Einsprechen‘; wir haben ja im Falle Kuhnle gesehen, wie derselbe nur zögernd und schrittweise der völligen Freiheit zurückgegeben wurde; und noch heute schwebt der Genius der amtlichen Fürsorge über ihm, indem ihm die Ausstellung eines Wandergewerbescheines versagt wurde, weil — abgesehen von anderen für das Staatswohl schwerwiegenden Bedenken — diese Thätigkeit seinem Gemütszustand nachteilig sein könnte.

Wir wollen mit den Geboten der Psychiatrie, die wir Laien ja doch nie ergründen können, nicht rechten, und sind deshalb stille in der Hoffnung; es freut uns übrigens für die Regierung, daß sich die Psychiatrie für das längere Verbleiben des Kurz in einer Anstalt ausgesprochen hat, denn eine plötzliche Entlassung desselben hätte den Eindruck machen können, als ob dieselbe infolge der veröffentlichten Schrift erfolgt wäre. Das Erträgnis der genannten Schrift

sollte der Familie Kurz zu gut kommen. Obwohl dieselbe nur 30 Pfennig kostet und in einer Menge Zeitungen auf dieselbe aufmerksam gemacht wurde, sind heute die Herstellungskosten noch nicht zur Hälfte gedeckt. Wenn man eben nicht einen Ball oder sonstiges Vergnügen zum besten einer wohltätigen Sache veranstalten kann, — dann geht so etwas nicht: Keine Wohltätigkeit ohne Vergnügen!)

10) **Hugger**, lediger Bauernknecht aus dem O.A. Riedlingen, kam im Jahre 1884 in die Irrenanstalt Zwiefalten, woselbst er mit gesundem Verstand aller Wahrscheinlichkeit nach heute noch sein wird. Über seine ungerechte Einsperrung machte er sich allerdings in berechtigten Ausdrücken Luft, was die Ärzte jedem für geisteskrank ausrechnen. Hugger kam zur Besserung eines Fußleidens in die Ökonomie der barmherzigen Schwestern des katholischen Mutterhauses zu Gmünd, lernte dort das Korbflechten für den landwirtschaftlichen Gebrauch, arbeitete aber auch, so viel ihm sein Fußleiden zuließ, auf der Landwirtschaft unter dem dortigen Oberknecht. Nach seiner eigenen Angabe hat nun der betreffende Oberknecht an einem Sonntag mutwillig mit ihm Streit angefangen. Zugegen gewesene Zeugen hätten sich auf seine Seite gestellt und ihn zu gerichtlicher Klage aufgefordert. Hugger klagte dann auch, am andern Tage habe er aber von der Oberschwester den Bescheid erhalten, er könne bei ihnen nicht mehr bleiben, weil er Streit mit dem Oberknecht angefangen und denselben auch noch verklagt habe. Desselben Tages sei er auf Veranlassung der Schwester Oberin gewaltsam in die Irrenanstalt zu Gmünd geliefert worden, die gerichtliche Klage sei unter der Vorgabe einer ihm anhaftenden Geisteskrankheit gewaltsam unterdrückt worden, weil er aber in der Irrenanstalt über diese Ungerechtigkeit protestiert habe, habe es von dem die Anstalt leitenden Arzt Dr. Sch. geheißen, es sei gleich wo er sei, er beläftige mit seinem Fußleiden ja doch nur die Behörden oder andere Anstalten; wegen seiner Protestierung sei er dann nach kurzer Zeit in die Irrenanstalt Zwiefalten verbracht worden. Da in Zwiefalten für sein Fußleiden garnichts angewendet wurde, so ist es auch begreiflich, daß er manchmal aufgebracht war über seine ungerechte Einsperrung.

11) **Beck**, lediger Schreiner aus Wäschenbeuren O.A. Welzheim, wurde infolge einer Lohndifferenz in München vom Gericht als der Unzurechnungsfähigkeit verdächtig ohne ärztliche Beobachtung in seine Heimat gewiesen. Nach seiner Angabe ist er mit seinem Bruder in Welzheim beim Oberamt angekommen und habe der Amtmann gemeint, er solle sich ärztlicher Beobachtung unterwerfen, wogegen sein Bruder protestiert habe, mit der Hinweisung darauf, sein Bruder sei nicht geisteskrank. Die Gemeinde Wäschenbeuren und die eigenen Angehörigen würden für die aufgedrungene ärztliche Beobachtung keinen Pfennig bezahlen. Als aber der Amtmann gesagt habe, es müsse bezahlt werden, dann habe er gesagt, dann bezahlens halt die dummen Schwaben. Dann sei er zur Beobachtung nach Winnenthal verbracht worden und von da in die Irrenanstalt Pfullingen, wo er mehrere Jahre hindurch durch Arbeiten auf der Schreinerei zum Profit des Hofrats Dr. Flamm verwendet worden sei, dann sei er entwichen und habe in Nagold bei einem Schreinermeister gearbeitet, welch letzterer wegen der verlangten nötigen Legitimation dem Stadtschultheißenamt den letzten Aufenthalt von Pfullingen 14 Tage nach seinem Eintritt an-

gegeben habe. Des andern Tags sei dann der Schreinermeister der Irrenanstalt Pfullingen nebst einem Wärter gekommen, habe Versprechungen von Entlassung in allernächster Zeit gemacht und ihn gewaltsam wieder nach Pfullingen gebracht. Als er lange auf Erfüllung des gegebenen Versprechens gewartet habe, habe er sich geweigert, noch länger auf der Schreinerei zum Besten dieses Irrendirektors Flamm zu arbeiten. Bald darauf sei er vom Direktor Flamm als unheilbar geisteskrank nach Zwiefalten geliefert worden, wo er wahrscheinlich noch jetzt sein wird, er wäre dann im Ganzen etwa 11 Jahre der Freiheit verlustig.

Die jahrelange Einsperrung solcher Menschen, die in keine Irrenanstalt gehören, beruht nach meiner festen Überzeugung zum Teil auf Rechtsunterdrückung, zum Teil auf stattgefundener Ausnützung von Direktoren von Privatanstalten, Erbverkürzung, Erbentziehung u. dergl. Den Ursprung und die fortlaufende Entwicklung des Mißbrauchs im Irrenwesen habe ich weder Zeit noch Raum näher zu beleuchten, ich gebe dagegen zu bedenken, daß die angeführten 11 Fälle außer meinem eigenen sich nur auf das männliche Geschlecht und auf die Irrenanstalt Zwiefalten allein beziehen. Auf welche Zahl kann man schließen, wenn man an alle Anstalten Württembergs denkt. Diese Zustände könnten in Württemberg nicht herrschen, wenn das K. Medizinalkollegium nicht mit dem Verfahren der Irrenärzte einverstanden wäre, und nicht fast alle Beschwerden der Eingesperrten unberücksichtigt ließe, deswegen wäre von Rechtswegen zu allernächst das K. Medizinalkollegium in Anklagezustand zu versetzen. Ebensowenig könnten diese Zustände herrschen, wenn die K. Ministerien des Innern und der Justiz die Beschwerden gegen das K. Medizinalkollegium nicht unberücksichtigt gelassen, und nicht mit der grundlosen und thörichten Geltendmachung des K. Medizinalkollegiums bis heute einverstanden gewesen wären, nämlich: was Geisteskrankheit ist und nicht ist, dieses verstehen nur allein die Ärzte. In England und Frankreich ist Gesetz, daß die Ärzte nicht allein maßgebend und entscheidend sind, ob jemand geisteskrank ist oder nicht, sondern daß hierüber auch eine unparteiische gerichtliche Untersuchung entscheidet. Dieses auch in Württemberg zu Gesetz zu machen, ist schon lange nötig, ebenso nötig ist aber auch, daß die Volksvertretung nicht allein die K. Ministerien des Innern und der Justiz zur Verantwortung zieht, sondern auch das Medizinalkollegium mit samt den Irrenärzten in Anklagestand versetzt.* Endlich ist es nötig, den Ausdruck des Geheimen Rats Dr. Schüle, Direktors der badischen Irrenanstalt Illenau zur Geltung und in Kraft zu bringen, nämlich: das württembergische Medizinalkollegium gehört unter Reichsaufsicht gestellt.

G. Friedrich Banzhaf, Schlosser.

Stuttgart, Juli 1893.

---

* Anmerkung des Verlegers. Ei was? Wo denken Sie hin Herr Banzhaf? Hier ertappe ich Sie zum erstenmal auf einer Wahnidee. Das ist ein entschiedener Rückfall. In früheren Zeiten naiver Regierungsformen kam es wohl zuweilen vor, daß von Seiten der Fürsten Exempel statuiert wurden, aber heutzutage kommt dies nicht mehr vor. Heute hüllen sich diejenigen, welche für solche Zustände verantwortlich sind, in den Mantel der Selbstgerechtigkeit, wenn es gilt, dem Volke für Unrecht und Mißbräuche Red' und Antwort zu stehen. Grenzenlos ist die Selbstverherrlichung und Selbstge-

Julius Pfeiffer über Wendelin Kurz.

(Bericht an den Verleger vom Dez. 1894.)

Der in dem Irrengefängnis Zwiefalten internierte Zimmermann Joseph Wendelin Kurz von Aalen hat allerdings das rauch- und knallfreie Mordpulver — von dem mehr wie ein Eßlöffel voll verabreicht wird, — nicht erfunden, weil er damals schon hinter liebevoller psychiatrischer Schloßverwaltung war. Sein Verstand ist aber ein solcher, daß er unter Umständen etwas vernünftigeres und menschlicheres erfinden würde als es das Pulver ist. Während nun besagter Wendelin Kurz nichts erfunden und seine Angaben alle wahr sind, nur zu wahr, wie er ins Irrengefängnis kam, haben vielmehr die liebevollen psychiatrischen Knotenlöser oder Situations-Verwickler an Kurz etwas — gefunden und das ist seine angebliche „Störung". Auf welcher Seite nun die Störung ist, nun dazu brauchen wir keinen Wahrspruch von Geschworenen noch Gutachten von Gelahrten. Es liegt so klar wie bei Hegelmaier, Kuhnle, Pfeiffer u. s. w.

Wendelin Kurz ist eine untersetzte (ich schreibe von damals, als ich 1888/89 mit ihm zusammen war) breitschulterige, mit schönem rötlichen Bart gezierte kräftige Mannesgestalt, mit freiem offenen Blick.

Still und ruhig für sich hin hatte er nur wenig Verkehr mit anderen, man muß in dieser Beziehung vorsichtig sein! Es giebt in Irrengefängnissen — nicht nur in der freien Schweiz — auch gewiße „Wohlgemut" und „Putkammer", das heißt: es giebt in Irrenbastillen Inhaftierte, die ihren Leidenskameraden das sauere, bittere Leben dadurch noch saurer machen, daß sie Freundschaft und Teilnahme heucheln, bis sie ihn, den Vertrauensseligen, ausgeforscht, um alsdann den Wärtern, Oberwärtern, Assistenten und Direktoren für irgend einen Gegendienst, einen Genuß oder auch nur für eine „freundliche Fratze" als Zuträger und als Spion zu dienen. Solcher Bursche bedient man sich auch, wenn die Haut nicht sehr rein ist als Belastungs- und Entlastungszeugen, je nach der Lage der Dinge. Daß stets noch hinzugelogen wird, kann man sich bei dem Charakter solcher Anstaltsspione und „Geistige Merkmalsvermittler" sehr leicht vorstellen. Wendelin Kurz hielt sich, so gut es eben ging, solche Bursche vom Hals, erwarb sich aber dadurch bei Gefangenen und Befangenen, d. h. beim Dienerpersonal, geheime Feinde.

Man reizt solch einen Menschen da und dort, um ihn aus der Fassung zu bringen — die Ärzte nennen dies Kontrollieren, den Puls visitieren, auf den Busch klopfen. Giebt es dann Streit, so hauen oben bezeichnete Schön-

---

rechtigkeit dieser Büreaukratie; und sie hat und behält immer Recht, denn sie wandelt ja stets auf den Bahnen der Gerechtigkeit und des formalen Rechtes und wenn je einmal Übergriffe vorkommen, so versteht man die Zentnerlast der Schuld auf die lange Stufenleiter der büreaukratischen Hierarchie so zu verteilen, daß auf jeden ein Lot kommt. Also lieber Banzhaf, erwerben Sie sich durch Ihre naiven Anträge nicht ein neues Freibillet ins Irrenhaus.

R. L.

thuer und Zuträger auf ein solches Opfer wie Kurz blindlings hinein, um sich beliebt zu machen, und die Herren Wärter oder besser gesagt Bullenbeißer beobachten teils während der Prügelei Reserve oder thun — was ihnen lieber ist — auch mit. Oftmals sagte damals Kurz zu mir: „Gieb acht, es giebt noch einen Gott im Himmel, der solches ungerechte Treiben gegen uns noch strafen wird." Ich aber hatte Thomasglauben; wenn er sagte: „Die Erlösung wird noch kommen," weil ich die Bosheit und Ungerechtigkeit solcher Menschen besser kannte. Dem immer in stiller Gemütsruhe auf Freiheit hoffenden Kurz bemerkte ich: „Ich habe nichts gegen dein Beten, allein wenn der Bauer nur betet und nicht selbst Hand ans Werk legt, so bekommt er nichts; ich rechne nur mit dem Faktor der Selbstbefreiung; anders als tot lassen die Hüter des Verstandes doch einen nicht aus ihren wissenschaftlichen Bastillkammern und Bleiweißkammern!"

Zimmermann Kurz war aber unerschütterlich in seinem Glauben und Hoffen, fester als Herr Landenberger in Hegelmaiers Skandalaffäre. — Kurz dämpfte seine bitteren Stimmungen mit aller Kraft nieder. Ich nicht! Warum denn? Ich machte mir Luft und meinen Widersachern den Standpunkt klar, wovon selbst der unersetzliche, unvergeßliche Herr Staatsminister v. Schmid mit seiner Stuttgarter Suite sein Teil zu hören bekam, so daß er beim vorjährigen Besuch mit seiner Eskorte sich gar nicht mehr in den dritten Hof, wo wir eingepfercht waren, getraute, sondern an der Thür stehen blieb, rechtsumkehrt machte und nach einer Sekundenvorstellung seiner excellenten Machtfülle schleunigst hinter den Brettern verduftete, trotzdem er kurz vorher im Straubschen Biergarten in Ehingen eine heldenhafte Staats-, Bezirks-, Gemeinde und selbstgefällige Abgeordnetenrede vor seinen nun trauernden Anbetern gehalten.

Ich machte mir Luft, mit vollem Recht. An solcher geistigen und physischen Schlachtbank würde auch das geduldigste Lamm seinem verzweiflungsvollen Schmerz Ausdruck verleihen!

Kurz erzählte mir des öfteren seine „Wiesen-Affäre"; und dabei hatte er, wie viele andere Leute und selbst unfehlbare Psychiater zu thun pflegen, die Gewohnheit, beim Erzählen den Zuhörer anzutupfen, und so einer ihm dazwischen redete, sagte er: „Nu stäht, nu stäht, ich bin noch nicht fertig." Er vertrieb sich die Zeit meistens mit Lesen weltlicher und religiöser Bücher und erzählte viel von seiner Familie und seinen Kriegskameraden. Wenn ich bei Beurteilung meiner Widersacher kein Feigenblatt vor den Mund nahm, denn ich hatte keine Sünde zu bedecken, aber aufzudecken, so sagte Kurz zu mir: „Ruhig, ruhig, Julius, es thut's net! Die legen einem alles anders aus, schreiben ungünstige Berichte fort und ins Journal." Ich erwiderte: „Kurz, dies weiß ich gut und noch besser, denn mich haben sie schon länger in den Krallen. Wegen meiner schreiben sie es in das ‚Lokal für jedermann' oder in des Teufels-Großmutters Lügenbuch; ich gehöre nicht in solche . . . . bude, und wenn ich nicht hinauskomme, so bringe ich mich selbst hinaus. Auf den Zufall wart' ich nicht. Wenn er kommt, dann greif' ich nach ihm, denn da könnt man warten bis ans Grab." — „Nu stäht, nu stäht, es wird recht werden. Gott verläßt keinen Deutschen nicht." Ich bemerkte aber: „So sagt

eine jede Nation! Bei mir aber, Freund Kurz, giebt's nicht mehr: stäht, nu stäht, denn ich pressier', ich hab' Eile mit der

'Freiheit, die ich meine, die mein ganzes Ich erfüllt!'"

Und so Adieu, Kurz! Denk an mich, der jetzt seine Freiheit errungen hat, wenn es bei dir „nu stäht", nur zu „stäht" voran in die Freiheit geht!

* * *

Werden ministerielle Federn noch einmal den Versuch machen, den Verleger dieser Enthüllungen des „Mißbrauchs der Presse" zu zeihen und als einen Mann hinzustellen, der gewissenlos und leichtfertig genug sei, den Hallucinationen Wahnsinniger Glauben zu schenken und im Volke durch seine Veröffentlichungen die Vorstellung zu erwecken, als ob „grobe Mißstände" vorhanden wären. Wird man noch einmal den Versuch machen, „aus den Akten" eine Widerlegung und Rechtfertigung herzustellen, wie diejenige die der Staatsanzeiger im Falle Kuhnle und in den daran sich schließenden Fällen sechs Wochen nach der Veröffentlichung der Schrift hinausgab? Ich denke, nein. Die „aktenmäßige" Geschichtschreibung im Staatsanzeiger hat ihren Nimbus ebenso gründlich verloren, wie die „aktenmäßige" Begutachtung durch das Medizinalkollegium. Man zieht allgemein die realistische Darstellung aus dem Leben gegriffener Zustände und Thatsachen vor. Wird wohl bald die Zeit kommen, wo diejenigen des „Mißbrauchs der Presse" angeklagt werden, deren Beruf es wäre, Schäden und Mißstände aufzudecken, es aber aus Charakterlosigkeit, Feigheit und Servilismus unterlassen? —

Ein mit Kuhnle seit lange vertrauter Mann, der einen genauen Einblick in die von uns geschilderten Zustände besitzt, schreibt dem Verleger im Hinblick auf die Leidensgeschichte Kuhnles und seiner vielen Leidensgenossen:

„Genius der Wissenschaft, Genius der Kultur verhülle dein Haupt vor diesem Bild des vielgepriesenen Rechtsstaats des neunzehnten Jahrhunderts! Aber auch dieses Kulturbild, genannt „Fall Kuhnle Nro. I und II" ist nicht das einzige, welches sich den Blicken patriotisch Gesinnter zeigt, es ist nicht eine Ausnahme von der Regel, sondern nur ein Glied in der unendlich langen Kette eines büreaukratischen Systems, welches geeignet ist, die Entrüstung und den Abscheu der zivilisierten Welt herauszufordern. Oft rühmte man es in den letzten fünfundzwanzig Jahren diesem Lande wie einer guten Hausfrau nach, daß man so wenig über dasselbe spreche, also nichts zu tadeln sei. Dieses Rätsel ist heute gelöst! Wie auf einen Schlag erheben sich die lebendig Begrabenen, die geistig gesunden Insassen der Irrenhäuser mit Protesten und Verwünschungen gegen ein solches System der geistigen und körperlichen Vergewaltigung und wie in der großen Hunnenschlacht sieht man die Geister der Erschlagenen in der Ferne aufsteigen und am Kampfe teilnehmen."

Vier Jahre unschuldig in württembergischen Irrenanstalten.

Geheime Vehme und moderne Bastille.

Auf Grund eigener Erlebnisse erzählt

von

Wilhelm Kuhnle,
Bauer in Beutelsbach, O.-A. Schorndorf (Württemberg).

Zweite Auflage. Preis 60 Pfennige.

Stuttgart.
Verlag von Robert Lutz.
1894.

Motto:

Seitdem die Fackel der Oeffentlichkeit in die Rechtspflege hineinleuchtet, werden Richter und Rechtsanwälte von dem Bewusstsein erfüllt, dass über den Wert der Leistungen des Einzelnen ***als höchste, letzte und unfehlbarste Instanz die öffentliche Meinung aburteilt.***

[Aus der Rede des ***Justizministers Dr. von Faber*** *vor dem Anwaltstag in Stuttgart, am 10. September, dem Tage der Veröffentlichung dieser Schrift.]*